universität wien

DISSERTATION

Titel der Dissertation

MIGRANTEN IM ÖSTERREICHISCHEN MEDIENBEREICH

—

Eine biographisch-empirische Studie zu Mitarbeitern des Radiosenders FM4

Verfasserin

Johanna Kreid, Mag. phil.

angestrebter akademischer Grad

Doktorin der Philosophie (Dr. phil.)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A 784 307
Dissertationsgebiet lt. Studienblatt:	Kultur- und Sozialanthropologie
Betreuerin / Betreuer:	Univ.-Doz. Dr. Estella Weiss-Krejci

Ich bedanke mich bei all jenen, die zum Gelingen dieser Dissertation beigetragen haben.

Mein besonderer Dank gilt all meinen Interviewpartnern, ohne die dieses Projekt nicht möglich gewesen wäre. Ich danke ihnen für ihr Vertrauen, ihre Zeit und ihre Ideen. Außerdem danke ich ihnen für das Interesse, das sie meinem Forschungsthema entgegenbrachten.

Ebenso bedanke ich mich bei Estella Weiss-Krejci: für unsere Zusammenarbeit, für die unzähligen eMails, die wir ausgetauscht haben, für die informativen Besprechungen, für die verlässliche Unterstützung in allen Bereichen des Studiums, für die aufmunternden Worte — und vor allem dafür, dass sie mich an ihrem wertvollen Erfahrungsschatz teilhaben ließ.

Ein weiteres Dankeschön gilt meinem Partner und Korrektor Guido Tartarotti für seine Unterstützung in jeglicher Hinsicht.

VORWORT 9
1. EINLEITUNG 11
1.2 Aufbau der Arbeit 15
2. MIGRATION: EIN KOMPLEXES PHÄNOMEN 21
2.1 Migration innerhalb Europas und Richtung Amerika im 19. Jahrhundert 22
2.2 Migration und ihre Folgen im Europa des 20. und 21. Jahrhunderts 24
2.3 Österreich, ein Einwanderungsland? 28
2.4 Definitionen und Fachbegriffe: der Versuch eines Wegweisers 30
2.4.1 Verschiedene Definitionen von Migration 31
2.4.2 *push*- und *pull*-Modelle 34
2.4.3 Freiwillige oder unfreiwillige Migration: ein Graubereich 36
2.4.4 Flüchtlinge, Asylwerber, Arbeitsmigranten 37
2.4.5 Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Flüchtling 40
2.4.6 Legale und irreguläre Migration 41
2.4.7 Fazit aus den Kategorisierungsversuchen 42
2.5 Wichtige Eckpunkte in der Migrationsforschung 43
3. NEUE PERSPEKTIVEN, NEUE FRAGEN, NEUE FORSCHUNGSFELDER 49
3.1 Was man unter transnationaler Migration verstehen kann 51
3.2 Transnationale Migration im Lauf der Zeit 53
3.3 Was zu transnationalem Handeln führen kann 55
3.4 Konsequenzen transnationaler Praktiken 57
3.5 Fallbeispiele für transnationale Migration 60
3.6 Rückblick: frühe Arbeiten zu Transnationalismus 61
3.7 Transnationale Migration ab den 1990er-Jahren 63
3.8 Die Migration Hochqualifizierter 67
3.8.1 Wer als „hochqualifiziert“ gilt 68
3.9 Hochqualifizierte Migration ab den 1960er-Jahren 69
3.9.1 Fallbeispiele zum Thema *braindrain* 71
3.9.2 Hochqualifizierte und der Arbeitsmarkt 74
3.10 Blick auf die Individuen: Wer steckt hinter den Hochqualifizierten? 77
3.10.1 Migration internationaler Studenten 79
3.11 Junges Forschungsfeld: Migration der sogenannten Mittelschicht 81
3.12 Fallbeispiele zur Migration der Mittelschicht 82
4. FORSCHUNG ZU MIGRANTEN IM MEDIENBEREICH 87
4.1 Migranten in österreichischen Mainstream-Medien 87
4.2 Eckdaten zum Forschungsfeld FM4 90

4.3 Programmgestaltung und Personalrekrutierung bei FM4 ... 92
4.4 Biographisch-narrative Interviews: zur Wahl der Methode ... 95
4.5 Vorbereitung der Interviews ... 98
4.6 Zugang zum Forschungsfeld ... 99
4.7 Transkription und Auswertung ... 101
4.8 Vorstellung der interviewten Radiomitarbeiter ... 103
4.8.1 Interviewpartner, die selbst migrierten ... 104
4.8.2 Interviewpartner mit Migrationshintergrund ... 108
5. DIE UNTERSCHIEDLICHE WAHRNEHMUNG VON MIGRANTEN ... 113
5.1 Die komplexen Motive für eine Migration ... 113
5.2 Die Distanz zu „Migrant“ oder „Migrationshintergrund“ ... 118
5.3 Begriff „Migration” weckt vor allem negative Assoziationen ... 125
5.4 Der Migrant innerhalb der nationalstaatlichen Ordnung ... 128
5.5 Die Folgen für Migranten ... 131
5.6 „Migrationshintergrund“ ist kein neutraler Begriff ... 134
6. DIE ROLLE DES MIGRATIONSHINTERGRUNDES IM KINDES- UND JUGENDALTER ... 139
6.1 Erlebnisse von Migrantenkindern in der Schule ... 139
6.2 Schule: eine Institution zur Reproduktion ... 142
6.3 Blockaden und Segmentierungen im österreichischen Schulsystem ... 145
6.4 Kindern neue Facetten von Migration vermitteln ... 150
6.5 Sprache als „Quelle der Disintegration“ ... 152
6.6 „Anders“ aufwachsen als andere Kinder ... 156
6.7 Diskriminierungen aufgrund des Aussehens ... 159
7. RASSISMUS UND FORDERUNGEN NACH INTEGRATION ... 165
7.1 Rassismus: von subtiler Beleidigung bis zu handfester Gewalt ... 165
7.2 Fallbeispiele: Wie sich Rassismus im Alltag äußern kann ... 169
7.2.1 Rassismus gegenüber Muslimen ... 175
7.2.2 Rassismus gegenüber Deutschen in Österreich ... 178
7.3 Rassistische Blockaden, die sich hartnäckig halten ... 180
7.4 Forderungen nach Anpassung und Integration ... 182
7.5 Fallbeispiele für oft unbeachtete Segregation ... 184
7.6 Was Menschen mit Migrationshintergrund unter Integration verstehen ... 190
7.7 Fazit: Integration birgt zahlreiche Widersprüche ... 197
8. CONCLUSIO UND AUSBLICK ... 201
8.1 Stereotype Vorstellungen dominieren den öffentlichen Diskurs ... 203
8.2 Neue Seiten von Migration entdecken ... 205
8.3 Wie könnte man die Wahrnehmung verändern? ... 207

8.4 Potenzielle weiterführende Forschungsfragen 212
9. QUELLENVERZEICHNIS 215
9.1 Bibliographie 215
9.2 Internetquellen 248
9.3 Tabellenverzeichnis 249
9.4 Informationsmaterial von und über FM4 250
9.5 Auflistung aller Interviews 253
9.6 Zusammenfassungen der biographisch-narrativen Interviews 254
ANHANG 293
ABSTRACT (DEUTSCH) 293
ABSTRACT (ENGLISH) 294
CURRICULUM VITAE 295

VORWORT

Die Idee entstand an einem Winterabend in einem Lokal in der Wiener Innenstadt: Ich saß mit ehemaligen Arbeitskollegen an einem Tisch, die sich erkundigten, wie ich mit meinem Studium vorankomme. Fünf Jahre zuvor hatte ich nämlich meinen Job als Journalistin bei einer Tageszeitung zugunsten ebendieses Studiums aufgegeben. Gut sei ich vorangekommen, konnte ich berichten: Ich hatte vor kurzem abgeschlossen, und ich plante zudem, meine Diplomarbeit zu veröffentlichen. Die Sprache kam auf das Thema meiner Abschlussarbeit. Meine Antwort, diese handle von „erfolgreicher Migration", führte zu interessanten Reaktionen. „Gibt es das überhaupt?", entgegnete mir etwa jemand reflexartig. Eine Debatte kam in Gang, und die Fragen meiner ehemaligen Kollegen führten mir deutlich vor Augen, wie verfestigt gewisse klischeehafte Vorstellungen zu Migration sind — selbst unter gebildeten, interessierten und keineswegs Migranten-feindlichen Menschen.

Das Gespräch gab mir einige Tage zu denken, bis ich schließlich einen Entschluss fasste: Ich wollte meine Dissertation zu einem Bereich von Migration schreiben, der *nicht* den weit verbreiteten Klischees entspricht. Für meine Diplomarbeit, die schließlich unter dem Titel *Migration als „Erfolgsgeschichte". Karrieren und Strategien der zweiten Generation* (2010) publiziert wurde, hatte ich zu Migranten der zweiten Generation geforscht, die beruflich als „erfolgreich" galten. Bei meiner Dissertation wollte ich einen Schritt weiter gehen, und einen Bereich beleuchten, der noch weniger beachtet wird: jenen der Migration der sogenannten Mittelschicht.

Immerhin gibt es Wanderungsbewegungen seit Menschengedenken. Etwas polemisch formuliert könnte man sagen: Sind wir nicht alle Migranten? Migration ist Normalität, sie ist ein Phänomen, das uns tagtäglich umgibt. Wieso also immer nur die Spitzen — die irgendwie „auffälligen" — Seiten betrachten?

Ich wollte nicht, wie es so häufig vorkommt, zu Migranten forschen, die aus einem bestimmten Herkunftsland stammen, sondern einen anderen Zugang finden. Nach zahlreichen Beratungsgesprächen mit Professoren und Studienkollegen beschloss ich, zu Menschen mit Migrationshintergrund zu forschen, die in einem Sektor des Arbeitsmarktes tätig sind, den man nicht vorrangig mit Migranten in Verbindung bringt. Dass ich mich schließlich für den Medienbereich entschied, hat verschiedene Gründe. Drei meiner Interviewpartner, die ich für meine Diplomarbeit interviewt hatte, waren im Medienbereich tätig: einer beim Fernsehen, einer bei einer Tageszeitung, einer als freier Journalist. Das zeigte bereits, dass in diesem Berufsfeld also durchaus auch Menschen mit Migrationshintergrund arbeiten. Zudem schrieb ich selbst rund fünf Jahre lang als Journalistin für die Tageszeitung „Kurier". Ich verfügte noch über zahlreiche Kontakte in die Branche, was den Zugang zum Forschungsfeld erleichterte und vielerlei Möglichkeiten eröffnete. Zudem ist es eine wertvolle Ressource, Erfahrungen und Hintergrundwissen über die Branche zu haben, in der man forscht.

Insofern beschloss ich, meine verschiedenen beruflichen Erfahrungen zu nützen — sowohl jene als Anthropologin, als auch jene als Journalistin. Schließlich argumentiert auch die Kulturanthropologin Elizabeth Bird, die auf die Themenbereiche Medien und Journalismus spezialisiert ist, in *The Journalist as Ethnographer?* (2005), dass das Misstrauen zwischen den beiden Professionen längst schwindet, und Journalisten vom Erlernen gewisser ethnographischer Methoden profitieren. Bei mir war es umgekehrt: Ich konnte Erfahrungen aus dem Medienbereich in meine wissenschaftliche Arbeit einfließen lassen.

Noch eine abschließende Bemerkung: Ich verwende in meiner Arbeit kein Binnen-I — außer es handelt sich um wortwörtliche Zitate. Damit möchte ich keine wie auch immer geartete politische oder philosophische Einstellung zum Ausdruck bringen. Es ist vielmehr der Tatsache geschuldet, dass Texte mit Binnen-I meiner Erfahrung nach schlechter lesbar sind: So kann es zu Verwechslungen zwischen Buchstaben (großes „I“ und kleines „l“, zum Beispiel bei „PolInnen“), aber auch zu grammatikalischen Unschärfen kommen. Ich orientiere mich dabei an der Argumentation Umberto Ecos, der die Verwendung der maskulinen Form folgendermaßen erklärt: „Ich folge dabei grammatikalischem Brauch und bringe keinerlei Diskriminierung wegen des Geschlechtes zum Ausdruck“ (Eco 2010:5).

1. EINLEITUNG

Migration ist eine Konstante in der Geschichte der Menschheit. Seit es Menschen gibt, gibt es Wanderungsbewegungen — und dennoch gilt Sesshaftigkeit heutzutage gemeinhin als Norm, Migration jedoch nicht. Migration ist ein Thema, das häufig mit Negativem — mit Problemen verschiedener Art — assoziiert wird. Viele Menschen fühlen sich von Migration daher auch verunsichert. Das Thema dominiert Wahlkämpfe, und es liefert den Medien regelmäßig (nicht selten: negative) Schlagzeilen. Wie es die Germanistin Araba Evelyn Johnston-Arthur und der Politologe Gerd Valchars formulieren: „Migration ist heute ein allgegenwärtiges Thema, ohne das hierzulande kaum eine Zeitungsüberschrift und noch weniger ein Wahlkampf auszukommen scheint“ (Johnston-Arthur & Valchars 2011:175). Migration wurde und wird hartnäckig mit gewissen Vorstellungen verknüpft: Ist von Migranten die Rede, evoziert das nicht selten gedankliche Bilder von „Gastarbeitern“, von „Parallelgesellschaften“ oder von niedrigqualifizierten Arbeitern.

Das gilt nicht nur für die Wahrnehmung von Migranten im öffentlichen Diskurs — auch in der Wissenschaft herrschte lange Zeit ein Fokus auf gewisse Bereiche des weiten Feldes Migration. Lange dominierte ein Problem-zentrierter Fokus: So galten zum Beispiel in Großbritannien Immigranten aus der Karibik („*Blacks*“) oder aus Indien („*Asians*“) in der gesellschaftlichen wie politischen Wahrnehmung als problematisch, was wiederum ein besonderes wissenschaftliches Interesse an ihnen zur Folge hatte (Banks 1996:88 zitiert nach Armbruster 2009:60). Wie die Sozialanthropologin und Migrationsexpertin Heidi Armbruster feststellt, kann man vergleichbare Dynamiken im deutschsprachigen Raum beobachten, wo türkischstämmige Migranten oft die staatlich sowie medial definierte „Problematik“ von Immigration symbolisieren: Auch sie stellen die wohl am häufigsten untersuchte Gruppe in der Migrationsforschung dar (Armbruster 2009:60–61).

Die Soziologen Adrian Favell, Michael Peter Smith und Miriam Feldblum sprechen in diesem Kontext von einer *socio-economic lens* (Favell et al. 2006:5) — also von einer sozioökonomischen Linse —, durch die Migration lange betrachtet wurde: Das bedeutet, dass vorwiegend die auf irgendeine Art und Weise „auffälligen“ Migranten Aufmerksamkeit erregten. „Auffällig“ bedeutet in diesem Kontext, dass sie eine sozial und wirtschaftlich marginalisierte Position samt den damit einhergehenden Problemen im Schulsystem und am Arbeits- oder Wohnungsmarkt einnehmen.

So dreht sich der wissenschaftliche Diskurs um asiatischstämmige Bewohner Großbritanniens (z.B. Alexander 2004; McEwan et al. 2005), um Osteuropäerinnen in Italien (z.B. Andrijasevic 2003), um Migration zwischen den USA und den Ländern Zentral- und Mittelamerikas (z.B. Dick 2010; Landolt 2001; Pries 2001; Reichman 2011; Roberts et al. 1999; Striffler 2007), um Schwarze in Deutschland (z.B. Kampmann 1994), um Benachteiligungen von Migranten und deren Nachkommen im Schulsystem (z.B. Bauböck & Volf 2001; Binder 2005; Crul & Vermeulen 2005; Herzog-Punzenberger 2005a, b; Weiss 2006; Weiss & Unterwurzacher

2007), um die Lebensumstände und Schwierigkeiten der zweiten Generation in Österreich oder Deutschland (z.B. Herzog-Punzenberger 2005a, b, 2007a, b, 2008; Reißlandt 2007; Schramkowski 2007; Viehböck & Bratić 1994; Weiss 2007, 2011), um türkischstämmige Einwanderer und deren Nachkommen in Österreich sowie in Deutschland (z.B. Caglar 2004; Kosnick 2004; Six-Hohenbalken 2007; Pécoud 2004), um die Benachteiligung von Migranten am österreichischen Arbeitsmarkt (z.B. Bauböck & Volf 2001; Fassmann et al. 2007; Kohlbacher 2005; Manolakos & Sohler 2005) sowie am Wohnungsmarkt (z.B. Bauböck & Volf 2001; Fassmann et al. 2007; Kohlbacher & Reeger 2007), um die soziale Situation beziehungsweise Armutsgefährdung verschiedener Migrantengruppen (z.B. Fassmann et al. 2007; Fassmann & Reger 2007; Heitzmann & Förster 2007) oder um die Situation von Muslimen (z.B. Dagistanli & Grewal 2012; Kröll 1999; Mulinari & Neergard 2012; Potz 2007; Schiffauer 2007). Diese Aufzählung erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit und könnte nahezu endlos fortgesetzt werden — sie soll bloß beispielhaft zeigen, dass manchen Migranten sowie Themen mehr Aufmerksamkeit zuteil wurde als anderen.

Andererseits gibt es auch Migranten, die dadurch „auffallen“, dass sie überdurchschnittlich gut ausgebildet sind und prestigeträchtige berufliche Positionen besetzen. Dieses Ende des sozialen Spektrums erfuhr erst später wissenschaftliche Aufarbeitung, die vorerst auch anderen Fragestellungen nachging: Ab den 1960er-Jahren kam in Großbritannien Angst vor einer verstärkten Emigration qualifizierter Arbeitskräfte in die USA auf (z.B. Brinley 1966; Gerstl & Perrucci 1965). Debatten über den *braindrain* kamen in Gang: Es ging unter anderem darum, ob und wie sehr die Auswanderung Hochqualifizierter den Herkunftsregionen schaden könnte (z.B. Askari et al. 1977; Ayubi 1983; Bhagwati & Hamada 1974; Bhagwati 1979; Grubel & Scott 1966a, b), welche Länder eher von einem *braindrain* bedroht sein könnten (z.B. Carrington & Detragiache 1998, 1999; Weber 1970), wie man einem *braindrain* entgegensteuern könnte (z.B. Lowell & Findlay 2001) oder ob die Abwanderung Hochqualifizierter gar auch positive Folgen für die Herkunftsländer habe (z.B. Beine et al. 2001; Lowell et al. 2004; Mountford 1997; Stark 2004). Erst zirka ab den 1980er-Jahren wurden die Hochqualifizierten allmählich zu einem Forschungsfeld der Migrationswissenschaft. So konstatieren die Migrationsexperten Khalid Koser und John Salt noch in den 1990er-Jahren: „Until recently, migration by the highly skilled has attracted little attention among international migration scholars“ (Koser & Salt 1997:285). Das Interesse an den Hochqualifizierten wuchs, als sich die Strukturen von Unternehmen zu verändern begannen und Menschen vermehrt innerhalb dieser Firmengeflechte migrierten: Temporäre Aufenthalte in anderen Ländern wurden somit häufiger. Zudem stieg das Interesse an politischen Maßnahmen zur Steuerung von Migration (Koser & Salt 1997:285–286).

Sehr oft ging es im Zusammenhang mit hochqualifizierter Migration um arbeitsmarktbezogene Fragen, und erst allmählich erwachte auch Interesse daran, welche Menschen denn nun hinter diesen hochqualifizierten Migranten stecken. Der Geograph Allan M. Findlay merkt noch 1995 an: „[…] there is also the need to recognize the diversity of skilled

transients themselves, and to give greater emphasis to the intentionality of their migrant actions" (Findlay 1995:521). Antworten auf die Frage nach den Qualifikationen, Motiven und Befindlichkeiten dieser Migranten finden sich etwa im Sammelband *The Human Face of Global Mobility* (Smith & Favell 2006), der sich auch den Mikroebenen des Phänomens Migration widmet. Er beinhaltet unter anderem Beiträge über Hürden im Alltagsleben von indischstämmigen Hochqualifizierten in den USA (Chakravartty 2006), über Entscheidungsprozesse von Studenten, die in Erwägung ziehen zu migrieren (Szelényi 2006) oder über die Erfahrungen von Migranten in mittleren bis höheren Positionen finnischer und schwedischer Telekommunikationsunternehmen (Bozkurt 2006). Paula Chakravarttys Beitrag *Symbolic Analysts or Indentured Servants? Indian High-Tech Migrants in America's Information Economy* (2006) demonstriert zum Beispiel, wie trügerisch es sein kann, hinter den Hochqualifizierten eine internationale, hochmobile Elite zu vermuten. Tatsächlich haben sie im täglichen Leben durchaus mit Benachteiligungen im Job, mit rassistischen Anfeindungen oder mit sozialer Ausgrenzung zu kämpfen.

Doch das komplexe Phänomen Migration umfasst weit mehr als sozial und wirtschaftlich ausgegrenzte oder hochqualifizierte Migranten. Nur jene zu beachten, die in einer marginalisierten Situation leben oder die als beruflich erfolgreich hervorstechen, führt zu einer verkürzten Darstellung einer Realität, die doch wesentlich facettenreicher ist (Favell et al. 2006:2). Was ist also mit jenen Migranten, die sich zwischen diesen Enden des sozialen Spektrums befinden? Auch wenn zunehmend Arbeiten zu diesem Bereich entstehen (z.B. Favell 2003, 2006, 2008; Batnitzky et al. 2008; Mapril 2011; Ruokonen-Engler 2012), gibt es Aspekte, die bisher noch wenig beleuchtet wurden. Doch auch Forschung in diesen Sektoren hat Potenzial, wichtige Erkenntnisse zu liefern. Wie Favell et al. (2006:4–5) argumentieren, demonstriert gerade Forschung zu Menschen, deren Migration freiwillig geschah und die deutlich seltener von sozialer Exklusion oder wirtschaftlicher Ausbeutung betroffen sind, in welchen Lebensbereichen nach wie vor hartnäckige Barrieren existieren und wo Mobilität eingeschränkt wird.

Betrachtet man nun die demographische Situation in Österreich, sind die Folgen der „Gastarbeiter"-Rekrutierung der 1960er- und 1970er-Jahre nach wie vor spürbar. Die Arbeitskräfte wurden vor allem im ehemaligen Jugoslawien sowie in der Türkei angeworben, was zu einer quantitativ bedeutenden Arbeitskräftezuwanderung aus diesen Regionen führte (z.B. Bauböck & Volf 2001; Strasser 2009a; Strasser et al. 2009; Viehböck & Bratić 1994). Bis heute stammen vergleichsweise viele Migranten sowie deren Nachkommen aus den besagten Regionen (z.B. Statistik Austria 2012 c, d), — sie sind also schon aufgrund ihrer Anzahl auf gewisse Weise „auffällig". Ebenso sind sie das aufgrund der Konzentration in gewissen Sektoren des Arbeitsmarktes: Diesen kann man, ebenfalls als Folge der „Gastarbeiter"-Rekrutierung, als „ethnisch segmentiert" (Bauböck & Volf 2001:55; Fassmann et al. 1999:111; Gärtner 2003:449; Herzog-Punzenberger 2005a:203) bezeichnen.

Selbstverständlich sind Personen mit Migrationshintergrund aber auch in Bereichen des Arbeitsmarktes tätig, die man nicht in erster Linie mit Migranten in Verbindung bringt. An dieser

Stelle setzt meine Forschung an: Sie widmet sich Menschen, die in Österreich leben und im Bereich der österreichischen Massenmedien tätig sind. Diese Personen migrierten entweder selbst, oder sie haben zumindest einen Elternteil, der Migrant ist. Die Datenerhebung erfolgte mittels narrativ-biographischer Interviews.

Da die Menschen, zu denen ich forsche, nicht die „prototypischen" Migranten darstellen, kann man sie beispielsweise dem Bereich der „unsichtbaren Migration" (siehe z.B. Ruokonen-Engler 2012) oder auch der Migration der sogenannten Mittelschicht zuordnen. Mein primäres Forschungsinteresse gilt daher folgenden Fragen: Welchen Stellenwert räumen sie ihrer Migrationserfahrung in ihren biographischen Schilderungen ein? Hat ihr Migrationshintergrund sie geprägt, spielt er eine wichtige Rolle in ihrem Alltag? Beeinflusst er etwa ihre Arbeit, ihre Sozialkontakte oder andere Handlungen? In welchen Bereichen des Lebens stellt ihr Migrationshintergrund eine positive Ressource dar? Wo gibt es Schwierigkeiten? Würden sie sich selbst überhaupt als „Migranten" bezeichnen? Bei Migranten der zweiten Generation geht es zusätzlich darum, herauszuarbeiten, inwieweit die Migrationserfahrung der Eltern in ihrem Leben eine Rolle spielt, und ob sie das Familienleben beeinflusst hat. Und: Betrachten sich die Migranten der zweiten Generation eigentlich als „Menschen mit Migrationshintergrund", oder finden sie, dass diese Bezeichnung nicht auf sie zutrifft? Ferner ist eines der Ziele dieser Arbeit, den wohl eher „untypischen" Migranten innerhalb des Diskurses eine Stimme zu verleihen und so zu einer weiter gefassten Vorstellung von Migration — abseits von marginalisierten Positionen und anderen Problemen — beizutragen.

Innerhalb der Medien gilt mein Interesse dem Radiosender FM4. FM4 gehört zum Österreichischen Rundfunk (ORF) und sendet täglich bis 15 Uhr Programm in englischer Sprache (Pressemappe 2011:10–11). Da Moderatoren sowie Nachrichtensprecher *English native speaker* sein müssen, und außerdem gezielt Mitarbeiter mit Migrationshintergrund rekrutiert werden, ist dieser Sender besonders geeignet für meine Datenerhebung. Die Wahl von FM4 begründet sich auch darin, dass ich bewusst vermeiden wollte, mit Migranten zu arbeiten, die in Spartenmedien tätig sind, die von Migranten gemacht werden und die sich (zum Beispiel der verwendeten Sprache wegen) wiederum hauptsächlich an Migranten richten (siehe z.B. Ginsburg et al. 2002; Kosnick 2004, 2007). Als Teil des Österreichischen Rundfunks zählt FM4 zu den österreichischen Massenmedien.

Die Informationen über FM4 bezog ich aus zwei Experteninterviews mit Mitarbeitern des Senders, aus der offiziellen Pressemappe aus dem Jahr 2011, sowie aus Dokumenten, die mir Mitarbeiter der Pressestelle von FM4 übermittelt haben (siehe Abschnitt 9.4). Die biographisch-narrativen Interviews führte ich mit neunzehn FM4-Mitarbeitern: Elf von ihnen migrierten selbst, zwei kamen im Kindesalter nach Österreich, und die restlichen sechs sind in Österreich geboren, haben aber mindestens einen Elternteil, der Migrant ist. Meine Interviewpartner respektive deren Eltern stammen aus Argentinien, Ägypten, Südkorea, Deutschland, Kanada, Großbritannien (Schottland und England), USA, Neuseeland, Ungarn, Peru, Bulgarien und der Türkei. Die

Interviewten arbeiten bei FM4 als Moderatoren, Redakteure, Kolumnisten, Nachrichtensprecher, Produzenten, im Marketing oder in der Öffentlichkeitsarbeit. Zusammenfassungen von allen neunzehn biographisch-narrativen Interviews finden sich in Abschnitt 9.6. Der besseren Verständlichkeit halber sei hier angemerkt, dass ich die Bezeichnung Migrant auf jene anwende, die selbst Migrationserfahrungen gemacht haben. Schreibe ich vom Migrationshintergrund, so kann das alle meine Interviewpartner umfassen — sowohl jene, die selbst migrierten, als auch jene, deren Eltern Migranten sind. Aus dem Zusammenhang geht immer hervor, wer gemeint ist. (Zwar ist die Bezeichnung Migrationshintergrund umstritten, was ich in meiner Arbeit auch thematisiere — mangels einer zeitgemäßen Alternative erscheint sie mir an dieser Stelle aber am zweckmäßigsten, um zu erklären, wer gemeint ist.)

Ich habe mich für eine Datenerhebung mittels narrativ-biographischer Interviews entschieden (z.B. Bohnsack 2003; Burgess 1982d; Fetterman 1998; Girtler 1984; Hermanns 1991; Hopf 1991; Powles 2004; Whyte 1982). Für den Soziologen Roland Girtler etwa gilt das narrative Interview als „Königin unter den soziologischen Methoden" (Girtler 1984:149). Die narrativ-biographische Erzählung bietet großes Potenzial für neue Einblicke. Als methodologisches Konzept im Hintergrund steht die *Grounded Theory* von Glaser und Strauss (Glaser & Strauss 1998 [1967]), da es nicht um die Überprüfung von vorab definierten Hypothesen oder von bereits entwickelten Theorien geht, sondern darum, aus den Interviews neue Erkenntnisse zu gewinnen.

Analysiert habe ich die Transkripte meiner Interviews mithilfe der Methode des Zirkulären Dekonstruierens, wie sie von den Psychologinnen Eva Jaeggi, Angelika Faas und Katja Mruck (1998) beschrieben wird. Wie Mihai Coman — u.a. Journalist, Verleger, sowie Dekan der School of Journalism and Mass Communication Studies der Universität Bukarest — und der Kommunikationswissenschaftler Eric W. Rothenbuhler zum Thema Ethnographie feststellen: „Whatever well-applied method produces useful answers to interesting questions is fine. That is why ethnography came to be classic in anthropology, because it produced useful answers to interesting questions" (Coman & Rothenbuhler 2005:3).

1.2 Aufbau der Arbeit

Für die vorliegende Arbeit habe ich nun folgenden Aufbau gewählt. In den Kapiteln 2 und 3 gehe ich auf Theorie zum Bereich Migration ein. Das folgende **Kapitel 2** dient der Einführung in die komplexe Thematik. Ich bespreche in knapper Ausführung historische Ereignisse sowie Migrationsströme, die in der jüngeren Vergangenheit Europas bedeutend waren — und die es zum Teil bis heute sind. Industrialisierung, Urbanisierung, die Ausbreitung des Kapitalismus, Veränderungen der sozioökonomischen Strukturen, die Suche nach Land und Arbeit, aber auch neue Transportmöglichkeiten: Mannigfaltige Gründe sorgten im 18. und 19. Jahrhundert für massenhafte Migration innerhalb Europas, aber auch über den Atlantik in Richtung Amerika (z.B. Bade 1980; Curtin 1997; Fassmann & Münz 2007; Kearney 1997; Recchi 2006; Santel 1995; Zolberg 1997). Auch im 20. Jahrhundert war Europa in Folge der beiden Weltkriege sowie

aufgrund faschistischer Regime Schauplatz gewaltiger Wanderbewegungen (z.B. Fassmann & Münz 2007; Kearney 1997; Recchi 2006; Santel 1995). Mitte des 20. Jahrhunderts begann schließlich die Rekrutierung von „Gastarbeitern", die in den 1970er-Jahren zwar relativ abrupt endete, die die Bevölkerungszusammensetzung jedoch bis heute prägt (z.B. Bade 1980; Bauböck & Volf 2001; Bös 1997; Rhoades 1978b; Santel 1995; Strasser 2009a; Strasser et al. 2009; Viehböck & Bratić 1994; Zick et al. 2008).

Im Anschluss erläutere ich verschiedene Definitionen von Migration (Braukämper 1999; Cohen 2004; Fassmann & Stacher 2003; Hammar & Tamas 1997; Hoffmann-Nowotny 1970; Kearney 1997; Oswald 2007; Treibel 2008; United Nations 1998) sowie Begriffe, die in der Migrationsforschung häufig vorkommen und deren Diskussion wichtig ist. Erwähnenswert sind etwa *push*- und *pull*-Modelle sowie auch Kritikpunkte an diesen Konzepten (z.B. Bös 1997; Esser 1980; Lee 1966; Mückler 2001; Portes & Böröcz 1989; Santel 1995; Zolberg 1989). Geht es um Migration, stößt man häufig auf die Unterscheidung von freiwilliger und unfreiwilliger Migration. Wie sich zeigt, ist diese Differenzierung oft unpräzise, da viele Migrationsentscheidungen nicht eindeutig einem der beiden Pole zuordenbar sind (z.B. Nuscheler 1995; Santel 1995; Strasser 2009a). Ebenso bespreche ich Begriffe wie Flüchtling, Asylwerber und Arbeitsmigrant (Bös 1997; Drotbohm 2011; Gedalof 2003; Nuscheler 1995; Strasser 2009a; Tošić et al. 2009; UNHCR 1951) sowie legale und irreguläre Migration (Andrijasevic 2003; Bös 1997; Nuscheler 1995; Sting 2006). Hier zeigt sich bereits, dass Migration ein außerordentlich komplexes Phänomen ist und eindeutige Kategorisierungen oft nicht möglich sind. Zusätzlich folgen überblicksmäßige Anmerkungen zu wichtigen Eckpunkten in der Entwicklung der Migrationsforschung (z.B. Armbruster 2009; Frobenius 1925; Hannerz 1980; Markom 2009; Park 1964 [1928]; Park et al. 1970 [1925]; Ratzel 1891, 1899, 1967 [1912]; Ravenstein 1885; Redfield 1941; Wallerstein 1974, 1984, 1986, 1995; Wolf 1966).

In **Kapitel 3** gehe ich auf die Entwicklung neuer Forschungsfragen und neuer Perspektiven ein, die dazu beigetragen haben, laufend weitere Facetten von Migration wahrzunehmen und zu beleuchten. Lange betrachtete man Migration als eine Art lineare Bewegung von A nach B. Die Etablierung der transnationalen Forschungsperspektive in den 1990er-Jahren half, diese eindimensionale Sichtweise zu überwinden (z.B. Glick Schiller 1997, 1999; Glick Schiller et al. 1994, 1995; Portes 1996a, b, 1998, 1999; Roberts 1995; Roberts et al. 1999; Vertovec 1999). Die neue Perspektive schärfte das Bewusstsein dafür, dass Migrationsprozesse viel mehr umfassen als bloß eine Wanderung samt anschließender Eingliederung. Ging es um Herkunfts- und Aufnahmeland, war es nicht länger eine Frage von entweder/oder: Man beobachtete, dass sich das Leben der Migranten nicht ausschließlich im neuen Land abspielen muss, sondern dass sie sich durchaus in mehreren Ländern politisch, sozial oder wirtschaftlich engagieren können. Insofern half der neue Blickwinkel, binäre Denkmuster zu überwinden. Ebenso legte man das Augenmerk darauf, dass Migration nicht nur den Migrierten selbst betrifft, sondern dass auch die Sesshaften

durch die Verbreitung von Ideen, Objekten oder Informationen in die Prozesse eingebunden sind (z.B. Levitt & Glick Schiller 2004).

Ich erkläre, was man unter transnationaler Migration beziehungsweise unter Transmigranten verstehen kann (z.B. Glick Schiller et al. 1994, 1995; Portes 2001; Pries 2001; Vertovec 2004, 2009), gehe darauf ein, was transnationales Handeln unter Umständen motiviert oder hemmt (z.B. Dahinden 2010; Portes 2003), und welche Konsequenzen transnationale Aktivitäten haben können (z.B. Levitt & de la Dehesa 2003; Levitt & Jaworsky 2007; Portes 1999). Zur Veranschaulichung für die vielfältigen, interessanten Ausformungen von transnationaler Migration führe ich außerdem Fallbeispiele aus der Literatur an (z.B. Dick 2010; Levitt 2000; Morokvasic 2003).

Eine Dichotomie in der Wahrnehmung von Migranten konnte aber auch mithilfe der transnationalen Forschungsperspektive nicht überwunden werden, denn: Einerseits evozierte der Begriff „Migrant“ nach wie vor gewisse Vorstellungen von problematischen Lebensumständen und Marginalität. Andererseits weckten — wie bereits erwähnt — auch die hochqualifizierten Migranten Interesse. Debatten zum Thema *braindrain* und zu arbeitsmarktbezogenen Fragen kamen in Gang. Migration umfasst aber weit mehr: Wie bereits angedeutet, legte man das Augenmerk schließlich auch auf die Individuen, die hinter der vermeintlichen „Elite“ der Hochqualifizierten stecken. In weiterer Folge weckten Migranten der sogenannten Mittelschicht ebenfalls Interesse. In Kapitel 3 gehe ich auch auf die Entwicklung dieser Debatten ein, im Zuge derer immer neue Forschungsfelder erschlossen wurden. Manche der Themenbereiche wurden lange Zeit wenig bis gar nicht beachtet, und erfahren teilweise erst in jüngerer Zeit wissenschaftliche Aufarbeitung. Die Skizzierung dieser Entwicklung ist zudem insofern wertvoll, als sie vor Augen führt, wie vielschichtig Migration tatsächlich ist.

Nun ist auch meine Feldforschung in einem Bereich angesiedelt, der noch eher untypisch für die Migrationsforschung ist. In **Kapitel 4** stelle ich mein Forschungsfeld sowie die von mir gewählte Methode der Datenerhebung vor. Was den Medienbereich betrifft, gab es noch keine detaillierte Erhebung, wie viele Menschen mit Migrationshintergrund dort tätig sind. Datenerhebungen aus dem Jahr 2012 legen aber nahe, dass ihr Anteil bei rund zehn Prozent liegen dürfte (siehe URL1). Migranten gelingt es aus verschiedenen Gründen zunehmend, im Medienbereich beruflich Fuß zu fassen: So gibt es verschiedene Initiativen, die Migranten den Einstieg in den Journalismus erleichtern sollen. In diesem Bereich nimmt FM4 eine Vorreiterrolle ein, da der Sender gezielt Mitarbeiter mit Migrationshintergrund rekrutiert: Ich gebe Einblicke in die Programmgestaltung und die Philosophie dahinter, in die Zusammensetzung der Redaktion sowie in Besonderheiten bei der Personalrekrutierung.

Anschließend beschreibe ich die Methode der Datenerhebung in ebendiesem Feld: Da es um die Frage geht, welche Rolle der Migrationshintergrund im Leben der Radiomitarbeiter spielt, stellt das narrativ-biographische Interview (z.B. Hermanns 1991; Hopf 1991) ein probates Mittel der Datenerhebung dar. Immerhin ist die Biographie die dominante Ordnung menschlicher

Lebensläufe (z.B. von Engelhardt 2006). Ich beschreibe, woran ich mich bei der Interview-Vorbereitung orientierte (z.B. Bohnsack 2003; Dausien 1994, 1996; Fetterman 1998; Przyborski & Wohlrab-Sahr 2008), welchen Zugang zum Forschungsfeld ich wählte (Burgess 1982d), und wie die Interviews verliefen. Der besseren Nachvollziehbarkeit halber skizziere ich außerdem die Dateninterpretation mithilfe der Methode des Zirkulären Dekonstruierens (Jaeggi et al. 1998). Die überblicksmäßige Beschreibung meiner Feldforschung bildet den Abschluss: Dabei stelle ich alle meine Interviewpartner in knapper Form vor und erkläre berufliche Position sowie Migrationshintergrund der jeweiligen Personen. Das gibt Einblick, über welchen Zeitraum sich die Feldforschung erstreckte, wann ich mit wem gesprochen habe, und wie sich die Gruppe meiner Interviewpartner zusammensetzt.

In **Kapitel 5** gehe ich detaillierter auf die Migrationsmotive meiner Interviewpartner respektive deren Eltern ein. Ich zeige, dass es zumeist nicht ein isoliertes Ereignis ist, das eine Migration bedingt, sondern dass es sich um ein Zusammenspiel vielerlei Faktoren handelt: Der familiäre Hintergrund, Sprachkenntnisse, Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten, persönliche Interessen, Partnerschaften, zufällige Bekanntschaften etc. können Einfluss ausüben. Das illustriert erneut die Komplexität von Migrationsprozessen. Ebenso unterstreichen die Ausführungen, dass es sich bei jenen, die selbst migrierten, *per definitionem* um Migranten handelt. Bei den anderen erfüllt mindestens ein Elternteil diese Kriterien. Dies erneut hervorzuheben ist insofern von Bedeutung, als interessante Diskrepanzen zutage treten: Wiewohl alle ihrem Migrationshintergrund eine wichtige Rolle in ihren Biographien einräumen, fühlen sich die meisten mit Bezeichnungen wie „Migrant“ oder „Migrationshintergrund“ wenig bis gar nicht angesprochen. Mit Migration assoziieren sie nämlich vorwiegend schwierige Lebensumstände, Abschied und Endgültigkeit.

Diese Wahrnehmungen von Migranten wurzeln unter anderem darin, dass die nationalstaatliche Unterteilung der Welt gemeinhin unhinterfragt mitgedacht wird (z.B. Wimmer 2002, 2004, 2006; Wimmer & Glick Schiller 2002). Innerhalb dieser Ordnung scheinen Migranten nun eine Art „Ausnahmeerscheinung“ zu verkörpern: Sie können zum Beispiel als „nicht dazugehörig“, illoyal oder anfällig für Außenseitertum konstruiert werden (z.B. Geisen & Riegel 2007; Silverstein 2005; Stolcke 1995; Wimmer 2006; Wimmer & Glick Schiller 2002). Es zeigt sich, dass sich der Begriff „Migration“ im alltäglichen Diskurs vorwiegend auf (meist: problembehaftete) Teilbereiche des weiten Phänomens Migration bezieht. Zwar gelten Bezeichnungen wie „Migrationshintergrund“ als politisch korrekt, dennoch transportieren sie einseitige — tendenziell negative — Vorstellungen (siehe auch Hochgerner 2011).

Kapitel 6 handelt von der Rolle des Migrationshintergrundes im Kindes- und Jugendalter. Dieser kann den Werdegang in der Schule beeinflussen: Ich verknüpfe Ergebnisse meiner Feldforschung mit Erkenntnissen aus der Theorie, denn so zeigt sich, dass die Erfahrungen einiger meiner Interviewpartner geradezu beispielhaft sind. Kinder mit Migrationshintergrund sind teils massiven Benachteiligungen ausgesetzt. Grundsätzlich trägt das Schulsystem weniger zum

sozialen Aufstieg, als vielmehr zur Perpetuierung sozialer Ungleichheit bei (z.B. Collins 1988, 2012; Foley 1994 [1990]; Herzog-Punzenberger 2007a; Khan-Svik 2007; Suárez-Orozco 1991). Bei manchen Kindern — vor allem bei türkischstämmigen — können die hartnäckigen Blockaden gar jegliche Bildungskarriere verhindern: etwa, indem sie ohne Bedarf nach sonderpädagogischer Förderung in der „Bildungssackgasse“ (Lebhart & Münz 1999:20) Sonderschule landen (z.B. Bauböck & Volf 2001; Viehböck & Bratić 1994; Weiss & Unterwurzacher 2007). Zudem wird Mehrsprachigkeit eher als Lernbehinderung denn als Ressource gewertet (z.B. Binder 2002; Binder & Gröpel 2009; de Cillia 2007).

Freilich spielt der Migrationshintergrund auch außerhalb der Schule eine Rolle: Kinder können sich etwa aufgrund ihres Akzents oder ihrer anderen Muttersprache „ausgeschlossen“ fühlen (siehe auch Bauböck & Volf 2001; Collins 1988, 2012; Harrison 2012). Manche verbergen ihre Muttersprache oder ihren Migrationshintergrund im Kindes- und Jugendalter vor Gleichaltrigen, was durchaus auch Konflikte im Elternhaus nach sich ziehen kann. Einige reflektieren zudem über die Erfahrung, in einem Elternhaus aufzuwachsen, das sich — etwa anhand von Mentalität, Gebräuchen oder Gepflogenheiten — von denen anderer Kinder unterschied. Einige berichten außerdem, dass sie bereits im Kindesalter Rassismus erleben mussten.

In **Kapitel 7** kommt das Thema Rassismus erneut zur Sprache. Ebenso geht es um die damit oft einhergehende Forderung nach Anpassung — Stichwort: Integration — sowie um gelebte Vielfalt. Das Erfahrungsspektrum der Medienmitarbeiter mit Rassismus reicht von subtilen Ärgernissen in der alltäglichen Kommunikation bis hin zu massiven Gewaltandrohungen. Nach wie vor spielt das Aussehen — vor allem die Hautfarbe — eine zentrale Rolle (z.B. Bauböck & Volf 2001; Biffl 2007; ECRI 2010; Hieronymus 2007; Kampmann 1994; Mecheril 1994; Teo 1994; ZARA 2000), ebenso sind türkischstämmige Menschen beziehungsweise Muslime häufig von Rassismus betroffen (z.B. Ansell 2013; Bauböck & Volf 2001; Bernard 2008; Biffl 2007; ECRI 2010; Fassmann & Reeger 2007; Fassmann et al. 2007; Hummrich 2007; Kastoryano 2002; Kohlbacher & Reeger 2007; Kröll 1999; Morgan & Poynting 2012; Noble 2012; Poole 2008; Potz 2007; Schiffauer 2007; Schramkowski 2007; Silverstein 2005; Stölting 1999; Suárez-Orozco 1991; Swietlik 1994; ZARA 2002). Meine Feldforschung demonstriert, dass in diesen Fällen oft auch eine vergleichsweise hohe Ausbildung und gute berufliche Positionierung nicht vor rassistischen Behandlungsweisen schützt.

Deutlich wird, dass „Integration“ zahlreiche Widersprüche birgt: Im öffentlichen Diskurs geht es häufig um eine Art kulturelle Unvereinbarkeit mit einer vagen Vorstellung von „Österreichertum“ (z.B. Fassmann 2002; Perchinig 2010). Auch aus wissenschaftlicher Sicht findet sich kein allgemein akzeptierter Integrationsbegriff (Perchinig 2010; Thienel 2007). Zumeist geht es in der Fachliteratur aber im weitesten Sinne um die Schaffung von Chancengleichheit (siehe z.B. Bauböck & Volf 2001; Fassmann et al. 2003; Kronsteiner 2010; Oswald 2007; Perchinig 2003b, 2010; Schmidinger 2010; Thienel 2007; Zwicklhuber 2003).

Außerdem kamen Menschen mit Migrationshintergrund innerhalb dieser Diskurse noch kaum zu Wort (Schramkowski 2007:149): Daher gebe ich zu guter Letzt die Assoziationen meiner Interviewpartner zum Thema Integration wider.

Die Conclusio in **Kapitel 8** fasst die zentralen Erkenntnisse der Arbeit zusammen. Zudem beinhaltet sie weiterführende Gedanken meiner Interviewpartner: Haben sie aufgrund ihrer persönlichen sowie beruflichen Erfahrung Vorschläge, wie man die Situation für Migranten in Österreich verbessern könnte? Orten sie etwa Potenzial in der medialen Berichterstattung, Diversität realistischer abzubilden? Ebenso geht es um mögliche weitere Forschungsfragen, die wertvolle Erkenntnisse aus dem Bereich der (noch) „unsichtbaren Migration“ bringen könnten.

2. MIGRATION: EIN KOMPLEXES PHÄNOMEN

Migrations are a constant in human history. Indeed, it is a mistake to treat residential stability as normal and thus not needing explanation while treating migration as abnormal, novel, and thus uniquely needing explanation. (Josiah McC. Heyman 2006:1598)

Wer ist eigentlich ein Migrant? Auf den ersten Blick mag diese Frage banal erscheinen. Doch zeigt sich bei genauerer Betrachtung, dass sie gar nicht so einfach — oder eindeutig — zu beantworten ist.

Wörtlich übersetzt bedeutet „Migration" ganz einfach Wanderung. Die Bezeichnung stammt vom lateinischen Wort *migrare* für wandern. „In a strict sense migration is the movement of people through geographic space", meint der amerikanische Kulturanthropologe Michael Kearney (1986:331). Seit es Menschen gibt, gibt es auch Wanderbewegungen. Veränderungen des Klimas, Naturkatastrophen, ein Leben als Jäger und Sammler oder die Suche nach besserem Weideland: Schon immer existierten mannigfaltige Gründe, einen Ort zu verlassen und weiterzuziehen (Cohen 2004:647). So gab es zum Beispiel bedeutende prähistorische Wanderungen von Afrika nach Eurasien, von dort auf die Pazifischen Inseln, nach Australien und nach Nord- und Südamerika (Kearney 1997:322). Wanderer wie Forscher, Händler, Pilger, Handwerker, Krieger, Besiedler oder Eroberer schufen in der Geschichte der Menschheit Verbindungen zwischen zuvor getrennten Kulturen und Regionen (Cohen 2004:647). Der Soziologe Stephen Castles streicht hervor: „Warefare, conquest, formation of nations and the emergence of states and empires have all led to migrations, whether voluntary or forced" (Castles 1998:43).

Auch der amerikanische Politologe Myron Weiner weist darauf hin, dass Migration so alt wie die Menschheit selbst ist:

> The migration of people is as old as recorded history. Moses led his persecuted people from Egypt across the Sinai to Canaan. The seafaring Greeks established colonies in Sicily and elsewhere in the Mediterranean. Jews in Palestine were dispersed into Mesopotamia, Persia, Greece, North Africa, and Europe following the Roman destruction of the second temple in A.D. 70. From Central Asia, the Turkish people migrated into Anatolia, where they founded the Turkish state. In China, the Han people colonized non-Han regions to the south and the west. The Vikings colonized Normandy and in 1066 invaded and settled in Britain. (Weiner 1997:95)

Migration ist allgegenwärtig, und dennoch gilt Migration in unserer gegenwärtigen Gesellschaft eher als Ausnahmeerscheinung — „als Sonderfall" (Geisen 2007:31) —, während Sesshaftigkeit gemeinhin als „normal" angesehen wird. Dabei entwickelte sich doch die Sesshaftigkeit erst vergleichsweise spät: Sie war die Folge kultureller, sozialer und auch technischer Entwicklungen (Mückler 2001:117, 2011:201).

Selbstverständlich wäre es nicht sinnvoll, an dieser Stelle auf alle bedeutenden Wanderungsbewegungen seit Anbeginn der Menschheit einzugehen. Zur Einführung in die Thematik seien aber in knapper Ausführung in den Abschnitten 2.1 bis 2.3 einige historische Entwicklungen und Migrationsströme erwähnt, die in der jüngeren Vergangenheit Europas

bedeutend waren. Darauf folgen eine überblicksmäßige Besprechung von Termini, die im Zusammenhang mit Migration häufig verwendet werden (Abschnitt 2.4) sowie einige Anmerkungen zur Entwicklung der Migrationsforschung (Abschnitt 2.5).

2.1 Migration innerhalb Europas und Richtung Amerika im 19. Jahrhundert

Industrialisierung, Urbanisierung, die Ausbreitung des Kapitalismus, Flucht vor Armut, aber auch der technische Fortschritt: Zahlreiche Gründe sorgten im 19. Jahrhundert für massenhafte Migration innerhalb Europas, aber auch über den Atlantik in Richtung Amerika. Angetrieben von wirtschaftlicher Notwendigkeit, aber auch angespornt von den neuen Transportmöglichkeiten, entschieden sich viele Menschen, auszuwandern. Die Anzahl der Menschen, die über weite Distanzen migrierten, stieg an (Zolberg 1997:279).

Die weltweiten Veränderungen beeinflussten die sozioökonomischen Strukturen in den ländlichen Gebieten Europas: Die Menschen suchten Arbeit und zogen in die Städte, da dort Fabriken entstanden und Bedarf an Arbeitskräften herrschte (Morawska & Spohn 1997:25; Rhoades 1978b:555). Die Wanderer waren oftmals Bauern, die in der Landwirtschaft aufgrund der Einführung neuer Maschinen nicht mehr benötigt wurden und daher neue Arbeit suchten. In manchen Regionen waren die Bauern regelrecht gezwungen zu migrieren: etwa in Großbritannien, wo man die dadurch frei werdenden Landflächen für die Haltung von Schaf- und Rinderherden nutzte, um große Mengen an Wolle und Fleisch zu produzieren (Kearney 1997:323). Beträchtliche Wanderbewegungen gab es zudem beispielsweise von Polen in Richtung Deutschland, vom flämischen Teil Belgiens sowie von Italien nach Frankreich, von Schweden nach Dänemark sowie von Italien in die Schweiz (Zolberg 1997:285). Ebenso kam es in Europa zu Wanderbewegungen von Ost nach West, da Menschen aus Osteuropa Arbeit in den Industriezentren des Westens suchten (Fassmann & Münz 2007:21).

Neben den innereuropäischen Wanderungen kam es auch zu massiver transatlantischer Migration, wie der Historiker Philip D. Curtin erklärt: „European migration overseas began to increase from the second half of the eighteenth century. After the 1840s, it was larger than the movement out of Africa, and its total flow of people was soon larger than the whole of the past Atlantic slave trade" (Curtin 1997:76). Bis 1840 stellte nämlich Afrika die Mehrheit der transatlantischen Migranten (Curtin 1997:73). Um sich zum Vergleich die Dimensionen des afrikanischen Sklavenhandels vor Augen zu führen: Vor 1450 war er noch relativ schwach ausgeprägt, durch technologische Fortschritte in der Schifffahrt stieg die Zahl der gehandelten Sklaven in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts jedoch deutlich an. Ab den 1680er-Jahren wurde der Sklavenhandel durch die Anfänge der Industrialisierung erneut angekurbelt (Curtin 1997:71). Im 15. Jahrhundert wurden rund 42.000 Menschen in Afrika gewaltsam versklavt. Sie landeten vor allem in Europa und auf Inseln im Atlantik. Im 16. Jahrhundert wurden weitere 325.000 Sklaven über den Atlantik nach Amerika verschleppt, vor allem nach Lateinamerika. Im 17. Jahrhundert wurden 1,9 Millionen Menschen versklavt. Im 18. Jahrhundert und bis 1809 stieg

die Zahl der Versklavten gar auf 6,7 Millionen, die zumeist in die Karibik gebracht wurden. Zwischen 1810 und dem Ende des Sklavenhandels rund um 1870 wurden weitere 2,6 Millionen Menschen in Afrika versklavt (Curtin 1997:75).

Betrachtet man nun die Phase der Migration von Europa nach Amerika im 19. Jahrhundert, so lässt sich diese grob in mehrere Phasen unterteilen: Ab 1820 gingen in erster Linie Engländer, Schotten und Iren in die USA. Danach folgten Deutsche und Skandinavier, deren Migration um 1890 ihren Höhepunkt erreichte. Zudem erhöhte sich im dritten Quartal des 19. Jahrhunderts die Zahl der Emigranten aus ökonomisch schwachen Regionen Europas, wie Italien und den Balkanstaaten. Zu dieser Zeit war übrigens mit Ausnahme Frankreichs jedes europäische Land ein Auswanderungsland (Santel 1995:35–36; Recchi 2006:53). Die USA nahmen im Zeitraum von 1821 bis 1932 geschätzte 34 Millionen Menschen auf, Kanada mehr als fünf Millionen (Santel 1995:36–37). Alleine aus Deutschland gingen im 19. und frühen 20. Jahrhundert mehr als fünf Millionen Menschen nach Nordamerika (Bade 1980:348). Ebenso gab es auch Rückwanderer: Schätzungen gehen davon aus, dass etwa 30 Prozent der zwischen 1821 und 1942 in die USA eingewanderten Menschen das Land später wieder verlassen haben (Santel 1995:36–37).

Manche — wenn auch weniger — Auswanderer gingen nicht nach Nord-, sondern nach Südamerika. Rund um 1824 begann zum Beispiel eine Auswanderungswelle von Deutschland in Richtung Brasilien (Bade 1980:351; Dahme-Zachos 2003:26). Der Grund hierfür war der Plan der damaligen brasilianischen Regierung, mithilfe der Einwanderer sowohl die Besiedlung als auch die landwirtschaftliche Bewirtschaftung dünn besiedelter Gebiete im Süden des Landes voranzutreiben. Bis 1830 wanderten zirka 5000 bis 7000 Deutsche nach Brasilien aus, zwischen 1830 und 1884 waren es rund 70.000 (Donato 2000:383). Gesandte der brasilianischen Regierung lockten Deutsche mit Versprechungen wie Schenkungen von bis zu zweihundert Hektar Land, einem Grundstock an Vieh oder Steuerbefreiungen (Kamphoefner 2000:201–202). Sie rekrutierten vorwiegend in den landwirtschaftlichen Regionen im Nordosten Deutschlands (Bade 1980:355). Die Versprechungen stellten sich jedoch häufig als Irreführung heraus: Anstelle der versprochenen Güter fanden die Einwanderer schlimme Lebensbedingungen vor. 1859 verurteilte der Preußische Handelsminister August von der Heydt im sogenannten Heydt'schen Reskript offiziell die Auswanderung nach Brasilien und untersagte die Anwerbung in Preußen (Alves 2003:156; Dahme-Zachos 2003:26; Kamphoefner 2000:205).

Die Migration nach Übersee schien vielen Menschen jedenfalls verlockend, da zu jener Zeit in weiten Teilen Europas Hunger, Arbeitslosigkeit, Überbevölkerung und Armut herrschten. Betroffen waren vor allem Menschen, die ihren Lebensunterhalt in der Landwirtschaft verdienten. So kam es zum Beispiel in Irland aufgrund einer Kartoffelfäule zu einer Missernte. Um der dadurch verursachten Hungersnot zu entgehen, wanderten in den 1840er- und 1850er-Jahren zahlreiche Iren in die USA aus (Kearney 1997:323). Im Nordosten Deutschlands wiederum herrschte Mangel an bebaubarem Land: Landbesitz wurde zu jener Zeit üblicherweise an den ältesten Sohn vererbt. Für die übrigen Söhne war es jedoch meist zu teuer, eigenes Ackerland zu

pachten oder zu kaufen. Außerdem veränderten sich die Arbeitsbedingungen in der Landwirtschaft: Aufgrund der moderneren Dreschgeräte für Weizen wurden während der Wintermonate weniger Erntearbeiter benötigt. Das vermehrte Anpflanzen von Zuckerrüben erhöhte zwar den Bedarf an Saisonarbeitern im Sommer, senkte ihn aber zusätzlich im Winter. Saisonarbeit wurde immer häufiger, während der langen Winter gab es jedoch wenig Arbeit, und diese bloß zu niedrigen Löhnen (Bade 1980:360–361). Der wirtschaftlichen Not entkamen viele der betroffenen Menschen bloß durch individuelle Initiativen, und die Lösung lautete nicht selten: Auswanderung.

Des Weiteren gab es politische Gründe zu migrieren, zum Beispiel Verfolgungen nach den Revolutionen von 1848/1849 oder nach dem Erlass der Sozialistengesetze 1878 im Deutschen Reich. Der Zerfall des Osmanischen Reiches und der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie samt den darauf folgenden neuen Aufteilungen des Territoriums, die Oktoberrevolution von 1917 und die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Folgen der beiden Weltkriege hatten ebenfalls Einfluss auf die Wanderungsströme (Santel 1995:36–49).

Die Vereinigten Staaten waren ein attraktives Ziel für europäische Auswanderer. Ab Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Einreise in die USA jedoch komplizierter: Der Grund war eine zunehmend restriktivere amerikanische Einwanderungspolitik samt Einführung eines Visasystems in den 1920er-Jahren. Das führte schließlich zu einer De-Europäisierung der Immigration (Bös 1997:94; Zolberg 1997:297–298). Gleichzeitig wurde zu jener Zeit auch die europäische Auswanderungspolitik restriktiver (Santel 1995:42; Zolberg 1997:280). All diese Erschwernisse beendeten schließlich die Ära der massenhaften Migration von Europa nach Amerika (Santel 1995:42).

2.2 Migration und ihre Folgen im Europa des 20. und 21. Jahrhunderts

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beeinflussten faschistische Regime und die beiden Weltkriege die Migrationsströme sowie die Demographie Europas entscheidend.

Viele Menschen versuchten wegen der schwierigen Lebensumstände in Kriegszeiten auszuwandern. Zwar wollten die Regierungen ihr Abwandern verhindern, da sie fürchteten, ein Bevölkerungsverlust durch Auswanderung könnte die Kriegswirtschaft beeinträchtigen (Santel 1995:42–48). Dennoch kam es im 20. Jahrhundert zu massiven Wanderungsbewegungen innerhalb Europas. Großen Einfluss auf die europäischen Bevölkerungsstrukturen und -ströme hatte vor allem der Zweite Weltkrieg. Gewaltig ist allein die Zahl der Todesopfer, die er forderte: Schätzungen gehen davon aus, dass der Zweite Weltkrieg 63 Millionen Menschen das Leben kostete. In der Shoa wurden rund sechs Millionen Juden ermordet. Ebenso wurden drei Millionen Menschen, die das Naziregime anderen Minderheiten zuordnete, deportiert oder umgebracht (Kearney 1997:323).

Der Politikwissenschaftler Bernhard Santel schildert in *Migration in und nach Europa: Erfahrungen* (1995) die massiven Bevölkerungsbewegungen innerhalb Europas: Die politischen

Regime führten auf dem gesamten Kontinent zu Deportationen, Vertreibungen und Fluchtbewegungen. Um nur ansatzweise auf die gewaltigen Dimensionen der Bevölkerungsbewegungen während jener Zeit hinzuweisen: Adolf Hitler ließ beispielsweise im Zuge seiner „Heim ins Reich"-Politik rund eine Million sogenannter Volksdeutscher in die Grenzen des damaligen Deutschen Reichs umsiedeln. Nach dem Polenfeldzug der deutschen Armee wurden rund eineinhalb Millionen Polen deportiert. Die Besetzung der Balkan-Staaten durch Deutschland und Italien führte zur Flucht von mehr als einer Million Ungarn, Serben, Kroaten, Rumänen, Bulgaren und Griechen. Nach der Niederlage der Achsenmächte musste Italien rund 530.000 Flüchtlinge aus Dalmatien und Istrien aufnehmen. In Griechenland begann ein Bürgerkrieg, der etwa 750.000 Menschen zum Verlassen ihrer Heimat zwang. In den Jahren unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg verzeichnete man noch einmal zirka zwanzig Millionen europäische Flüchtlinge. Dabei handelte es sich vor allem um deutsche Vertriebene, um Kriegsgefangene der Deutschen und um ehemalige Insassen der Konzentrationslager. Nicht nur Deutschland hatte nach dem Zweiten Weltkrieg die Integration der sogenannten Vertriebenen vor sich: Durch das Ende der Kolonialregime kam es zu Rückwanderungen von Franzosen, Italienern, Belgiern, Portugiesen und Niederländern aus den ehemaligen Kolonien. Alleine diese wenigen Schlaglichter illustrieren: In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war Europa Schauplatz gewaltiger Wanderungsbewegungen (Santel 1995:52–54).

Nach dem Zweiten Weltkrieg formierten sich die politischen Systeme in Europa neu, aber auch gesellschaftlich ließen sich — nicht zuletzt als Folge der Migrationsbewegungen — interessante Veränderungen beobachten: Viele Menschen zogen auf der Suche nach Jobs in die Städte. Dort fanden sie nicht nur Arbeit, sondern sie lernten auch das Stadtleben, neue Technologien, neue Sitten und Gebräuche, Klassenbewusstsein, Forderungen nach Gleichberechtigung und vieles mehr kennen. Die Migranten nahmen somit eine Art Brückenfunktion zwischen ländlichen und urbanen Gebieten ein. Der Soziologe Ettore Recchi, zu dessen Forschungsschwerpunkten Wanderungsbewegungen und soziale Stratifikation zählen, merkt zu den Migranten jener Zeit an: „In brief, they smoothed cultural and economic differences, serving as key vectors of modernization" (Recchi 2006:56).

Politisch entwickelte sich eine Polarisierung zwischen dem sogenannten Ostblock und Westeuropa. Der Kalte Krieg sowie der Eiserne Vorhang dämmten die Migration zwischen Ost und West zwar ein — dennoch konnte sie nie komplett unterbunden werden. So kam es zum Beispiel zu Flüchtlingsbewegungen in den Jahren 1956, 1968 und 1980/81 (Fassmann & Münz 2007:9). In den 1950er-Jahren gründeten Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg und die Niederlande die Europäischen Gemeinschaften, aus denen später die Europäische Union (EU) hervorgehen sollte. Ebenfalls ab den 1950er-Jahren setzten bedeutende Migrationsströme in Europa in Form von Arbeitsmigration ein: Die gezielte Rekrutierung der sogenannten „Gastarbeiter" hatte begonnen (Zick et al. 2008:234–235). Ich verwende den Begriff „Gastarbeiter" unter Anführungszeichen, denn wie im *Österreichischen Migrations- und*

Integrationsbericht (2003) angemerkt, ist die Bezeichnung euphemistisch: „Denn die meisten der ‚GastarbeiterInnen' wurden nicht wie Gäste bevorzugt behandelt, sondern als Arbeitskräfte gebraucht, manchmal auch ausgebeutet" (Fassmann et al. 2003:7–8).

Die Rekrutierung der Arbeiter erfolgte durch Anwerbestellen vor Ort. Arbeits- und sozialrechtliche Fragen wurden mittels Verträgen zwischen Aufnahme- und Entsendeland geregelt. Gefragt war ein bestimmter Typus des „Gastarbeiters": männlich, jung, körperlich fit, anspruchslos und ausdauernd. Er sollte jene Positionen am Arbeitsmarkt besetzen, die den Einheimischen zumeist nicht attraktiv genug waren (Viehböck & Bratić 1994:16–17). Die Immigranten wurden also für Positionen am unteren Ende der Hierarchie rekrutiert, die schlecht bezahlt waren und geringes soziales Prestige hatten (Parnreiter 2005:39).

Das System, die unbeliebten Stellen am Arbeitsmarkt mit Einwanderern aus wirtschaftlich benachteiligten Regionen zu besetzen, war übrigens nicht neu. Der Historiker und Migrationsexperte Klaus Jürgen Bade führt ein anderes Beispiel für derartige Dynamiken an: In Deutschland herrschte im 19. Jahrhundert Armut, und Veränderungen in der Landwirtschaft führten zu massenhafter Auswanderung in die Vereinigten Staaten (siehe 2.1). In Folge verwandelte sich der zuvor verhältnismäßig dicht bevölkerte Nordosten in eine Region, in der es an Arbeitskräften mangelte. Vor allem Arbeiter aus Polen, zu jener Zeit unter russischer Herrschaft, und aus Galizien, damals Teil von Österreich-Ungarn, migrierten nach Deutschland und fanden sich mit Arbeitsbedingungen ab, die zuvor so viele Deutsche zur Auswanderung bewogen hatten (Bade 1980:368; siehe auch Rhoades 1978b:556; Weber 2005:382–383). Bade stellt fest: „What pushed one group pulled the other. Agrarian employers, plagued by labor shortage, welcomed the newcomers, who recommended themselves by being ‚undemanding', ‚willing,' and ‚cheap' (*bescheiden, willig und billig*)" (Bade 1980:369; kursiv im Original). Obwohl ihre Arbeitskraft dringend benötigt wurde, erschwerten verschiedene Gesetze das Einstellen von Migranten aus Polen oder Galizien (Bade 1980:370; Rhoades 1978b:557–559), stattdessen wurden umso eifriger Arbeitskräfte aus anderen Ländern, etwa Italien, rekrutiert (Bade 1980:370).

Auch für die „Gastarbeiter", die ab der Mitte des 20. Jahrhunderts rekrutiert wurden, galt: Sie wurden gebraucht, aber sie waren im Prinzip nur solange erwünscht, als sie gebraucht wurden. Sie sollten — wie es schon die Bezeichnung „Gastarbeiter" andeutet — in Zeiten schlechter Konjunktur jederzeit in ihr Herkunftsland zurücksendbar sein. Die Idee hinter der Anwerbung war nicht, permanente Arbeitskräfte ins Land zu holen, sondern den Nord- und Westeuropäischen Ländern Arbeitskräfte zur Verfügung zu stellen, auf die sie bei Bedarf zurückgreifen konnten (Morawska & Spohn 1997:32; Rhoades 1978b:564–565).

Die Rekrutierung der Arbeitsmigranten nahm in Belgien, Frankreich, Deutschland, Luxemburg, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz insofern einen ähnlichen Verlauf, als die Politiker die Arbeitsmigration anfangs förderten, sie später aber relativ rasch und restriktiv stoppten. Die jeweiligen Länder rekrutierten die Arbeitskräfte schwerpunktmäßig in gewissen

Regionen: In Belgien, Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz kamen im Jahr 1985 zwischen 57 und 70 Prozent der „Gastarbeiter“ aus nur drei Herkunftsländern. In Deutschland stammten die meisten beispielsweise aus der Türkei, gefolgt vom damaligen Jugoslawien und von Italien. In Frankreich wiederum kamen die meisten aus Algerien, Portugal und Marokko (Bös 1997:97). (Näheres zur „Gastarbeiter“-Rekrutierung in Österreich siehe 2.3)

Die Arbeitsmigration hatte also ihre geographischen Ausgangspunkte hauptsächlich in zwei Regionen: einerseits in wirtschaftlich schwachen Regionen Süd- und Südosteuropas, andererseits in nordafrikanischen Staaten wie Algerien, Marokko oder Tunesien. Beliebte Zielländer waren Deutschland und Frankreich, wobei es in Frankreich nicht nur um die Anwerbung von Arbeitskräften ging, sondern auch darum, ein Geburtendefizit auszugleichen. Tendenziell wanderten, wie auch das oben erwähnte Beispiel zeigt, Arbeitskräfte aus Südosteuropa, der Türkei, Ex-Jugoslawien und Griechenland eher in die deutschsprachigen Länder, Arbeitskräfte aus dem Maghreb wiederum häufiger nach Frankreich. Zu Beginn der Anwerbepolitik emigrierten in erster Linie Italiener, gefolgt von Spaniern, Griechen und Portugiesen. Ab den 1960er-Jahren stellten Türken und Jugoslawen das Hauptkontingent (Santel 1995:58–60). Eine Ausnahme war Großbritannien, wo Einwanderer aus Ländern des Commonwealth die Mehrheit bildeten (Coleman 1995:185).

Die „Gastarbeiter“ waren hauptsächlich in den Bereichen Bau, Metall, Textil, Bergbau oder Kraftfahrzeugbau sowie im Dienstleistungsgewerbe tätig. Sie landeten in Produktionsbereichen, die bei einheimischen Arbeitnehmern unbeliebt waren. Die Positionen, die sie besetzten, erforderten körperlich schwere Arbeit und waren verbunden mit Lärm, Staub, Schmutz, Monotonie, niedrigem Lohnniveau und Zeitdruck (etwa durch Schicht- und Akkordarbeit). Zudem waren „Gastarbeiter“ häufiger von konjunktureller und saisonaler Arbeitslosigkeit betroffen (Viehböck & Bratić 1994:14).

Infolge der Ölkrise und der dadurch gestiegenen Arbeitslosigkeit endete die Rekrutierung von „Gastarbeitern“ schließlich relativ abrupt. Wie es der Demograph David Coleman formuliert: „The 1973 oil shock brought the shutters down on primary mass low-skilled labor migration“, (Coleman 1995:184). 1970 erließ die Schweiz einen Anwerbestopp, 1973 folgte Deutschland, 1974 folgten Frankreich und die Benelux-Staaten (Morawska & Spohn 1997:32; Santel 1995:61–62). In Folge ging in den frühen 1970er-Jahren die Zahl der innereuropäischen Wanderungsbewegungen zurück. Die Migration innerhalb Europas änderte sich insofern, als diese Form der Arbeitsmigration nachließ. Die Zielländer der Migranten sowie die Migrationsmotive wurden vielfältiger und individueller (Recchi 2006:56). Obwohl beispielsweise viele westeuropäische Politiker vor der EU-Erweiterung 2004 einen erneuten Anstieg der Arbeitsmigration von Ost nach West fürchteten, blieb diese Art der Arbeitsmigration doch vergleichsweise niedrig (Mechtenberg & Strausz 2012:947). Die meisten europäischen Staaten begannen zu jener Zeit übrigens, zwischen „erwünschten“ (sprich: qualifizierten) und

„unerwünschten“ (niedrig qualifizierten) Einwanderern zu unterscheiden (van Riemsdijk 2011:349).

2.3 Österreich, ein Einwanderungsland?

Auch wenn so manche politische Partei es gerne anders hätte: Österreich ist ein Einwanderungsland. Schon vor 1918 war das Habsburgerreich ein Konglomerat unterschiedlicher Ethnien mit einer Dominanz der deutschsprachigen Bevölkerung. Ein Beispiel dafür, dass es auch im 19. Jahrhundert Arbeitsmigration gab, waren die sogenannten „Ziegelböhmen“ (Gärtner 2003:447). Dabei handelte es sich um tschechischstämmige Arbeiter, die in Ziegelfabriken am Wienerberg arbeiteten. Die Arbeitsbedingungen waren zumeist miserabel, die Arbeitgeber autoritär, die Wohnverhältnisse beengt und ärmlich. Daher kam es in den 1890er-Jahren immer wieder zu Streikaktionen besagter „Ziegelböhmen“ (John & Lichtblau 1990:29–30). Dazu kamen die drei großen innereuropäischen Flüchtlingsbewegungen ab 1950 (1956 Ungarn, 1968 ČSSR und 1981 Polen), im Zuge derer Flüchtlinge nach Österreich kamen (Gärtner 2003:453; Perchinig 2003a:16).

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts lebten noch vergleichsweise wenige Menschen mit nicht-österreichischer Staatsbürgerschaft in Österreich, im Jahr 1961 waren es zum Beispiel nicht ganz 100.000. Sie stellten somit einen Anteil von 1,4 Prozent an der Gesamtbevölkerung. Die Aufnahme von Flüchtlingen aus Ungarn im Jahr 1956 sowie aus der damaligen Tschechoslowakei im Jahr 1968 wirkten sich nicht merkbar auf die Bevölkerungszusammensetzung Österreichs aus (Lebhart & Marik-Lebeck 2007a:166). Die Anwerbung von Arbeitskräften aus anderen Ländern war in den 1950er-Jahren in Österreich noch nicht notwendig, da die Zahl der Personen, die in den Nachkriegsjahren in das Beschäftigungssystem integriert werden mussten, noch hoch war. Erst Anfang der 1960er-Jahre kam es zu steigenden Geburtenzahlen, und in Folge zu einer sinkenden Frauenerwerbstätigkeit. Die wachsende Nachfrage nach Arbeitskräften veranlasste Österreich dazu, dem Beispiel anderer westeuropäischer Staaten zu folgen, und auf der Grundlage von bilateralen Verträgen Arbeitskräfte in anderen Nationalstaaten anzuwerben (Fassmann et al. 1999:96).

Anfang der 1960er-Jahre vereinbarten Wirtschaftskammer und Gewerkschaft daher, „Gastarbeiter“-Kontingente aufzunehmen. Die ersten Anwerbeabkommen wurden 1962 mit Spanien geschlossen (Bauböck & Volf 2001:47; Fassmann et al. 1999:96; Viehböck & Bratić 1994:23). Im Jahr 1964 folgte ein Anwerbeabkommen mit der Türkei, im Jahr 1966 mit dem ehemaligen Jugoslawien, 1970 mit Tunesien. Durch eigens vor Ort eingerichtete Anwerbestellen wurden die Anwerbung sowie die Anreise der „Gastarbeiter“ organisiert. So kam eine quantitativ bedeutende Arbeitskräftezuwanderung nach Österreich in Gang (Strasser 2009a:20; Strasser et al. 2009:128). Der Migrationsforscher Bernhard Perchinig merkt dazu an: „Die österreichischen Anwerbestellen standen dabei oft in Konkurrenz zu den jeweiligen deutschen Stellen, denen es

aufgrund der attraktiveren Angebote gelang, besser Qualifizierte mit Erfahrung in der Industriearbeit anzuwerben“ (Perchinig 2003a:17).

Die höchsten Anteile an „Gastarbeitern“ fanden sich in den folgenden Jahren am Arbeitsmarkt in den Bereichen Leder, Textil, Bekleidung, Schuhe, Chemie, Stein- und Glaswaren, in der Baubranche, im Gaststättenwesen, in der metallverarbeitenden Industrie sowie in der Holzverarbeitung. Jugoslawische Staatsbürger stellten mit 78,5 Prozent den größten Anteil an „Gastarbeitern“, gefolgt von türkischen Staatsbürgern mit 11,8 Prozent. Spanien, Italien und Griechenland spielten als Entsendeländer eine untergeordnete Rolle. Der Anteil der un- und angelernten Arbeitskräfte betrug rund 85 Prozent bei den männlichen und 95 Prozent bei den weiblichen „Gastarbeitern“ (Viehböck & Bratić 1994:23).

Von 1961 bis 1973 stieg die Zahl der „Gastarbeiter“ in Österreich von 16.200 auf 226.800 — das heißt, dass gegen Ende der Anwerbephase die Anzahl der im Land lebenden „Gastarbeiter“ etwa 14 Mal so hoch war wie zu Beginn. Im Jahr darauf, also 1974, drosselte die Regierung den Zugang zum Arbeitsmarkt. Fünf Jahre später wurde die Zahl der beschäftigten „Gastarbeiter“ gedeckelt (Bauböck & Volf 2001:47; Gärtner 2003:448). Im Jahr 1975 trat das Ausländerbeschäftigungsgesetz in Kraft: Unter anderem räumte es inländischen Arbeitssuchenden Vorrang vor ausländischen Arbeitssuchenden ein, und die zeitlich und räumlich befristete Beschäftigungsbewilligung wurde fortan nicht dem Arbeitnehmer, sondern dem Arbeitgeber erteilt. In Folge dieser Veränderungen kam es zu Umstrukturierungen am Arbeitsmarkt: Die Anteile der nicht-österreichischen Arbeitskräfte in den verschiedenen Branchen veränderten sich. Im Baugewerbe nahm ihr Anteil um zwei Drittel ab, in den Bereichen Leder, Metall, Holz, Chemie und Glas um mehr als die Hälfte. Im Dienstleistungsbereich stieg er jedoch (Viehböck & Bratić 1994:24).

Der ursprüngliche Plan, der vorgesehen hatte, dass die „Gastarbeiter“ wieder in ihre Herkunftsländer zurückkehren sollten, ging jedenfalls nicht auf: Aus „Gastarbeitern“ wurden Arbeitskollegen, Freunde und Nachbarn. Sie blieben im Land und gründeten Familien (Bauböck & Volf 2001:47–48; Strasser et al. 2009:129; Weiner 1997:99). Dennoch hatten sie häufig mit Ablehnung zu kämpfen: Allein die sich hartnäckig haltende Bezeichnung „Gastarbeiter“ impliziert einen zeitlich begrenzten sowie sozial marginalisierten Aufenthaltsstatus in der Aufnahmegesellschaft. Dass ebendiese Arbeiter jedoch einen nicht unwesentlichen Beitrag zum wirtschaftlichen Aufschwung nach den beiden Weltkriegen leisteten, wurde und wird oft vernachlässigt (Zick et al. 2008:239).

Die gegenwärtige Bevölkerungszusammensetzung in Österreich ist nach wie vor stark von der systematischen Rekrutierung der „Gastarbeiter“ geprägt (Fassmann & Reeger 2007:183; Lebhart & Marik-Lebeck 2007b:146). Wie es der Migrationsexperte Rainer Bauböck und der Journalist Patrik Volf in ihrer gemeinsamen Publikation *Wege zur Integration* (2001) formulieren: „Das Gros der Ausländer am Arbeitsmarkt, das heißt nahezu 80 Prozent, stellen nach wie vor Angehörige jener Staaten, aus denen die ersten Gastarbeiterkontingente angeworben wurden.

Selbst die Relationen haben sich, verglichen zu den 70er Jahren, nur wenig verändert“ (Bauböck & Volf 2001:48). Der Politologe Reinhold Gärtner fasst es folgendermaßen in Worte: „Zusammenfassend ist zu sagen, dass in diesen ersten Jahrzehnten eine Segregation des Arbeitsmarktes verfestigt wurde, die nach wie vor Bestand hat“ (Gärtner 2003:449). Daher wird der Arbeitsmarkt häufig als „ethnisch segmentiert“ (z.B. Bauböck & Volf 2001:55; Fassmann et al. 1999:111; Gärtner 2003:449; Herzog-Punzenberger 2005a:203) bezeichnet.

Betrachtet man nun die Bevölkerungsstruktur in Österreich, und geht man dabei nach der Staatsbürgerschaft, so hatte Österreich zu Beginn des Jahres 2012 insgesamt 8.443.018 Einwohner. Davon waren 7.472.477 Menschen österreichische Staatsbürger (Statistik Austria 2012a). Das bedeutet wiederum, dass 970.541 der zu diesem Zeitpunkt in Österreich lebenden Menschen nicht die Staatsbürgerschaft besaßen: Davon waren 399.254 EU-Bürger beziehungsweise Schweizer, wobei hier Personen mit deutscher Staatsbürgerschaft (153.491) eindeutig den größten Anteil ausmachten. 296.377 Menschen hatten die Staatsbürgerschaft eines Landes des ehemaligen Jugoslawiens, 114.011 waren türkische Staatsbürger (Statistik Austria 2012d).

Geht man nicht nach der Staatsbürgerschaft, sondern nach dem Geburtsort, so lebten zu Beginn des Jahres 2012 1.349.006 Menschen in Österreich, die in einem anderen Land als Österreich geboren wurden (Statistik Austria 2012b): Von diesen wurden 572.337 Menschen in einem anderen EU-Staat beziehungsweise in der Schweiz geboren, wobei auch hier die Anzahl der aus Deutschland stammenden Menschen (203.846) mit Abstand am höchsten ist. Weiters wurden von den zu diesem Zeitpunkt in Österreich lebenden EU-Bürgern 70.817 in Rumänien, 60.525 in Polen, 44.925 in der Tschechischen Republik sowie 43.856 in Ungarn geboren. Ein wenig abgeschlagen folgen zum Beispiel Italien (26.278), Großbritannien (10.070) oder Frankreich (7.961).

Abgesehen von den EU-Ländern kamen die meisten in Österreich lebenden Menschen zu diesem Zeitpunkt aus Staaten des ehemaligen Jugoslawiens (376.841), gefolgt von der Türkei (160.145). Weiters stammten 28.450 Menschen aus Russland, 14.168 aus China, 13.867 aus dem Iran, 13.056 aus Ägypten, 10.861 aus Afghanistan und 10.127 aus den Vereinigten Staaten von Amerika (Statistik Austria 2012c).

2.4 Definitionen und Fachbegriffe: der Versuch eines Wegweisers

Bereits nach diesen kleinen Einblicken in die jüngere Migrationsgeschichte kann man die eingangs gestellte Frage erneut stellen: Wer ist denn nun ein Migrant? Ein Mensch, der Europa verlässt und in den USA oder anderswo sein Glück versucht? Ein Flüchtling vor Hunger, Verfolgung, Krieg? Einer, der eine kurze Strecke wandert, oder einer, der auf einen anderen Kontinent geht? Ein sogenannter „Vertriebener“? Oder ein Arbeitsmigrant? Die Antwort ist, dass sie alle Migranten sind — was zumindest ansatzweise erkennen lässt, wie komplex das Phänomen Migration ist.

Es gibt zahlreiche wissenschaftliche Definitionen von Migration: Einige unterscheiden zwischen permanenter und saisonaler Migration (z.B. Braukämper 1999; Kearney 1997), manche sind sehr weit gefasst und schließen somit auch relativ kurze Aufenthalte in einem anderen Land mit ein (z.B. Hoffmann-Nowotny 1970), manche sprechen von einer Verlegung des Lebensmittelpunktes beziehungsweise des Wohnortes (z.B. Braukämper 1999; Oswald 2007), andere wiederum setzen das Überschreiten einer Nationalstaatsgrenze voraus (z.B. Fassmann et al. 2003; Hammar & Tamas 1997; Hoffmann-Nowotny 1970; UN 1998). Was die Ursache von Migration betrifft, entstehen ab den 1960er-Jahren Theorien, welche die Gründe für Wanderungen mithilfe von *push*- und *pull*-Modellen erklären (z.B. Lee 1966; Zolberg 1989). Verschiedene Aspekte dieser Modelle werden jedoch kritisiert (z.B. Bös 1997; Mückler 2001; Portes & Böröcz 1989; Santel 1995). Geht es um Migration, stößt man außerdem häufig auf die (oft unpräzise) Unterscheidung zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Migration (z.B. Nuscheler 1995; Santel 1995; Strasser 2009a), ebenso auf Begriffe wie Flüchtling, Asylwerber und Arbeitsmigrant (Bös 1997; Drotbohm 2011; Gedalof 2003; Nuscheler 1995; Strasser 2009a; Tošić et al. 2009; UNHCR), oder auf die Unterscheidung von legaler und irregulärer Migration (Andrijasevic 2003; Bös 1997; Nuscheler 1995; Sting 2006). Eine einleitende kurze Besprechung dieser Definitionen und Begriffe, die in der Migrationsforschung häufig vorkommen, ist an dieser Stelle angebracht.

2.4.1 Verschiedene Definitionen von Migration

Was die Vielfalt an Definitionen zu Migration betrifft, merkt der österreichische Kultur- und Sozialanthropologe Hermann Mückler an:

> Eine genaue Definition des Begriffs Migration läßt eine Vielzahl von Erklärungsansätzen zu. Er wird sowohl im vorwissenschaftlichen Gebrauch als auch in der wissenschaftlichen Literatur uneinheitlich verwendet, so daß sich zahlreiche Definitionen gegenüberstehen. Gerade im Fall von Migrationstheorien kann von einer vergleichsweise großen Quantität definitorischer Zugriffe gesprochen, und bei der Beschreibung von Wanderungsbewegungen können verschiedene Kriterien angelegt werden […]. (Mückler 2001:114)

Die österreichische Kultur- und Sozialanthropologin Elisabeth Strasser weist ebenfalls auf die Fülle an Definitionen hin, die unterschiedlich eng oder weit gefasst sind. Migration ist eine Bewegung von Menschen im geographischen und sozialen Raum. Migration kann je nach Definition zum Beispiel anhand räumlicher (internationale Migration, intra-nationale Migration, Binnenmigration etc.), zeitlicher (permanent, zirkulär) oder kausaler (etwa freiwillig oder unfreiwillig) Kriterien unterschieden werden. Nicht zu verwechseln ist das Wort Migration mit den Begriffen Emigration sowie Immigration, die zusätzlich auf die Richtung der Migration hinweisen (Strasser 2009a:17–18).

Kearney unterscheidet im *Dictionary of Anthropology* unter anderem zwischen saisonaler und permanenter Migration: Seiner Definition nach kann Migration erstens eine saisonabhängige Bewegung von einem Ort zum anderen innerhalb eines bestimmten Territoriums sein, wie es etwa bei Wildbeutern oder Nomaden vorkommt. Zweitens — und das ist in seiner Definition jene Art

von Migration, die den größeren historischen Impakt hatte und die das Interesse der Wissenschaft weckte — spricht Kearney von Migration als: „[…] the action of moving from one country or locality to settle in another, also called ‚emigration'" (Kearney 1997:322).

Für den Zürcher Soziologen Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny — er ist einer der ersten deutschsprachigen Soziologen, der sich mit dem Thema Migration befasste, und der bereits Ende der 1960er-Jahre eine Dissertation zum Thema Migration verfasste — fällt in einer aus den 1970er-Jahren stammenden Definition zum Beispiel jede Ortsveränderung von Menschen unter Migration. Einzige Bedingung: Die Wandernden müssen dabei nationalstaatliche Grenzen überqueren. Er schließt — und das ist einigermaßen ungewöhnlich — auch den Tourismus mit ein, der normalerweise als getrennt von der Migrationsforschung betrachtet wird. Hoffmann-Nowotny argumentiert an dieser Stelle, dass der Urlaub selbst zwar von kurzer Dauer ist, die Touristen aber dennoch zu Veränderungen im Gastland beitragen können. Das ist zum Beispiel auf kleinen Karibikinseln der Fall, wo die Touristen permanent bis zu einem Drittel der auf der Insel anwesenden Menschen ausmachen (Hoffmann-Nowotny 1970:107).

Kearney und Hoffmann-Nowotny nennen also keine bestimmte Zeitspanne, die der Aufenthalt in einem anderen Land dauern muss, Hoffmann-Nowotny spricht aber dezidiert davon, dass es zum Überschreiten einer Nationalstaatsgrenze kommen muss, damit es sich um Migration handelt. Im *Österreichischen Migrations- und Integrationsbericht* heißt es ebenso, unter Migration verstehe man eine „[…] räumliche Bewegung zur Veränderung des Lebensmittelpunktes von Individuen oder Gruppen über eine bedeutsame Entfernung (in unserem Falle über die Außengrenze Österreichs) […]" (Fassmann et al. 2003:7). Interessanterweise ist hier zuerst von einer „bedeutsamen Entfernung" die Rede, was sogleich durch das Überschreiten einer Nationalstaatsgrenze präzisiert wird. Ingrid Oswald, Soziologin mit Forschungsschwerpunkt Migration, definiert Migration ähnlich, nämlich als einen „[…] Prozess der räumlichen Versetzung des Lebensmittelpunkts, also einiger bis aller relevanten Lebensbereiche, an einen anderen Ort, der mit der Erfahrung sozialer, politischer und/oder kultureller Grenzziehung einhergeht" (Oswald 2007:13).

Von Annette Treibel, Soziologin mit Forschungsschwerpunkt Migration, Geschlechterforschung und Zivilisationstheorie, findet sich unter anderem eine Definition, in der nicht vom Überschreiten einer Grenze die Rede ist, es aber — im Gegensatz etwa zu Hoffman-Nowotnys Definition — eindeutig um einen dauerhaften Aufenthalt an einem anderen Ort geht. Treibel definiert in *Migration in modernen Gesellschaften* (2008) Migration als „[…] auf Dauer angelegte bzw. dauerhaft werdende Wechsel in eine andere Gesellschaft bzw. in eine andere Region von einzelnen oder mehreren Menschen" (Treibel 2008:21).

Im *Wörterbuch der Völkerkunde* wiederum findet sich im Eintrag zu Migration, verfasst vom Ethnologen Ulrich Braukämper, die Definition, Migration sei „[…] jegliche Ortsveränderung von Menschen, die einen dauerhaften Wechsel der Wohnstätte nach sich zieht" (Braukämper 1999:253). Braukämper schreibt „jegliche Ortsveränderung", er beschränkt Migration somit nicht

ausschließlich auf eine Bewegung, die eine Nationalstaatsgrenze überschreitet, er spricht aber dezidiert von einem „Wechsel der Wohnstätte“. Des Weiteren unterscheidet er tägliche, periodische, saisonale oder längerfristige Zirkulationen als verschiedene Formen von Migration.

Eine international verwendete Definition, wer nun ein Migrant (in diesem Fall genauer gesagt: ein „*long-term migrant*“, also ein Langzeitmigrant) ist, liefern die United Nations. In dieser Definition spielen das Überschreiten einer Nationalstaatsgrenze sowie die Dauer des Aufenthaltes im anderen Land eine Rolle. Demnach ist ein Migrant: „A person who moves to a country other than that of his or her usual residence for a period of at least a year (12 months), so that the country of destination effectively becomes his or her new country of residence“ (UN 1998:18). Dieser Definition folgend kann man also bei einem Aufenthalt von mindestens einem Jahr in einem anderen Land von Migration sprechen. Tomas Hammar, Politikwissenschaftler mit Schwerpunkt Migration, und Kristof Tamas, Experte für die EU-Kommission im Bereich Immigration, wiederum legen sich in ihrer gemeinsam formulierten Definition auf keine genaue Zeitspanne fest, sprechen aber von einer Wanderung in ein anderes Land: „An international migrant is thus a person who has moved from one country to another with the intention of taking up a residence there for a relevant period of time“ (Hammar & Tamas 1997:16).

In der *Social Science Encyclopedia* findet sich schließlich im Beitrag über Migration, verfasst vom Soziologen Robert Cohen, zudem eine Definition von sieben Typen von Migration, die sich gegen Ende des 20. Jahrhunderts herausbildeten: legale Arbeitsmigranten; illegale Arbeitsmigranten; Flüchtlinge und Vertriebene; Frauen, die migrieren; *highly skilled international transients*; *skilled workers* sowie Binnenmigranten (Cohen 2004:649–650).

Ich orientiere mich in meiner Arbeit an der Definition von Hammar und Tamas (1997), die von Migration sprechen, wenn eine Nationalstaatsgrenze überschritten wird. Im gegenwärtigen System der Nationalstaaten versteht man unter Migration gemeinhin nicht bloß eine Wanderungsbewegung, sondern eine Wanderung über Nationalstaatsgrenzen hinweg. Wanderungen innerhalb eines Staates und Wanderungen über Staatsgrenzen hinweg unterscheiden sich nämlich vor allem in einem wesentlichen Punkt, wie Mückler erläutert: „Letztere sind […] mit einer politisch-administrativen Reaktion verbunden, die den rechtlichen Status des Migranten insofern gravierend verändert, daß er vom In- zum Ausländer wird“ (Mückler 2001:117). Gerade dieser Faktor beeinflusst das Leben der Betroffenen auf vielfältige Weise, wie auch der Soziologe und Migrationsforscher Christoph Reinprecht zu bedenken gibt: „Grenzüberschreitungen bedeuten einen Wechsel des Migrationsregimes, d.h. der Gesamtheit der auf Einwanderung bezogenen Institutionen, gesetzlichen Regelungen und Praktiken, die auch für den auf die Wanderung folgenden Prozess der Niederlassung und Eingliederung bedeutsam sind“ (Reinprecht 2010:43).

2.4.2 *push*- und *pull*-Modelle

Ab den 1960er-Jahren entstanden Migrationstheorien, die die Gründe für Wanderungen mithilfe von *push*- und *pull*-Modellen erklären. Vorreiter ist hier der amerikanische Soziologe und Migrationsforscher Everett S. Lee, der in *A Theory of Migration* (1966) ein Modell mit vier Kategorien beschreibt, die die Migrationswahrscheinlichkeit beeinflussen: Diese vier Kategorien umfassen Bedingungen im Herkunftsland, Bedingungen am Zielort, dazwischen kommende Hindernisse (im Original: „*intervening obstacles*“) sowie persönliche Faktoren. Lees Modell geht davon aus, dass es *push*-Faktoren im Herkunftsland sowie *pull*-Faktoren im Aufnahmeland gibt, die Menschen zur Migration treiben. *Push*-Faktoren können etwa Naturkatastrophen, Arbeitslosigkeit, Landknappheit oder Diskriminierung sein. Beispiele für *pull*-Faktoren im Zielland sind Arbeitsmöglichkeiten, Wohlstand oder Freiheit. Lee differenziert, dass dieselben Faktoren — etwa bestimmte Bedingungen am Zielort — bei manchen Menschen die Migrationswahrscheinlichkeit erhöhen, bei anderen aber das Gegenteil bewirken können: „[…] a good school system may be counted as a + by a parent with young children and a – by a houseowner with no children because of the high real estate taxes engendered“ (Lee 1966:50).

Als Beispiel für *intervening obstacles* nennt Lee einerseits solche, die im Prinzip alle potenziellen Migranten betreffen, wie strenge Immigrationsgesetze oder auch die damals noch existente Berliner Mauer. Andererseits gibt es in Lees Modell Hindernisse, die auf der individuellen Ebene hemmen: „What may be trivial to some people — the cost of transporting household goods, for example — may be prohibitive to others” (Lee 1966:51). Lee räumt den persönlichen Faktoren eine wichtige Rolle ein: So gehe es oft weniger um die tatsächlichen Umstände an Herkunfts- und Zielort, sondern vielmehr um die Wahrnehmung derselben. Persönliche Befindlichkeiten, Kontakte am Zielort sowie das Wissen über die Situation anderswo (inklusive der Verfügbarkeit dieses Wissens) fließen in diesem Modell ebenso in den Entscheidungsprozess eines potenziellen Migranten ein wie individuelle menschliche Eigenschaften, etwa die Angst vor Veränderungen.

Für spätere Entwicklungen der *push*- und *pull*-Modelle, in denen der Faktor Wirtschaft eine gewichtigere Rolle spielte, sei hier noch exemplarisch *The Next Waves* des Politikwissenschaftlers und Migrationsexperten Aristide Zolberg (1989) erwähnt: Angesichts der großen Migrationsbewegungen seit den 1960er-Jahren weist er auf die Notwendigkeit hin, Theorien zur Migration zu überdenken. Ihm zufolge haben das weltweite Wirtschaftssystem und dessen Einfluss auf die Herkunfts- und Zielländer auch einen bedeutenden Einfluss auf Migrationsbewegungen. Migration entspricht quasi einem Subsystem der globalen Wirtschaft sowie des politischen Systems. Der Soziologe Hartmut Esser (1980) wiederum arbeitet mit einem handlungstheoretisch orientierten Ansatz und geht auch auf die Eingliederung in eine Gesellschaft nach der Migrationsentscheidung ein. *Push*- und *pull*-Faktoren werden als individuelle Entscheidungskriterien interpretiert, die sowohl die Wanderung selbst, als auch den mehrstufigen Assimilationsprozess danach beeinflussen. *Push*- und *pull*-Modelle kommen auch in Arbeiten zu

prähistorischen Migrationsbewegungen zum Einsatz: Die Anthropologen Michael Jochim, Cynthia Herhahn und Harry Starr analysieren zum Beispiel in *The Magdalenian Colonization of Southern Germany* (1999) mithilfe von *push*- und *pull*-Faktoren Bevölkerungsbewegungen während des Magdalénien, einer Periode am Ende der letzten Eiszeit: Verschiedene Umweltbedingungen (etwa in welcher Region es reichlich Wild zu jagen gab, oder wo die Temperaturen milder waren) beeinflussten demnach Migrationsbewegungen zu jener Zeit.

Heutzutage gelten gewisse Aspekte der *push*- und *pull*-Modelle als überholt, denn bei näherer Betrachtung weisen sie Schwachstellen auf. Alejandro Portes (kubanisch-amerikanischer Soziologe, der unter anderem für seine Theorien zur segmentierten Assimilation sowie für Studien zur transnationalen Migration bekannt ist) und der Soziologe Josef Böröcz kritisieren, dass *push*- und *pull*-Modelle Migrationsströme vor allem als Folge von Armut oder „Rückständigkeit" in der Herkunftsregion betrachten. Sie bezeichnen zwei Annahmen als unzutreffend. Erstens, dass vor allem Menschen aus benachteiligten Regionen auswandern. Zweitens, dass derartige Ströme spontan und aufgrund der bloßen Existenz von Ungleichheiten entstehen (Portes & Böröcz 1989:607). Portes und Böröcz widerlegen diese Annahmen anhand des Beispiels der Migration aus ehemaligen Kolonialländern: Algerier, Marokkaner und Tunesier gingen nämlich großteils nach Frankreich, ohne weiter abzuwägen, ob ihnen andere Staaten nicht bessere Bedingungen zu bieten gehabt hätten (Portes & Böröcz 1989:609). Ebenso argumentieren sie, dass die Entscheidung zur Migration laut den *push*- und *pull*-Theorien vor allem nach wirtschaftlichen Argumenten getroffen wird, während soziale Faktoren vernachlässigt werden. Aber: Die Wahrscheinlichkeit einer Migration in eine bestimmte Region steigt, wenn dort bereits Kontakte zu anderen Menschen bestehen (Portes & Böröcz 1989:612). Dazu ist anzumerken, dass zahlreiche Vertreter der transnationalen Forschungsperspektive derartigen Modellen kritisch gegenüberstehen: War doch eine Folge der Etablierung der transnationalen Forschungsperspektive, dass binäre Denkschemata wie Herkunfts- versus Zielland schließlich unzureichend schienen, um komplexe Phänomene wie Migration zu erklären und zu verstehen (Näheres dazu in Kapitel 3).

Auch der Migrationsexperte Mathias Bös kritisiert: Ausgehend von einem derartigen Konzept wäre zu erwarten, dass Menschen aus benachteiligten Gebieten der Erde in reichere Gegenden auswandern. Tatsächlich wandern aber nicht hauptsächlich die Bewohner der ärmsten Gegenden aus: Häufig migrieren zum Beispiel Menschen von mittlerem sozialen Status, die aus Gebieten stammen, die einem starken ökonomischen Wandel unterworfen sind. Außerdem wandern nicht, wie es zu erwarten wäre, viele Menschen von dicht besiedelten Gebieten in weniger dicht besiedelte Gebiete: Gerade Regionen, die zahlreiche Migranten anziehen — etwa Deutschland oder die Niederlande — zählen zu den dichtest besiedelten Gebieten der Welt. Sollte mit *push*- und *pull*-Theorien gearbeitet werden, so plädiert Bös dafür, historische Aspekte nicht zu vernachlässigen, da die Folgen von Kolonialherrschaft, politischem Einfluss, Handel, Investitionen oder kulturellen Bindungen Migrationsströme beeinflussen (Bös 1997:60–61).

Santel wiederum kritisiert, dass die *push*- und *pull*-Theorien Entwicklungen wie den technologischen Fortschritt — etwa welche Kommunikations- und Reisemöglichkeiten den Menschen zu welchem Zeitpunkt zur Verfügung standen — außer Acht lassen: Erst ab dem frühen 19. Jahrhundert waren Massentransportsysteme verfügbar, die Migration auf einen anderen Kontinent in diesem Ausmaß überhaupt möglich machten. Ohne diese technischen Innovationen hätte nämlich auch ein noch so gravierendes Sozialproblem in Europa nicht eine derartige Massenauswanderung zur Folge gehabt (Santel 1995:154).

Wie Mückler anmerkt, sind *push*- und *pull*-Theorien auf jeden Fall erwähnenswert. Er räumt ihnen vor allem in Bezug auf Arbeitsmarktfragen Bedeutung ein. Gehe es aber um eine weiter reichende Betrachtung, sei es schwierig, die komplexen Dynamiken von Migration in einem allgemeingültigen Modell zu erfassen. Die wirtschaftliche Dominanz des Westens, komplizierte ökonomische Vernetzungen und die damit in Zusammenhang stehende hochselektive Arbeitsmigration sowie Verbindungen zwischen Herkunfts- und Zielland würden in diesem Modell zum Beispiel zu kurz kommen (Mückler 2001:128). Insofern bezeichnet er *push*- und *pull*-Modelle als „begrenzt aussagekräftig“ (Mückler 2001:129). Ebenso argumentiert Mückler: Die Ursachen, die Menschen dazu veranlassen zu migrieren, sind vielfältig. Die Entscheidung wird von subjektiven und objektiven Faktoren beeinflusst. Keineswegs ist es so, dass bestimmte Bedingungen vorliegen und in Folge quasi automatisch eine Wanderungsentscheidung getroffen wird (Mückler 2001:114–115). Anders formuliert: Herrschen gewisse Bedingungen vor, so wandert eine Person aus — eine andere jedoch nicht.

2.4.3 Freiwillige oder unfreiwillige Migration: ein Graubereich

Ein häufig verwendetes kausales Unterscheidungskriterium ist die Einteilung danach, ob die Migrationsentscheidung „freiwillig“ oder „erzwungen“ war. Widmen wir uns kurz dem Idealtypen eines freiwilligen Migranten. Santel etwa unterteilt den idealtypischen Entscheidungsprozess eines Menschen, der freiwillig migriert, in drei Phasen: Zuerst bildet sich das Individuum über diverse verfügbare Informationsquellen eine Vorstellung über die Situation in der Zielregion (wirtschaftlich, politisch, kulturell etc.). In der zweiten Phase wägt der potenzielle Migrant die Vor- und Nachteile der Wanderung erneut ab. Dabei spielen Überlegungen zu materiellen (Lohn, Lebenserhaltungskosten), aber auch zu immateriellen Faktoren (ethnische und soziale Vernetzung) eine Rolle. Ebenso ist die individuelle Risikobereitschaft ausschlaggebend für die Entscheidung. Falls nach dem Abwägen dieser Fakten eine Verbesserung der allgemeinen Lebensverhältnisse zu erwarten ist, folgt in der dritten Phase schließlich die Migration (Santel 1995:23).

Mit erzwungener Migration wiederum assoziiert man gemeinhin vor allem Fluchtbewegungen: die Flucht eines einzelnen Menschen, oder gar massenhafte und panikartige Fluchtbewegungen vor Kriegen oder Naturkatastrophen. Betrachtet man aber das Phänomen Flucht, tut sich ein Graubereich auf, in dem sich eine Unterscheidung zwischen freiwillig und

unfreiwillig kompliziert gestaltet: Der Politikwissenschaftler Franz Nuscheler argumentiert, dass es nämlich sehr wohl auch vorausplanende Flüchtlinge gibt, die ihre Flucht in mehreren Etappen vorbereiten. Ebenso spielen bei diesem Entscheidungsprozess unterschiedlich geartete Bedrohungen oder Ängste der individuellen Person eine Rolle. Die Motive und die Entscheidungsprozesse eines antizipatorischen Flüchtlings ähneln in manchen Fällen also denen des oben skizzierten sogenannten freiwilligen Migranten (Nuscheler 1995:39).

Charles B. Keely, Experte für internationale Migration, merkt daher an: „The problem is that all migration includes elements of choice and pressure“ (Keely 2000:50). In der konkreten Wanderungssituation vermischen sich also häufig die Ursachen. So kann eine an sich erzwungene Wanderung in Folge einer Naturkatastrophe oder aufgrund von politischer Verfolgung ebenso gut ein gewisses Maß an Freiwilligkeit enthalten: Das wäre zum Beispiel der Fall, wenn das Zielland kein Nachbarland ist, das die naheliegende Lösung wäre, sondern ein bewusst gewähltes, weiter entferntes Land (Santel 1995:24–25).

Auch Elisabeth Strasser kritisiert die Unterscheidung nach freiwilliger und unfreiwilliger Migration als zu ungenau. Während die freiwillige Migration mit der Vorstellung einer freien, individuellen Entscheidung assoziiert wird, impliziert die erzwungene Migration die Vertreibung von Menschen durch Gewalt, Krieg oder Verfolgung. Ab wann die Migrationsentscheidung eine freiwillige oder eine erzwungene ist, ist aber oft nicht eindeutig zu beantworten (Strasser 2009a:18).

Eine Einteilung in freiwillige und unfreiwillige Migration kann meines Erachtens fallweise geradezu einen zynischen Beigeschmack haben: Eine Entscheidung, aus wirtschaftlichen Gründen in ein anderes Land zu gehen, mag auf den ersten Blick in die Kategorie „freiwillige Migration“ fallen. Doch ab wann sind Armut und schlechte Lebensbedingungen dermaßen belastend, dass man die Entscheidung kaum noch als „freiwillig“ bezeichnen kann? Das bedeutet, dass ein Graubereich existiert, in dem die Entscheidung nicht mehr eindeutig einem der beiden Pole zuordenbar ist. Diese Einteilung kann also höchstens als Richtlinie dienen, in der es Nuancen und Abweichungen gibt, die sich gegenseitig beeinflussen und überschneiden.

2.4.4 Flüchtlinge, Asylwerber, Arbeitsmigranten

Auch wenn die Grenzen, wie in 2.4.3 erwähnt, in diesem Bereich nicht immer exakt definierbar sind, so assoziiert man mit erzwungener Migration häufig Flucht, und in weiterer Folge damit auch die sogenannten Flüchtlinge. Flüchtlingsbewegungen sind so alt wie die menschliche Geschichte. Bereits in alten heiligen Schriften kommen immer wieder Szenen von Flucht oder Exil vor. Außerdem gehören sie bei manchen Nationen sogar zum Gründungsmythos (Castles 2003:17). Nationalismus, Rassismus, Immigrationspolitik, Gewalt, Krieg, Zensur, Menschenrechte, humanitäre Interventionen, kulturelle oder religiöse Identitäten, Diaspora — all das und noch viel mehr spielt heutzutage im Zusammenhang mit Fluchtbewegungen eine Rolle (Malkki 1995:496). Eine sogenannte Fluchtwanderung bietet im Prinzip keine alternative

Entscheidungsmöglichkeit, denn unmittelbar ausgeübte oder zu erwartende Gewalthandlung bedroht das Leben oder die Freiheit eines Menschen (Nuscheler 1995:39–41).

Unter Flüchtlingen versteht man also Menschen, die aufgrund diverser Konflikte ihr Herkunftsland verlassen haben. Sie finden sich in sehr unterschiedlichen Situationen und misslichen Lagen wieder. Daher ist der Begriff Flüchtling analytisch nicht als eine Art Label anwendbar, der einen generalisierbaren Typen von Migranten oder eine bestimmte Situation beschreibt. Eher handelt es sich dabei um einen breit gefassten Begriff, der verschiedenste sozioökonomische Stellungen und persönliche Schicksale umfasst (Malkki 1995:496). Grundsätzlich gibt es nicht einen Punkt in der Geschichte, ab dem „der Flüchtling" in Erscheinung getreten ist. Seit dem Zweiten Weltkrieg jedoch wurden Flüchtlingslager gängige Einrichtungen, und zwar als Folge der Massenvertreibungen (Malkki 1995:498). Im Diskurs über Flüchtlinge tauchen übrigens fast immer Begriffe wie „Problem", „Krise" oder „nationale Sicherheit" auf. Die Situationen von Flüchtlingen wiederum sind meist eine Folge von komplexen politischen, sozioökonomischen und umweltbedingten Kräften, die zusammen ebendiese Krise verursacht haben. Grundsätzlich wird das Flüchtlings-Phänomen immer als Problem interpretiert, das gelöst werden muss (Nyers 2006:4–5).

Menschen, die aufgrund wirtschaftlicher Faktoren migrieren, werden wiederum häufig als Arbeitsmigranten bezeichnet (Fassmann et al. 2003:7; Keely 2000:50). Diese werden manchmal in niedrigqualifizierte beziehungsweise hochqualifizierte Arbeitskräfte unterteilt (siehe 2.2). Im deutschsprachigen Raum gibt es, wie bereits in den Abschnitten 2.2 und 2.3 mehrfach erwähnt, zusätzlich den Begriff „Gastarbeiter", der auf Migranten angewendet wurde, die in den 1960er- und 1970er-Jahren als Arbeitskräfte ins Land geholt wurden (Strasser 2009a:19). Unter dem Begriff Flüchtling werden in der Alltagssprache und auch in der Sozialforschung außerdem auch *Internally Displaced Persons* (IDP) und Asylwerber sowie andere *forced migrants* subsumiert. Die größte Gruppe davon bilden heutzutage übrigens die IDP (Tošić et al. 2009:112). Fallweise werden die Begriffe Flüchtling und Staatenloser synonym verwendet. Aber: Ein Staatenloser ist ein Mensch, der keine Staatsbürgerschaft besitzt. Jedoch sind nicht alle Staatenlose Flüchtlinge (Malkki 1995:501–502).

Die Grundlage für das internationale Flüchtlingsrecht ist das *Abkommen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge* der UNHCR vom 28. Juli 1951, das am 22. April 1954 in Kraft trat (siehe URL2). Ein Zusatzprotokoll vom 31. Jänner 1967 veränderte das Abkommen nicht wesentlich, weg fiel damit lediglich die Relevanz der zeitlichen Begrenzung eines Flucht auslösenden Ereignisses. Die Genfer Flüchtlingskonvention regelt nicht direkt das Recht auf Asyl, sondern lediglich den Rechtsstatus derer, die um Asyl ansuchen. Die Signatarstaaten können autonom entscheiden, wem sie Asyl gewähren. Der Betroffene muss dazu eine „begründete Flucht vor Verfolgung" (UNHCR 1951:2) nachweisen können. Da das aber sehr vage formuliert ist, haben die Vertragsstaaten weite Ermessensspielräume.

Während der Zeit der Antragstellung und der Verfahrensdauer gelten die Menschen als Asylsuchende oder Asylwerber. Wenn die Antragstellung auf Asyl positiv beschieden wird, erlangt der Betroffene offiziell Flüchtlingsstatus, die Berechtigung zum Aufenthalt sowie Zugang zum Arbeitsmarkt (Strasser 2009a:23).

Die Asylverfahren haben verschiedene Funktionen: Sie sollen Menschen abschrecken, deren Einreisewunsch als unbegründet betrachtet wird. Sie sollen Menschen, die begründet um Asyl ansuchen, dieses gewähren. Und sie sollen es ermöglichen, Menschen, die kein Recht auf Asyl haben, wieder auszuweisen. Diese Ziele führen zu sehr komplexen Verfahren, die immer wieder zu einem starken Rückstau unbearbeiteter Fälle führen (Bös 1997:131). Wird der Einreisewunsch als unbegründet betrachtet, kann das eine Abschiebung nach sich ziehen. Die Vorgehensweise, Menschen abzuschieben, wird vor allem in Europa und Nordamerika praktiziert. Diese Vorgehensweise ist unter anderem die Folge davon, dass Staatsgrenzen — sieht man von Ausnahmen wie etwa Reisen innerhalb der Schengen-Zone ab — gegenwärtig aus Angst vor Terrorismus immer stärker bewacht werden (Drotbohm 2011:381–382).

Die Asylsuchenden selbst haben wenige Rechte. Sie finden sich in der prekären Lage wieder, im Prinzip weder der Herkunfts- noch der Aufnahmegesellschaft anzugehören — um im schlimmsten Fall von der einen ausgestoßen und von der anderen nicht angenommen zu werden (Nuscheler 1995:182). Ein großer Teil der Flüchtlinge sind übrigens Frauen: Teilweise flüchten sie vor der Verfolgung durch den Staat — zum Beispiel auch dann, wenn nicht sie selbst, sondern ihre Angehörigen politisch aktiv waren (Stichwort: Sippenhaftung). Ebenso flüchten Frauen häufig aus Angst vor Strafen, weil sie religiöse Regeln oder rechtliche Normen, die nur für Frauen gelten, verletzt haben. Ein Beispiel dafür wäre das „Delikt“ des Ehebruchs. Beispiele für nicht-staatliche Repressionen, vor denen Frauen flüchten, sind Witwentötungen in Indien sowie Klitorisbeschneidungen. Viele Varianten der Verfolgung von Frauen haben — ob nun offen oder verdeckt — sexuelle Hintergründe. Auf der Flucht oder in Flüchtlingslagern werden Frauen zudem häufig Opfer sexueller Belästigung (Nuscheler 1995:74). In manchen Fällen werden Frauen von den übrigen Familienmitgliedern außerdem vor die (kaum lösbare) Aufgabe gestellt, in der unsicheren Umgebung eines Flüchtlingsheims einen familiären sowie vermeintlich stabilen und sicheren Raum zu schaffen (Gedalof 2003:101).

Flüchtlingslager stellen außerdem eine Art Machtapparat dar: Menschen können in dieser räumlichen Segregation besser kontrolliert werden — egal, ob es sich nun um die Kontrolle von Bewegungen, Schwarzmarktaktivitäten oder um andere Disziplinierungsmaßnahmen handelt (Malkki 1995:498).

2.4.5 Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Flüchtling

Eine Recherche über *Anthrosource*, die Datenbank der *American Anthropological Association*[1] nach Publikationen mit dem Schlagwort „*refugee*" im Titel ergab übrigens 80 Treffer, bei der Volltextsuche waren es 128. Sicherlich ist diese Recherche keine wissenschaftliche Methode, dennoch zeigt sie interessante Tendenzen, zu welchen Zeiten verstärkt zum Thema Flucht publiziert wurde. Beispielhaft und ohne den Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen, hier einige Anmerkungen zu den Recherche-Ergebnissen: Interessanterweise scheinen zum Schlagwort „*refugee*" zahlreiche Publikationen aus den 1930er-Jahren auf. Danach scheint das Interesse am Thema zurückgegangen zu sein, erwähnenswerte Publikationen finden sich wieder ab den 1980er-Jahren.

Exemplarisch genannt für Publikationen aus den 1930er-Jahren seien hier *The Refugee Problem* (1936) von Maître J. L. Rubinstein sowie — interessanterweise tragen die Arbeiten den gleichen Titel — *The Refugee Problem* (1938) von John Hope Simpson. Rubinstein schreibt, dass eine massenhafte Flucht von Tausenden oder gar Millionen von Menschen in ein anderes Land politische, rechtliche, soziale sowie humanitäre Probleme bereiten könne, wobei die Zahl der Menschen auf der Flucht weiter steigen werde: „[…] there is reason to expect thousands more refugees from Germany" (Rubinstein 1936:716). Rubinstein spricht sich für verstärkten Schutz von Flüchtlingen aus und fordert bereits 1936 internationalen Schutz vonseiten einer internationalen Behörde: „[…] since to leave the protection of the refugees solely in the hands of the authorities of the country of residence is to misapprehend the nature of the problem and the realities of the situation" (Rubinstein 1936:729–730).

Simpson wiederum bespricht diverse Flüchtlingsströme, vor allem innerhalb Europas, wobei er als Hauptproblem die Verfolgung durch die Nationalsozialisten ausmacht: „Had there been no Nazi persecution, the world would not have been worried with a refugee problem much longer. But there is the Nazi persecution, and that problem is complicated by increasing anti-Semitism" (Simpson 1938:619). Er spricht sich ebenfalls für eine gute Versorgung von Flüchtlingen aus, wiewohl ein Staat auf die Aufnahme von Flüchtlingen vorbereitet sein müsse, etwa in Form von finanziellen Mitteln oder von Überwachungsmöglichkeiten. Ebenso solle man den Flüchtlingen gesellschaftliche Annehmlichkeiten und Anschluss bieten (Simpson 1938:608). Die Lektüre aus jener Zeit zeigt auch, wie sehr sich die Lebensumstände verändern können, denn so schreibt Simpson über die Situation in Griechenland — heutzutage nicht eben als Musterland bei der Betreuung von Flüchtlingen bekannt: „The Greeks are also very good to refugees, and they passed a law in 1927 that all the Armenians under the age of twenty-two might be naturalised as Greek citizens" (Simpson 1938:614).

Ein Beispiel für eine Publikation aus der Nachkriegszeit wäre *The Refugee: a Problem for International Organization* (1947) von Patrick Murphy Malin, der darin über die 1946 gegründete

[1] laut Eigendefinition: „[…] a digital searchable database containing the past, present and future AAA publications, more than 250,000 articles from AAA journals, newsletters, bulletins and monographs in a single place, and 24/7 access to scientific research information across the field of anthropology" (URL3).

International Refugee Organization schreibt, die infolge der massiven Fluchtbewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet wurde, und die ab 1952 durch die UNHCR (siehe 2.4.4) ersetzt wurde. Er zeigt sich zum Beispiel pessimistisch, was die Zukunft der polnischen Juden in Deutschland und Österreich bis in die 1950er-Jahre anbelangt: „[They] will represent the quintessence of the tragedy of all refugees — frightened of going home, despising and hating as well as being despised and hated in their ‚temporary location,' barred from other lands" (Malin 1947:458–459).

In den 1980er-Jahren entwickelte sich schließlich die akademische Disziplin der *Refugee Studies* (Bakewell 2007:8). Die Kultur- und Sozialanthropologie begann sich ebenfalls ab den 1980er-Jahren mit dem Phänomen der Flucht auseinanderzusetzen. Zuvor wurde dieses vergleichsweise lange ausgeblendet. Eine Ursache dafür war die Schwierigkeit, eine eindeutige Migrationstypologie zu finden: Ohne diese schien eine Unterscheidung zwischen Flucht und anderen Wanderungsformen schwierig. Ein weiterer Grund war der Umstand, dass im Rahmen der Flüchtlingsforschung meist ein multidisziplinärer Ansatz benötigt wurde, den viele Forscher nicht ansprechend oder zu aufwändig fanden. Weitere Hindernisse waren, dass es sich häufig schwierig gestaltete, Fördergelder für Forschungsprojekte zum Thema Flucht zu lukrieren. Zudem ist die praxisnahe Arbeit mit Flüchtlingen und deren schmerzhaften und traumatischen Erfahrungen auch für die Forscher belastend (Tošić et al. 2009:113).

Beispiele für Publikationen aus den 1980er-Jahren sind *The Heart Grown Bitter* (1981) des Anthropologen Peter Loizos, über Griechen, die 1974 aus dem zypriotischen Dorf Argaki flüchten mussten, oder *Southeast Asian Refugee Parents* (1983) der Erziehungswissenschaftlerin Mary M. Blakely, über die Bestrebungen und Schwierigkeiten von Flüchtlingsfamilien, mit dem amerikanischen Schulsystem zurecht zu kommen. Danach steigt die Anzahl der Publikationen zum Thema rasant: So erscheinen zum Beispiel Arbeiten zur Wahrnehmung von Flüchtlingen im System der Nationalstaaten (z.B. Malkki 1995, 1997), über Fluchtbewegungen von Frauen (z.B. Hillmann 1996; Schöttes & Treibel 1997), zu Handlungsmöglichkeiten von Flüchtlingen in transnationalen Netzwerken (z.B. Bang Nielsen 2004; Al-Ali & Koser 2002) oder zur Gesundheit und zur Sicherheit von Flüchtlingen in den USA (Patil et al. 2010).

2.4.6 Legale und irreguläre Migration

Im Zusammenhang mit Migration ist auch von legaler beziehungsweise irregulärer Migration die Rede: Gerade im öffentlichen Diskurs geht es im Zusammenhang mit Zuwanderung oft um irreguläre oder gar „illegale" Einwanderer. Irregulär kann sich dabei sowohl auf die rechtlich unerlaubte Einreise als auch auf den unerlaubten Aufenthalt beziehen.

Bös (1997:126–130) erklärt die vier legalen Möglichkeiten in ein Land zu kommen — daneben gibt es die irregulären Wege. Eine legale Möglichkeit ist erstens die Familienzusammenführung: Dabei geht es übrigens nicht in erster Linie um den menschlichen Aspekt, die Verwandten nicht länger zu trennen, sondern um den pekuniären Hintergedanken, die

Geldrückflüsse in das Herkunftsland zu minimieren. Die zweite Möglichkeit ist, als kolonialer oder ethnischer Einwanderer in ein Land zu gehen, dem man in irgendeiner Form als zugehörig betrachtet wird: Ein Beispiel hierfür ist die Einwanderung der Algerier nach Frankreich, die aber seit den 1970er-Jahren immer restriktiver wird. Drittens kann man es als ökonomischer Einwanderer beziehungsweise Arbeitsmigrant versuchen. Hier reicht die Spannbreite vom „Gastarbeiter“ bis hin zum Hochqualifizierten. Die vierte Möglichkeit ist, als Flüchtling beziehungsweise Asylsuchender in ein Land zu kommen.

Bei der sogenannten irregulären Migration wiederum versuchen die Wandernden, administrative Eingriffe zu umgehen. Insofern sind diese Ströme schwerer steuerbar als die legalen. Die meisten Länder setzen auf externe Kontrollen — etwa Grenzkontrollen —, die die illegalen Grenzübertritte verhindern sollen. Ebenso gibt es interne Kontrollen, die Menschen ohne Aufenthaltsbewilligung aufspüren und wieder ausweisen sollen. Versucht man die Anzahl der legalen Einwanderer zu beschneiden, führt das häufig zu einer steigenden Anzahl von illegalen Einwanderern (Bös 1997:126–130).

Nuscheler kritisiert, dass das Wort Migration überhaupt mit dem Adjektiv „illegal“ versehen wird: Dadurch wird die Wanderung nämlich zur kriminellen Tat gemacht, wo es doch der Grenzübertritt oder der Aufenthalt im Zielland ist, der gegen die gesetzlichen Regeln verstößt (Nuscheler 1995:30). Im Prinzip wird die Grenze so zu einem Tatort gemacht, wie es die Frauen- und Migrationsforscherin Rutvica Andrijasevic beschreibt: „It is a locus where the law is broken and where the established order is violated by those trying to cross undocumented” (Andrijasevic 2003:256). Als eine der vielen Schattenseiten der Kriminalisierung der Grenzüberschreitung nennt Nuscheler die Entwicklung des Schlepperwesens: Die Schlepper kassieren teilweise hohe Geldbeträge und haben selbst ein vergleichsweise geringes Risiko. Die Geschleppten hingegen riskieren oft ihr Leben, oder sie laufen zumindest Gefahr, von den Behörden aufgegriffen zu werden und sich (teilweise enorm) zu verschulden. Somit wird die irreguläre Migration für manche Menschen zu einem Millionengeschäft (Nuscheler 1995:30).

Der Sozial- und Integrationspädagoge Stephan Sting wiederum kritisiert die Unterscheidung nach legaler und irregulärer Migration dahingehend, dass diese im Endeffekt einfach erwünschte von unerwünschter Migration trenne und man in Folge den sozusagen unerwünschten Einwanderern Anerkennung vorenthalte. Sting argumentiert, dass sowohl Greencard-Inhaber als auch sich irregulär im Land aufhaltende Migranten gefragte Arbeitskräfte sein können — bloß dränge man zweitere in eine Situation der Rechtlosigkeit (Sting 2006:53).

2.4.7 Fazit aus den Kategorisierungsversuchen

Es zeigt sich also: Migration ist ein komplexes Phänomen, und eine eindeutige Definition von Migration existiert ebenfalls nicht. Um es mit den Worten der Migrationsexpertin Caroline Brettell auszudrücken: „Although migrants around the globe have common experiences, migration itself is a complex and diverse phenomenon“ (Brettell 2000:118). Wie oben erwähnt,

verwende ich den Begriff Migrant für Menschen, die von einem Land in ein anderes Land gehen, dort eine gewisse Zeit verbringen („relevant period of time“, siehe Hammar & Tamas 1997:16) und dort zu jener Zeit auch einen Lebensmittelpunkt haben. Die Bedingung, dass sich im neuen Aufenthaltsland Lebensmittelpunkt sowie Wohnort befinden, schließt kurzfristige Aufenthalte wie Urlaube oder Geschäftsreisen aus.

Ebenso gibt es keine eindeutige Formel um vorherzusagen, was zu Migration führt und was nicht. Allein die jüngere Geschichte zeigt: Führen bestimmte äußere Umstände bei manchen Menschen dazu, dass sie migrieren, tun sie das bei anderen nicht — wer wann, wo und warum diese Entscheidung trifft, das ist individuell unterschiedlich. Ebenso gibt es keine Möglichkeit vorherzusagen, warum jemand welches Zielland auswählt, wie lange er dort bleiben wird, ob er weiterzieht, ob er zurückkehrt, oder auch nicht. Gerade die Ursachen für Migration sind zu komplex, um sie in „eindeutigen Typen“ zu beschreiben, wie es der Schweizer Sozialanthropologe und Migrationsforscher Hans-Rudolf Wicker ausdrückt:

> Als Folge jenes zukunftsweisenden gesellschaftlichen Wandels, welcher uns zwingt, die Welt vom Hintergrund des Systemischen zu betrachten, was nichts anderes besagt, als dass *actio* und *reactio* auf vielfältige Weise ineinander verflochten und sogar austauschbar sind, lassen sich die Migrationsursachen heutzutage weder in eindeutige Typen fassen noch lassen sie sich unmissverständlich definieren. (Wicker 1998:19; kursiv im Original)

Ebenso kann man oft nicht eindeutig erkennen, ob es sich bei einer Wanderung um eine freiwillige oder erzwungene handelt, da die Grenzen fließend sind: So gibt es zum Beispiel Menschen, die flüchten und die dennoch vorausplanen, während andere freiwillig relativ spontan migrieren. Sicherlich gibt es die sogenannten Arbeitsmigranten, die „bloß“ aus wirtschaftlichen Überlegungen an einen anderen Ort gehen. Aber auch das lässt sich freilich nicht immer eindeutig der Kategorie „freiwillig“ zuordnen: Denn ab wann ist ein wirtschaftlicher Druck so groß, dass man die Migration kaum noch als freiwillig bezeichnen kann? Viele individuelle Migrationsentscheidungen werden weder ganz freiwillig noch ganz unfreiwillig getroffen. Ebenso sind die Unterscheidungskriterien nach legaler und irregulärer Migration problematisch, da sie viele Menschen in einen marginalisierten und rechtlosen Status drängen.

2.5 Wichtige Eckpunkte in der Migrationsforschung

Wie die österreichische Kultur- und Sozialanthropologin Christa Markom erklärt, gelten bereits Schriften des Jesuitenpaters Lafiteau (1681–1746) als frühe Arbeiten, die sich im weitesten Sinne mit dem Thema Migration auseinandersetzen. Lafiteau versuchte durch vergleichende Methoden Übereinstimmungen zwischen den Irokesen und umliegenden Gesellschaftsgruppen zu finden. Er vertrat einen diffusionistischen Ansatz, nach dem ein sogenanntes „Kulturelement“ durch Wanderungen und Übernahmen anderer Gesellschaften verbreitet wird (Markom 2009:30).

Spätere Vertreter des Diffusionismus waren Friedrich Ratzel (1844–1904) und Leo Frobenius (1873–1938), die (irrtümlicherweise) davon ausgingen, gemeinsame Ursprünge

verschiedener Kulturen könne man durch den Vergleich ihrer materiellen Elemente herausfinden. Frobenius unternahm zahlreiche Forschungsexpeditionen nach Afrika. In *Vom Schreibtisch zum Äquator* (1925) schildert er zum Beispiel seine Reisen durch Afrika und die verschiedenen Menschen und Kulturen, die er dort antraf. So beschreibt er den „Steppen- und Wüstenmenschen" folgendermaßen:

> Seine Kultur lebt im Kopfe. Seine Kultur beruht im Wissen, in der Erziehung der Denktätigkeit, im Ausgleich der sozialen Kräfte. Gar manchesmal habe ich während der letzten Reisen die schäbigsten und kümmerlichsten Individuen, die außer einem schmutzigen Kaftan oder elenden Burnus an äußerer Kultur absolut nichts besaßen, in mein Beobachtungs- und Studiengelaß genommen und habe meine Untersuchungsinstrumente angesetzt. Und nicht ein einziges Mal habe ich den Stumpfsinn angetroffen, der die Waldbewohner charakterisiert. (Frobenius 1925:297)

Frobenius' Lehrer Ratzel forschte unter anderem zur Verbreitung von Gebrauchsgegenständen sowie Kulturen durch Wanderungen, und so schreibt er etwa zur Verbreitung der Kultur Europas: „Europa hat niemals die ganze Kultur Babyloniens oder Ägyptens empfangen, sondern nur Teile davon, die sich leicht transportieren liessen [sic] und auch von Leuten niederer Lebenslage geschätzt wurden, besonders Waffen, Geräte und Schmucksachen" (Ratzel 1899:827). Ratzel geht es in seinem Werk um den Formgedanken, also um die Entstehung verschiedener Formen der Gebrauchsgegenstände, sowie deren Verbreitung. Die Verbreitung dieser Gegenstände ist für ihn aussagekräftig: „Weil sie den Stempel des Volkes tragen, das sie verfertigte, erkennen wir an ihnen, wo immer sie auftreten mögen, das Volk, von dem sie ausgehen. […] Die geographische Verbreitung ethnographischer Gegenstände entspricht der Verbreitung der Völker, welche die Erzeuger oder Träger derselben sind" (Ratzel 1967 [1912]:16). Er forschte zum Beispiel in Afrika zu den verschiedenen Formen der Bögen, anhand derer er die afrikanischen Völker unterscheiden und gruppieren wollte: „Sie [die Form der Waffe, Anm.] ist nicht zufällig bei diesem oder jenem Volke zu finden, während sie einem dritten fehlt, und ist ebensowenig [sic] zufällig in einer Form über ein Gebiet und in einer anderen über ein anderes verbreitet" (Ratzel 1891:294).

Man kann auch den Kartographen und Demographen Ernest George Ravenstein (1834–1912) — auf dessen Werk übrigens Lee sein *push*- und *pull*-Modell aufbaut (siehe 2.4.2) — als Begründer der Migrationsforschung in den Sozialwissenschaften betrachten: Er arbeitete mit statistischen Beobachtungen und formulierte in den 1880er-Jahren bereits *Laws of Migration*, in denen er unter anderem feststellt, dass Frauen mehr wandern als Männer: „Woman is a greater migrant than man" (Ravenstein 1885:196 zitiert nach Markom 2009:31). Dennoch war die Migrationsforschung, wie Markom hinzufügt, zu jener Zeit ein marginales Feld innerhalb der Demographie und der sich entwickelnden Soziologie (Markom 2009:31).

Entscheidend für die Entstehung der Migrationsforschung waren vor allem jene Arbeiten, die in den USA ab dem frühen 20. Jahrhundert entstanden: In den 1920er- und 1930er-Jahren entwickelte sich die Chicago School of Sociology. Ihre Vertreter untersuchten Migration und Subkulturen in Städten der USA. Dazu kam es vor allem deshalb, weil es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine starke Einwanderung nach Nordamerika gab (siehe 2.1), die die

Entwicklung und Veränderung in den US-amerikanischen Städten entscheidend beeinflusste. Ein Großbrand vernichtete zudem weite Teile der Innenstadt Chicagos, und der Prozess des rasanten Wiederaufbaus war für die junge Disziplin der amerikanischen Soziologie ein guter Ausgangspunkt, die Stadtentwicklung und die Ansiedelungspraktiken der Migranten zu studieren (Markom 2009:31–32). Die Vertreter der Chicago School arbeiteten übrigens häufig mit journalistischen Methoden wie unstrukturierten Interviews, aber auch mit anthropologischen Methoden wie Feldforschung und teilnehmender Beobachtung (Burgess 1982a:7).

Ein prominenter Vertreter war Robert Ezra Park (z.B. *Race and Culture*, 1964 [1928]), der unter anderem mit Ernest Burgess das Modell des *race relation cycle* entwickelte: ein idealtypisches Diagramm der Anordnung von Menschen in der Stadt (siehe Park et al. 1970 [1925]). Kurz zusammengefasst geht es dabei vor allem um den Konkurrenzkampf um Raum: Die mächtigeren Einwohner besetzen die beliebten Gebiete einer Stadt. Die Eingewanderten geraten in Konflikt mit den bereits etablierten Gruppen. Sie treten zuerst in die unteren Schichten der Gesellschaft ein, passen sich langsam an, steigen sozial auf und dringen in die beliebteren Wohngebiete vor, bis sie schließlich vollständig integriert sind. Park war übrigens einer der Ersten, der den Migranten als *marginal man* beschreibt: als einen Menschen, der zwischen zwei Kulturen lebt, und der in diesem Konflikt nach einer innovativen Lösung sucht. Park war zudem vom Sozialdarwinismus beeinflusst (zitiert nach Hannerz 1980:22–27).

Weitere bedeutende Werke der frühen Chicago School — um nur einige wenige anzuführen — waren zum Beispiel *The Hobo* von Nels Anderson (1923): Der Hobo ist ein Wanderarbeiter, meist gebürtiger Amerikaner, der im ganzen Land umherzieht und hauptsächlich am Bau oder auf Farmen mitarbeitet. (Die Figur des Hobos kommt übrigens auch in zahlreichen Songs vor, etwa im *Hobo Blues* von John Lee Hooker aus dem Jahr 1948 oder, etwas aktueller, in *Like a Hobo* von Charlie Winston aus dem Jahr 2009.) Frederic Milton Thrasher (1927) schrieb mit *The Gang* eine Studie, für die er 1.313 Gangs aus Chicago untersuchte. Louis Wirth (1969 [1928]) forschte über jüdische Viertel in Europa und Amerika, und Harvey Zorbaugh (1929) schrieb in *The Gold Coast and the Slum* über die Lower North Side von Chicago, wo Reiche und Arme nebeneinander lebten. Paul Cressey (2008 [1932]) beschreibt in *The Taxi-dance Hall* Mädchen, die sich als Tänzerinnen Geld verdienen (alle zitiert nach Hannerz 1980:31–50).

Interessante Analysen zu Werken der Chicago School bietet übrigens der schwedische Sozialanthropologe Ulf Hannerz in *Exploring the City* (1980). Er weist unter anderem darauf hin, dass man sich zur Zeit der Chicago School erstmals der Wichtigkeit des Faktors Zeit bewusst wurde: Beziehungen zwischen verschiedenen Gruppen innerhalb einer Stadt verändern sich im Laufe der Zeit permanent. Es geht also um eine gewisse Sensibilität gegenüber diesen Prozessen. Prominentes Beispiel dafür wäre eben der *race relation cycle* von Park. Hannerz ortet hingegen Schwächen bei den Forschern der Chicago School, wenn es darum ging, soziale Organisationen zu analysieren. Hier kritisiert er die Überbetonung der Desorganisation: Alles, was nicht konform mit den als „normal“ angesehenen Standards der Gesellschaft ging, wurde tendenziell als

Desorganisation abgetan, was dazu führte, dass Vielfalt häufig mit Desorganisation verwechselt wurde. Dominant waren damals außerdem Dichotomien wie „ländlich“ und „städtisch“: Auf der einen Seite stand der Großstadtbewohner, auf der anderen eine Art „edler Mensch vom Lande“. Zumeist trifft aber keiner der beiden Idealtypen auf einen Menschen zu (Hannerz 1980:55–64).

Ab den 1950er-Jahren bis in die 1960er-Jahre gewannen schließlich die *peasant studies* an Einfluss: Anthropologen begannen, sich für die in die Städte migrierende bäuerliche Bevölkerung zu interessieren (Brettell 2000:97; siehe auch Armbruster 2009:52; Davis-Sulikowski et al. 2009:93; Markom 2009:37). Vertreter waren etwa Robert Redfield (1941) mit seiner Forschung in einem Dorf im mexikanischen Yukatan oder Eric Wolf mit seinem eher in eine politisch-ökonomische Richtung gehenden Werk *Peasants* (Wolf 1966) (zitiert nach Markom 2009:37). Gängige Kategoriepaare wie primitiv/modern oder nicht-westlich/westlich wurden hinterfragt, und der *peasant* erschien als interessanter, neuer Gegenstand der Forschung. Markom weist übrigens darauf hin, dass die *peasant studies* auch mit der Chicago School zusammenhingen, da deren Vertreter sich ebenso mit der bäuerlichen Bevölkerung Mexikos oder Guatemalas zu beschäftigen begannen (Markom 2009:37).

Die Manchester School wiederum befasste sich mit den Auswirkungen der Arbeitsmigration auf städtische Zentren im damaligen British Central Afrika. Im Jahr 1938 wurde das Rhodes-Livingstone Institute gegründet. Die Arbeiten der Manchester School bildeten die Basis für die Entwicklung der Ethnizitäts- und der Stadtforschung, und ebenso für die Erforschung der Auswirkungen von Migration auf die jeweiligen Herkunftsregionen und die urbanen Gebiete. Beispiele für Werke der Manchester School sind etwa *Order and Rebellion in Tribal Africa* (1971 [1963]) von Max Gluckman oder *The Study of African Society* von Godfrey Wilson und Monica Hunter (1939) (zitiert nach Markom 2009:40).

Ab den 1960er- und 1970er-Jahren rückten die ökonomischen Ursachen in den Mittelpunkt der Migrationsforschung. Vertreter der neoklassischen Ökonomie gingen davon aus, dass Einkommensunterschiede der relevante Grund für Migrationsbewegungen sind. Auch Aspekte wie Alter, Arbeitslosenraten, Einwanderungspolitik und vieles mehr spielten bei den Analysen eine Rolle. *Push*- und *pull*-Modelle entstanden (siehe 2.4.2), ebenso wie die Weltsystemtheorie (Markom 2009:41–42). Die Weltsystemtheorie geht auf den amerikanischen Sozialwissenschaftler Immanuel Wallerstein (z.B. 1974, 1984, 1986, 1995) zurück, der die Entstehung des Systems einer Weltwirtschaft analysiert. Wallerstein geht davon aus, dass Migration seit dem 18. Jahrhundert durch Staaten erzeugt wurde und ein Teilsystem des Weltmarktes darstellt. Die Weltsystemtheorie teilt die kapitalistische Welt in Kern, Semi-Peripherie und Peripherie, wobei die wirtschaftliche Entwicklung von jenen Ländern abhängt, die dem Kern zugerechnet werden. Die Theorie, die vom Marxismus beeinflusst ist, geht davon aus, dass die armen Länder von den reichen abhängig sind, und von diesen ausgebeutet werden — wovon wiederum die wohlhabenden Länder profitieren (Eriksen 2001:205; siehe auch Barnard 2000:91–92).

Nach dem Ende der „Gastarbeiter"-Rekrutierung Mitte der 1970er-Jahre fokussierten Studien zu Migration außerdem verstärkt auf die Niederlassungspraktiken und die Integration von Immigranten: Eine Migration aus wirtschaftlichen Gründen gestaltete sich zusehends komplizierter, zugleich kehrten die im Zuge der Rekrutierung angeworbenen „Gastarbeiter" aber nicht, wie ursprünglich vorgesehen, in ihre Herkunftsländer zurück. Der Anthropologe Paul S. Silverstein erklärt: „As such, new policies focused less on how to control labor flows than on how to integrate those flows already settled" (Silverstein 2005:373). Ab den 1970er- und 1980er-Jahren galt der Migrant gemeinhin als Ausnahme vom Normalzustand. Man widmete sich vor allem der Frage, wie Zurückweisung und Desintegration vermieden werden könnten (Wimmer 2000:155). Zudem fiel das Augenmerk zu jener Zeit auf die Nachkommen der Eingewanderten: Die Vorstellung des Migranten zweiter Generation, der „zwischen zwei Kulturen" steht, war geboren: „The migrant thus becomes the model of the cultural and racial ‚halfie' […] Successive and overlapping racial categories of nomad, laborer, uprooted victim, hybrid, and transmigrant reflect not only transformations in scholars' analytical tools but different articulations of global capital and national formations in colonial and postcolonial contexts" (Silverstein 2005:373–376).

In den 1990er-Jahren fand schließlich ein bedeutender Wandel in der Wissenschaft statt: Die transnationale Forschungsperspektive hielt Einzug in der Migrationsforschung, und man ging zusehends von der Vorstellung ab, bei Migration handle es sich um eine lineare Bewegung von einem Ort A zu einem anderen Ort B. Zudem führte eine Erweiterung der Forschungsfelder innerhalb der Migrationsforschung dazu, dass man sich neuen Typen von Migranten zuzuwenden begann (mehr dazu im folgenden Kapitel 3).

Übrigens sind die Anfänge in der ethnologischen Migrationsforschung im anglo-amerikanischen Umfeld wesentlich früher anzusetzen als im deutschsprachigen Raum. Hier begann die eigentliche Migrationsforschung erst in den 1980er-Jahren. In diesem Zeitraum entstanden auch in Österreich erste Arbeiten über die sogenannten „Gastarbeiter" und deren Nachkommen. Für Kultur- und Sozialanthropologen war Migration zirka ab den 1990er-Jahren Thema (Strasser et al. 2009:128). Zu jener Zeit entstanden an der Universität Wien bereits einige wegweisende Abschlussarbeiten zu dieser Thematik. Beispiele dafür — um stellvertretend nur einige wenige zu nennen — wären etwa Armbrusters Studie *Wir sprechen die Sprache, die Jesus gesprochen hat: Die Vergangenheit in der Gegenwart syrisch-orthodoxer ChristInnen, AssyrerInnen in Wien* (1994) über die individuelle Zugehörigkeit und das kollektive Selbstverständnis von Assyrern in Wien. Karl Michael Reisers Abschlussarbeit *Das sozio-politische Netzwerk türkisch-alevitischer Einwanderer und seine Auswirkungen auf die Identitätsentwicklung der „Zweiten Generation"* (1997) handelt von türkisch-alevitisch-stämmigen Migranten der zweiten Generation, von sozio-politischen Netzwerken und der Identitätsentwicklung unter den Jugendlichen. Ebenso entstanden die ersten ethnographischen Studien von bestimmten ethnischen Gruppen und deren Netzwerken in Wien, unter anderem über

syrischstämmige Migranten (Weiss 1994), Mexikaner (Ruprechtsberger 1998) oder Hindus (Buchbauer 2001) (alle zitiert nach Strasser et al. 2009:131).

Heutzutage ist Migration ein Thema, das in zahlreichen Disziplinen aus unterschiedlichen Perspektiven behandelt wird. Die Soziologie etwa befasst sich häufig mit sozialen Transformationen und gesellschaftlichen Folgen von Migration, in der Politikwissenschaft geht es vor allem um migrationspolitische Entwicklungen, Staatsbürgerschaften und Vergleiche zwischen Einwanderungs- und Asylpolitiken, in der Rechtswissenschaft wiederum um Zuwanderungs- und Staatsbürgerschaftsrecht. Die Wirtschaftswissenschaften widmen sich den ökonomischen Ursachen und Folgen von Migration (Strasser 2009a:15–16).

Im Mittelpunkt der kultur- und sozialanthropologischen Migrationsforschung stehen zum Beispiel die Untersuchung des gesellschaftlichen Umgangs mit dem „Fremden“, die Erforschung von sozialen und kulturellen Umgangsformen von Migranten und nicht-Migranten, Analysen von Integrationspolitiken und -maßnahmen, von transnationalen Beziehungen oder von globalen Prozessen und deren lokalen Auswirkungen. Ebenso geht es um Fragen nach Identität und Ethnizität. Qualitative Forschungsmethoden spielen dabei eine wesentliche Rolle (Strasser 2009a:16). Mückler etwa nennt Arten der Fortbewegung, das Entstehen, Bestehen und Verändern kultureller und sozialer Identitäten, die Verortung des Einzelnen oder der Gruppe, Fragen nach Ethnizität, Abgrenzung und Inkorporation, Veränderungen von Lebens- und Arbeitsräumen, den gesellschaftlichen Umgang mit Fremdheit oder auch staatlich veranlasste Integrationsmaßnahmen und deren Brauchbarkeit als Beispiel für zentrale Fragen, mit denen sich Kultur- und Sozialanthropologen gegenwärtig auseinandersetzen (Mückler 2011:197).

Im folgenden Kapitel 3 gehe ich detaillierter auf bedeutende Entwicklungen in der Migrationsforschung in jüngerer Zeit ein: Erstens trug die Entdeckung der transnationalen Forschungsperspektive dazu bei, das komplexe Phänomen Migration und die damit verbundenen Folgen umfassender wahrzunehmen. Zudem rückten neue Forschungsfelder in den Fokus, und Studien zu hochqualifizierten Migranten, zur Migration der Mittelschicht oder zur Migration von Studenten entstanden.

3. NEUE PERSPEKTIVEN, NEUE FRAGEN, NEUE FORSCHUNGSFELDER

Authors routinely refer to higher-end migrants as „elites", usually as a stylized contrast to the disadvantaged, lower-class, typically ethnically distinct, putatively „proletariat" migration that is the concern — for other political reasons — of most researchers in the field. The dichotomy of highly skilled versus unskilled migration glosses over the stratification within and across categories […].
(Adrian Favell, Miriam Feldblum & Michael Peter Smith 2006:7)

Wer ist also nun ein Migrant? Kapitel 2 zeigt, dass es mannigfaltige Antwortmöglichkeiten gibt: Er kann beispielsweise ein Arbeitsmigrant, ein Flüchtling, ein Asylwerber, ein „Gastarbeiter" oder ein laut Gesetz irregulär im Land lebender „Ausländer" sein — manches davon kann er auch gleichzeitig sein. In den 1990er-Jahren etablierte sich schließlich eine weitere Bezeichnung: Seitdem kann ein Migrant außerdem ein Transmigrant sein. Zu jener Zeit begann die transnationale Forschungsperspektive eine bedeutende Rolle innerhalb der Migrationsforschung zu spielen (z.B. Glick Schiller 1997, 1999; Glick Schiller et al. 1994, 1995; Portes 1996a, b, 1998, 1999; Roberts 1995; Roberts et al. 1999; Vertovec 1999).

Transnationale Migration ist kein Phänomen, das erst während dieser Zeit auftrat — vielmehr begann man, die alltäglichen Praktiken von Migranten aus anderen Blickwinkeln zu betrachten und Zusammenhänge neu zu interpretieren. Migranten gehen nämlich nicht bloß in ein neues Land und durchlaufen dort einen Anpassungsprozess in Richtung eines *melting pots*. Tatsächlich ist ihre Lebensrealität weit komplexer, manche sind an verschiedenen Orten eingebunden und pflegen Beziehungen in der Aufnahmegesellschaft und anderswo: In diesem Fall kann man von Transmigranten sprechen (z.B. Glick Schiller 1997; Glick Schiller et al. 1994, 1995; Levitt & Glick Schiller 2004; Levitt & Jaworsky 2007; Portes 1999, 2001, 2003; Pries 2001; Strasser 2009b; Vertovec 2004, 2009). Insofern betrifft Migration nicht nur jene, die selbst migrieren, sondern auch jene, die das nicht tun: Sind letztere doch durch Kontakt mit den Migrierten oder durch die Verbreitung von Ideen, Objekten und Informationen ebenfalls von der Migration betroffen (Levitt & Glick Schiller 2004:1012–1013). Ich erkläre, was man unter transnationaler Migration verstehen kann, und welche Folgen transnationale Praktiken haben können. Anhand von Fallbeispielen demonstriere ich, wie vielfältig transnationale Migration in der Praxis in Erscheinung treten kann.

Danach bespreche ich, warum sich die transnationale Forschungsperspektive in der Migrationsforschung erst vergleichsweise spät etablieren konnte. Lange war Forschungsarbeiten zu Migration im Großen und Ganzen nämlich eine Grundannahme gemein: dass Migration ein mehr oder weniger linearer Bewegungsprozess von einem Punkt zum anderen ist. Der Blick lag außerdem hauptsächlich auf Eingliederungsprozessen im Aufnahmeland (Glick Schiller et al. 1995:48; Lie 1995:304). Infolge der Entwicklung der transnationalen Forschungsperspektive entstanden schließlich neue Hypothesen (etwa zu Wanderungs-, Niederlassungs- und Anpassungsprozessen). Binäre Denkmuster wie Heimatland/neues Land, Staatsbürger/nicht-

Staatsbürger, Migrant/nicht-Migrant oder Akkulturation/Beibehaltung der Kultur wurden überwunden (Levitt & Glick Schiller 2004:1012–1013).

Die transnationale Forschungsperspektive leistete also einen wesentlich Beitrag dazu, dass Migration und die damit zusammenhängenden, komplexen Verflechtungen ganzheitlicher wahrgenommen wurden. Einem großen Teil der Studien zu transnationaler Migration ist allerdings nach wie vor gemein, dass sie auf Migranten jener Herkunftsländer fokussiert sind, die tendenziell eher von sozialer wie wirtschaftlicher Marginalisierung betroffen sind (Favell et al. 2006:4). Zwar weckte auch das andere Ende des sozialen Spektrums — die Migration Hochqualifizierter — das Interesse von Wissenschaftlern. Allerdings rechnete man Studien aus diesem Bereich lange nicht der Migrationsforschung zu, wie Koser und Salt noch in den 1990er-Jahren konstatieren: „The literature is reticent in placing movement by the highly skilled into the mainstream of migration theory" (Koser & Salt 1997:289).

Was die Migration Hochqualifizierter betrifft, widmeten sich zahlreiche Arbeiten ab den 1960er-Jahren der Frage, ob die Emigration hochqualifizierter Arbeitskräfte negative Folgen für die Herkunftsländer haben könnte, und Debatten zum *braindrain* kamen in Gang (z.B. Askari 1977 et al.; Beaverstock 1991, 1994, 1996; Beine et al. 2001; Bhagwati 1979; Bhagwati & Hamada 1974; Brinley 1966; Carrington & Detragiache 1998, 1999; Grubel & Scott 1966a, b; Haque & Kim 1995; Miyagiwa 1991; Mountford 1997; Weber 1970; White 1988; Salt 1988). Ebenso liegt das Augenmerk von Studien zu hochqualifizierten Migranten häufig auf ökonomischen Fragen, etwa auf arbeitsmarktbezogenen Strategien: So thematisieren sie beispielsweise, mithilfe welcher Maßnahmen man hochqualifizierte Migranten anlocken und den Arbeitsmarkt für dieselben attraktiver gestalten könnte (z.B. Borjas 1987; Findlay et al. 1996; Lowell 2004; McLaughlan & Salt 2002; Papademetriou & Sumption 2011; van Riemsdijk 2011).

Vergleichsweise spät erfolgte erst der Blick auf die Mikroebene: auf die Menschen, die hinter diesen Hochqualifizierten stecken (siehe z.B. Smith & Favell 2006). Das war also ein weiterer Schritt, neue Facetten von Migration wahrzunehmen. Selbstverständlich gibt es außerdem Migranten, die sich weder in einer marginalisierten Position befinden, noch den Hochqualifizierten zuzurechnen sind. In den vergangenen Jahren wuchs schließlich auch das Interesse an den Erfahrungen von Migranten, die der sogenannten Mittelschicht angehören (z.B. Batnitzky et al. 2008; Favell 2003, 2006, 2008; Mapril 2011; Ruokonen-Engler 2012).

Die transnationale Forschungsperspektive, die Aufarbeitung neuer Forschungsfelder (etwa die Migration Hochqualifizierter oder der Mittelschicht), und auch neue Fragen (etwa nach den Erfahrungen und Migrationsmotiven der Individuen) trugen und tragen dazu bei, neue Aspekte des komplexen Phänomens Migration zu erkennen und zu ergründen. Zur Veranschaulichung bespreche ich im Folgenden exemplarisch einige Eckpunkte der oben erwähnten Diskurse.

3.1 Was man unter transnationaler Migration verstehen kann

Vorausschicken kann man, dass es Transnationalismus nicht nur bei Migranten gibt. Ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit führe ich daher einige Theorien an, die mir zum besseren Verständnis hilfreich erscheinen.

Beginnen wir damit, was man unter Transnationalismus verstehen kann: Der Sozialanthropologe und Transnationalismus-Experte Steven Vertovec bezeichnet Transnationalismus als „set of sustained long-distance, border-crossing connections" (Vertovec 2004:1). Derartige Verbindungen und Praktiken findet man eben nicht nur bei Migranten, sondern auch bei Unternehmen, Medien, Kommunikationsnetzwerken oder sozialen Bewegungen — ja selbst bei kriminellen und terroristischen Gruppen (Vertovec 2004:1). Unter transnationalen Verbindungen und Praktiken kann man heutzutage also zum Beispiel Folgendes subsumieren:

> When referring to sustained linkages and ongoing changes among *non-state actors* based across national borders — businesses, non-government-organizations, and individuals sharing the same interests (by way of criteria such as religious beliefs, common cultural and geographic origins) — we can differentiate these as *„transnational" practices and groups* (referring to *their links functioning across nation-states*). The collective attributes of such connections, their processes of formation and maintenance, and their wider implications are referred to broadly as „*transnationalism*". (Vertovec 2009:3; meine Hervorhebung)

Es geht also um Praktiken von *nicht-staatlichen* Akteuren — etwa NGOs oder Einzelpersonen — die sich über die Grenze eines Nationalstaates hinweg erstrecken. Was nun die Unterscheidung derartiger Aktivitäten von staatlichen sowie nicht-staatlichen Akteuren betrifft, nimmt Portes (2001) eine Unterteilung in vier Kategorien vor: Grenzüberschreitende Aktivitäten gibt es demnach vonseiten der Nationalstaaten (etwa von Botschaften oder Konsulaten), vonseiten offizieller Institutionen, die in einem Land angesiedelt sind (zum Beispiel eine Universität, die Austauschprogramme mit Universitäten in anderen Ländern hat), vonseiten offizieller Institutionen, die in mehreren Ländern Niederlassungen haben (beispielsweise Konzerne, die katholische Kirche oder verschiedene Abteilungen der Vereinten Nationen) sowie vonseiten der Bürger der Zivilgesellschaft (das können zum Beispiel Einzelpersonen oder *grassroot*-Bewegungen sein).

Portes empfiehlt, in den ersten beiden Fällen (also bei Praktiken von Nationalstaaten oder von offiziellen Institutionen, die in einem Land angesiedelt sind) den Begriff international zu verwenden. Im dritten Falle (bei grenzüberschreitenden Praktiken offizieller Institutionen, die in mehreren Ländern Niederlassungen haben) könnte der Begriff multinational die grenzüberschreitenden Aktivitäten und Interessen charakterisieren. Diese Institutionen haben nämlich einen Hauptsitz an einem Ort, sie verfolgen aber soziale, politische oder wirtschaftliche Ziele in mehreren Ländern (Portes 2001:185–186). Dieser Unterteilung folgend bietet sich die Bezeichnung transnational für die vierte Gruppe an — unabhängig davon, ob es sich um Einzelpersonen, um Netzwerke von Privatpersonen oder um organisierte Gruppen wie NGOs handelt: „Even when supervised by state agencies, the key aspect of transnational activities is that

they represent goal-oriented initiatives that require coordination across national borders by members of civil society“ (Portes 2001:186).

Um Missverständnissen vorzubeugen, noch eine kurze Anmerkung zur Unterscheidung von Transnationalismus und Globalisierung: Da das Verhältnis der beiden Konzepte in der Wissenschaft bereits ausgiebig debattiert wurde, möchte ich hier nur eine ausgesprochen knappe Anmerkung dazu machen. Ich orientiere mich dabei an der Argumentation von Nina Glick Schiller, Anthropologin und Expertin für transnationale Migration: Demnach wendet man die Bezeichnung „global“ auf Prozesse an, die nicht in einem einzelnen Nationalstaat oder in mehreren Nationalstaaten verankert sind, sondern die eine weltweite Dimension aufweisen. Ein Beispiel dafür wäre die Entstehung des Kapitals, das weder in einem einzelnen Staat noch im Zusammenspiel mehrerer Staaten entstanden ist. Den Begriff transnational wiederum kann man anwenden, wenn es um politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Prozesse geht, die sich über die Grenzen eines Staates hinweg ausgedehnt haben. Die Akteure selbst sind, wie bereits oben erklärt, keine Staaten, sie sind aber durch die Politiken, Praktiken und Rahmenbedingungen der jeweiligen Staaten beeinflusst (Glick Schiller 1999:96–97).

Was nun die Transmigranten betrifft, kann man diese beispielsweise folgendermaßen charakterisieren:

> Transmigrants are not the new sovereign cosmopolitans who move freely and voluntarily between different locales, spaces and opportunities. Transmigrants adapt themselves to uncertain and unpredictable situations, they learn to manage risks and to live with them, they accumulate cultural and social capital in and between the two countries. Concerning their spatial residence and their work, their life projects and plans are not fixed or very long-term but ‚oriented in exploiting opportunities'. They are not free in defining the conditions of their action, but the horizon of their realized options of action and expectations is not limited to the region of departure *or* the region of arrival, it *spans between and over* them. (Pries 2001:67–68; Hervorhebung im Original)

Transmigranten sind also keineswegs nur zu Gast im Aufnahmeland, denn sie sind in wirtschaftliche, kulturelle und politische Vorgänge sowie in das Alltagsleben dort eingebunden. Gleichzeitig sind sie aber auch anderswo involviert: Indem sie zum Beispiel Verbindungen zu Menschen in anderen Ländern aufrechterhalten, dort Geschäfte abwickeln oder politische Entwicklungen in ihren Herkunftsländern beeinflussen. Transmigranten konstruieren somit laufend ihre simultane Einbindung an mehreren Orten (Glick Schiller et al. 1995:48).

Transnationale Migration ist ein weltweit auftretendes Phänomen, das alle gesellschaftlichen Klassen betrifft. So gibt es politische Machthaber, Geschäftsleute, Mittelklasse- und auch Arbeiterklasse-Angehörige, die transnationale Verbindungen pflegen. Keineswegs ist es zum Beispiel so, dass nur Angehörige einer Art „globalen Elite“ über Grenzen hinweg transnational aktiv sind (Glick Schiller 1999:96–97). Transnationale Migration ist außerdem kein zeitlich klar abgrenzbares Ereignis — transnationale Praktiken finden, je nach den Umständen, zeitweise häufig, zeitweise selten und zeitweise gar nicht statt. So können zum Beispiel Migranten, die nie in ein transnationales Netzwerk eingebunden waren, in Krisenzeiten transnational aktiv werden (Levitt & Glick Schiller 2004:1012–1013).

Transnationales Handeln ist also nicht allgegenwärtig, es ist kein fixes oder statisches Element — es ist nicht immer präsent. Die Anzahl der Migranten, die sich regelmäßig transnational engagieren, ist sogar vergleichsweise niedrig, verglichen mit jenen, die sich bloß gelegentlich (etwa während Wahlkämpfen, Phasen der Rezession etc.) oder so gut wie nie transnational engagieren (Levitt 2009:1227). In der Tat ist es sogar so, dass nur eine Minderheit der Migranten transnational aktiv ist (Guarnizo & Portes 2003; Portes 2003).

Immerhin sind transnationale Praktiken nur *eine* mögliche Form des Handelns: Migranten müssen nicht permanent transnationale Verbindungen pflegen. Sie können in manchen Phasen ihres Lebens in transnationale Aktivitäten involviert sein, in anderen wieder nicht — und manchmal können diese Phasen auch nur ausgesprochen kurz sein (z.B. Landolt 2001; Levitt 2000; Portes 2001, 2003; Vertovec 2009). Manchmal führen Veränderungen der Lebensumstände dazu, dass jemand beginnt oder auch damit aufhört, sich transnational zu engagieren. Vormals mobile Migranten können sich zum Beispiel aus verschiedenen Gründen an einem Ort niederlassen, oder Menschen können wiederum verstärkt mobil werden, wodurch sich auch die Art und Weise ihrer transnationalen Praktiken ändert (Dahinden 2010:52).

Unterschiedlich ist auch, wie stark die transnational engagierten Migranten an den jeweiligen Orten eingebunden sind: Manche sind vergleichsweise fest in der Aufnahmegesellschaft verankert, haben aber wenige lokale Verankerungen im Herkunftsland. Andere sind in beiden Orten relativ stark eingebunden. Das kann zum Beispiel bei Migranten der zweiten Generation der Fall sein, die aus privaten oder beruflichen Gründen regelmäßig zwischen zwei Ländern pendeln. Oft haben sie Wohnsitze in beiden Staaten. Wieder andere sind in Herkunfts- wie Aufnahmeland kaum lokal verankert, stattdessen ist Mobilität ein zentrales Element in ihrem Leben. Das können etwa Hochqualifizierte sein, oder auch Händler, die Güter an einem Ort kaufen und an einem anderen verkaufen (Dahinden 2010:54–56).

Wenn Migranten hingegen nirgendwo wirklich eingebunden sind, aber auch nicht mobil sein können, ist es ihnen aufgrund fehlender Ressourcen oft nur schwer möglich, transnationale Verbindungen zu erschaffen oder aufrecht zu erhalten. Beispiele dafür sind Asylwerber in Europa: Sie dürfen nicht reisen, sie können meist nicht in ihre Herkunftsländer zurück, und durch diverse Restriktionen wird häufig auch der Kontakt zu ihren dortigen Familien unterbunden (Dahinden 2010:57–59). Natürlich sind auch alle Abstufungen dazwischen möglich.

3.2 Transnationale Migration im Lauf der Zeit

Wie bereits erwähnt, ist transnationales Handeln kein neues Phänomen. Beziehungen über nationalstaatliche Grenzen hinweg gab es auch früher schon. Betrachtet man etwa Praktiken der Juden, Palästinenser oder Südeuropäer, die im 19. Jahrhundert in die USA auswanderten, erkennt man: Viele von ihnen hielten bereits damals familiäre Beziehungen zu Daheimgebliebenen aufrecht, und sie schickten Briefe und Geld in die ehemalige Heimat. Emigrierte Tschechen,

Slowaken, Ungarn oder Iren wiederum bauten von den USA aus nationalistische Bewegungen in ihren Herkunftsländern auf (Glick Schiller et al. 1995:51).

Zu jener Zeit wurde es immer mehr Menschen möglich, immer weitere Strecken immer schneller zurückzulegen: Sie nutzten die kontinentalen Eisenbahnverbindungen für Reisen quer durch Europa, oder die Dampfschiffe, um den Atlantik zu überqueren. Zolberg spricht in diesem Kontext von einem „moment of perceptible globalization of the economic, strategic, and cultural spheres" (Zolberg 1997:280). Es kam zum Beispiel im 19. Jahrhundert zu einer bedeutenden Emigration von der Region Mecklenburg im Norden Deutschlands in Richtung Amerika. In Folge hatten viele Menschen in Mecklenburg Verwandte oder Bekannte in den Vereinigten Staaten: Insofern kam es bereits damals zu reger transatlantischer Kommunikation, vor allem in Form von Briefen (Bade 1980:367).

Ein anderes Beispiel wäre das von europäischen Einwanderern in den USA Anfang des 20. Jahrhunderts, die nach der Emigration oft ihre „europäische Identität" wiederentdeckten: So definierten sich Emigranten aus verschiedenen Regionen Deutschlands in Amerika plötzlich ethnisch als „Deutsche", oder jene aus Galizien plötzlich als „Polen". Auch die erste Zeitung auf Litauisch erschien in den USA (Glick Schiller 1999:103–104). Ebenso wurden zu jener Zeit bereits *remittances*[2] gezahlt, und es gab Migranten, die sich politisch oder wirtschaftlich über Grenzen hinweg engagierten (Vertovec 2009:14–15).

Es ist also nicht so, dass erst der technische Fortschritt transnationale Handlungen hervorbrachte — er erleichterte und veränderte sie jedoch: Vor allem Telefon, eMail, Internet, Satelliten-Fernsehen, Fax und günstigere Reisemöglichkeiten sorgten für eine Beschleunigung und Vereinfachung der Kommunikation (siehe z.B. Glick Schiller et al. 1995; Levitt 2000; Morokvasic 2003; Portes 2003; Wimmer & Glick Schiller 2002). Migranten können auf diese Weise einfacher am Geschehen in ihren Herkunftsländern teilhaben — oder auch umgekehrt: Menschen, die nicht migrieren, können von Werten, Verhaltensweisen oder Vorkommnissen im Alltag ihrer emigrierten Verwandten unmittelbarer beeinflusst werden (Vertovec 2009:14–15). Mithilfe technischer Neuerungen konnten natürlich auch die Zahlungen von *remittances* rascher und unkomplizierter abgewickelt werden. Durch die moderne Telekommunikation ist es außerdem einfacher, Wahlkämpfe zu beeinflussen, Lobbying zu betreiben, Aufstände anzuzetteln oder gar Terrorakte durchzuführen (Vertovec 2009:14–15).

Im Gegenzug finde ich es an dieser Stelle zudem erwähnenswert, dass es auch heutzutage für viele Menschen noch nicht selbstverständlich ist, Zugang zum Internet, zu günstigen Telefontarifen oder zu leistbaren Flugtickets zu haben. Ein Beispiel dafür ist jenes von Emigranten aus Ghana: Wandert ein Familienmitglied aus, können durchaus transnationale Familienverbände entstehen und auch bestehen bleiben. In vielen Fällen erschweren es Distanz

[2] Darunter versteht man Geldüberweisungen von Migranten in ihre Herkunftsländer. Um den sperrigen deutschen Begriff „Rücküberweisungen" zu vermeiden, verwende ich die mittlerweile auch im deutschen Sprachraum übliche Bezeichnung *remittances.* Das Geld wird zum Beispiel via Überweisung, online-Banking, professionelle Boten oder persönliche Netzwerke übermittelt.

sowie fehlende finanzielle Mittel jedoch, soziale Beziehungen auf Dauer aufrecht zu erhalten. Tendenziell sind vor allem Frauen und Kinder davon betroffen, da sie nicht über weite Entfernungen hinweg Kontakt halten können. Ort und Distanz spielen deshalb eine tragende Rolle in diesen transnationalen sozialen Netzwerken, da sie folgenschwere Auswirkungen haben: „[…] place and distance, as they are defined by human affairs — international boundaries, states' policies, the routes and pricing of commercial airlines, the secrecy of migrants — can cut children and mothers out of a migrant's social network" (Coe 2011:159). In Folge kann beispielsweise die Ehe zerbrechen: „International migration exacerbates the already common problems of fatherly abandonment, sexual infidelity, and marital separation" (Coe 2011:159).

3.3 Was zu transnationalem Handeln führen kann

Es gibt keine bestimmten Ursachen, Bedingungen oder Ausgangspositionen, die unweigerlich transnationale Praktiken zur Folge haben. Dennoch gibt es Umstände, die in manchen Fällen zu transnationalem Handeln motivieren, und andere, wo das eher nicht der Fall ist.

Weltweite Veränderungen in der jüngeren Geschichte beeinflussten zum Beispiel, wie und ob es zu transnationalen Praktiken kommt. So spielten laut Glick Schiller et al. (1995) die veränderte Art und Weise der weltweiten Kapitalakkumulation, der Rassismus, sowie die teils stärker ausgeprägte Loyalität gegenüber den Nationalstaaten eine Rolle:

> […] immigrant transnationalism is best understood as a response to the fact that in a global economy contemporary migrants have found full incorporation in the countries within which they resettle either not possible or not desirable. At the same time parties, factions, and leaders within many countries which can claim dispersed populations have looked to their diasporas as a global resource and constituency. (Glick Schiller et al. 1995:52)

Die Kapitalakkumulation veränderte sich insofern, als es zu einer Neustrukturierung des Kapitals kam, was wiederum zu einer Verschlechterung der sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen in den Herkunfts- wie auch in den Aufnahmeländern führte. In manchen Fällen bot keiner der Orte mehr die Möglichkeit eines wirklich gesicherten Aufenthaltes. Produktion, Investitionen, Kommunikation, Koordinationen, Personalbesetzungen, Vertrieb etc. hängen weltweit zusammen. Unternehmungen werden von bestimmten Städten oder Regionen aus gesteuert, die sich als Kommunikations- und Organisationszentren herauskristallisieren. Andere Regionen wiederum müssen Anpassungen wie Steuersenkungen vornehmen, um wettbewerbsfähig zu bleiben. Gerade in den sogenannten postkolonialen Staaten kam es ab den 1960er- und 1970er-Jahren zu einem Anstieg der Verschuldung und zu wirtschaftlichen Sparmaßnahmen. Die Folge war eine Verschlechterung des Lebensstandards, und Migranten — egal ob ungelernte Arbeitskräfte oder Hochqualifizierte — gingen eher nach Europa oder in die USA. Allerdings waren sie auch dort oft mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten konfrontiert (Glick Schiller et al. 1995:50).

Selbst wenn es den Migranten gelang, einen vergleichsweise sicheren wirtschaftlichen Status zu erreichen, erlebten sie aufgrund ihrer ethnischen Herkunft häufig Rassismus im Alltag.

Derlei Diskriminierungen — egal ob in Amerika, Europa oder anderswo — bescherten ihnen sowie ihren Nachkommen weiterhin ökonomische und soziale Unsicherheiten. Das Projekt der Nationenbildung ging außerdem mit einer immer stärkeren Identifikation der Menschen mit den jeweiligen Nationalstaaten einher. Das ging so weit, dass Einwanderer in manchen Nationen, wie etwa in den USA, einen Treueschwur ablegen, um die eigene Loyalität der neuen Nation gegenüber zu demonstrieren. Staaten wiederum, die mit einer hohen Anzahl an Emigranten konfrontiert sind, versuchen in den Köpfen ihrer Auswanderer verankert zu bleiben, indem sie sich selbst als „*deterritorialized nation-states*" konstruieren. Nationen — Herkunftsland ebenso wie Aufnahmeland — spielten in diesem Konzept demnach eine bedeutende Rolle (Glick Schiller et al. 1995:50).

Ebenso kann der Grund, warum man die Herkunftsnation verließ, Einfluss darauf ausüben, wie eng die Verbindung zu ebenjenem Staat bleibt. Ein Beispiel dafür wären Emigranten, die aus einem sogenannten „*failed state*" stammen: In diesem Fall kann es aus einer Art Solidarität heraus zu einer Verbundenheit kommen, die auch über lange Zeit und weite Distanzen erhalten bleibt und transnationale Aktivitäten zur Folge hat (Faist 2004:351). Ebenso kann aber die gegenteilige Reaktion der Fall sein: Manche Migranten aus einem sehr gewalttätigen urbanen Umfeld wollen sich unter Umständen rasch im neuen Aufnahmeland eingliedern und Verbindungen mit der zurückgelassenen Region tunlichst vermeiden. Ein Beispiel dafür wären Menschen, die gefährliche Städte in Kolumbien verlassen haben (Portes 2003:879). Zudem beeinflussen auch die Situation im Aufnahmeland und die Art und Weise, wie die Immigranten dort aufgenommen werden, ob Menschen sich transnational engagieren (Ostergaard-Nielsen 2003:16; Portes 2003:880). Migranten, die eher verstreut wohnen, die vergleichsweise „unscheinbar" im Land leben und die daher seltener diskriminiert werden, engagieren sich tendenziell seltener transnational (Portes 2003:880).

Weiters können die politischen Rahmenbedingungen im Aufnahmeland eine entscheidende Rolle dabei spielen, transnationale Aktivitäten zu fördern, da sie unter Umständen Möglichkeiten eröffnen, die sich im Herkunftsland zuvor nicht angeboten hatten (Faist 2004:351). Religiöse, politische oder soziale Institutionen können es Migranten erleichtern, sich über die Staatsgrenzen hinweg zu engagieren: Bieten sich ihnen derartige Gelegenheiten, ist es wahrscheinlicher, dass sie diese auch nützen. Werden jedoch weniger institutionelle Möglichkeiten geboten, sind die transnationalen Aktivitäten unter Umständen schwächer ausgeprägt (Levitt 2000:2–3). Häufig spielen mehrere Faktoren eine Rolle: Ein Beispiel zur Veranschaulichung ist die Situation türkischstämmiger Arbeitsmigranten und deren Nachkommen in Nordwesteuropa: Sie emigrierten aus wirtschaftlichen Gründen aus der Türkei, viele waren im Aufnahmeland jedoch von sozioökonomischer Exklusion betroffen. Gleichzeitig fanden sie aber gute Bedingungen für transnationale Aktivitäten vor (Faist 2004:351).

Zusammengefasst kann man also feststellen, dass eine Vielzahl von Gründen transnationale Handlungen bedingen können. Es handelt sich zumeist um ein komplexes Zusammenspiel von

Ereignissen, von politischen Verhältnissen im Herkunfts- wie im Aufnahmeland, von der persönlichen sozialen Positionierung oder auch von der Akzeptanz respektive Ablehnung im Aufnahmeland. Kulturelle, sozioökonomische und politische Rahmenbedingungen können transnationale Praktiken be- oder verhindern, andere können sie fördern.

3.4 Konsequenzen transnationaler Praktiken

Ob Migranten aus transnationalen Verbindungen Vorteile erwachsen oder nicht, ist pauschal kaum zu beurteilen. Wie die Soziologinnen Peggy Levitt und Bernadette N. Jaworsky rückblickend analysieren, herrschte gerade zu Beginn, als die transnationale Forschungsperspektive mit großer Freude angenommen wurde, ein gewisser Optimismus, Migranten könnten Armut und Machtlosigkeit mithilfe transnationaler Praktiken überwinden (Levitt & Jaworsky 2007:131). Tatsächlich handle es sich jedoch um ein sehr komplexes Themenfeld: „We do not seek simple either/or answers, but rather answers that specify under what conditions and in what contexts transnational migration has positive and/or negative consequences, in what combinations, and for whom" (Levitt & Jaworsky 2007:145). Tendenziell sind Migranten, die über soziales Kapital verfügen — wenig überraschend — im Vorteil. Das zeigt sich zum Beispiel bei hochqualifizierten transnationalen Migranten: Ein starkes transnationales Netzwerk kann ihnen zu einer günstigeren Positionierung (etwa im Beruf) verhelfen (Dahinden 2009:1382). Hingegen sind Migranten mit geringen Ressourcen eher dem Risiko der sozialen und ökonomischen Marginalisierung ausgesetzt — und sie laufen auch häufiger Gefahr, aus transnationalen Praktiken keinen Profit zu schlagen (Levitt 2000:16–17).

Nun tendieren Immigranten dazu, geringere Ressourcen als die Bewohner des Aufnahmelandes zu haben, etwa finanziell oder in Form von sozialem Kapital (Kloosterman & Rath 2001:191). Klarerweise können Ausgrenzungen oder eine sozioökonomisch benachteiligte Position den Aufstieg behindern. Dennoch kann Transnationalismus manchmal ein Hilfsmittel sein, um soziale und arbeitsmarktbedingte Diskriminierungen zu umgehen: etwa, indem man sich als transnationaler Unternehmer ein Standbein aufbaut, um sich selbst und auch die Nachkommen in die Mittelschicht zu katapultieren (Portes 1999:470–471). In manchen Situationen können transnationale Praktiken sogar zu einer regelrechten Überlebensstrategie werden. Ein Beispiel hierfür sind die Praktiken mancher Bewohner der Kapverdischen Inseln: Dürre, Armut und fehlende politische Unterstützung führten dazu, dass oft nur noch Mobilität und transnationale Netzwerke halfen, auf den kargen Inseln überleben zu können. Vor allem Männer emigrierten bereits ab dem 19. Jahrhundert, um ihre Familien auf den Inseln von Übersee aus zu unterstützen (Drotbohm 2011:383).

In anderen Fällen können Immigranten durch transnationale Verbindungen diverse Ressourcen oder Hilfsmittel zur Verfügung stehen, dank derer sie in eine vorteilhaftere Position gelangen können (Portes 2001:188–189). Das veranschaulicht zum Beispiel die Studie *The „Global" in the City Economy* (McEwan et al. 2005): Diese beleuchtet transnationale Strategien

der chinesischen *community* in der Stadt Birmingham, wo es erfolgreiche ethnische Unternehmer gibt: 80 Prozent der Menschen chinesischer Abstammung sind in irgendeiner Form in der Lebensmittelindustrie (Take-Away, Restaurant, Einzelhandel, Großhandel etc.) tätig. Hier hatten die Unternehmer der chinesischen Gemeinde durch ihre transnationalen Verbindungen — vor allem durch die Handelsbeziehungen zu China — einen erheblichen Wettbewerbsvorteil und konnten so beruflich Fuß fassen.

Auch Unternehmer in Deutschland haben erkannt, dass sie von transnationalen Kontakten, etwa zu transnationalen *communities*, profitieren können. So warb zum Beispiel eine deutsche Autofirma auch auf Türkisch (Caglar 2004:39). Ein geschickter Schachzug: Türkischstämmige Menschen in Deutschland sind im Schnitt relativ jung und insofern ein interessantes Zielpublikum für die Werbeindustrie. Sie gelten im Vergleich zu den Deutschen als loyalere Kunden, die zudem eher bereit sind, der Werbung zu glauben. Im Schnitt sehen sie auch häufiger fern und bevorzugen teure Automarken wie Mercedes (Caglar 2004:42). Ein weiteres Beispiel ist die Strategie des Telekommunikationsanbieters „Otelo“, der in den 1990er-Jahren in Deutschland existierte: Dieser Anbieter machte der Telekom 190.000 türkischstämmige Kunden abspenstig. Das Kalkül? Aufgrund der Ferngespräche waren die Telefonrechnungen zu jener Zeit in den Haushalten türkischstämmiger Menschen im Schnitt doppelt so hoch wie jene in deutschen Haushalten. In weiterer Folge profitierten auch türkischsprachige Medien in Deutschland von den Anzeigen diverser Unternehmen, die um türkischsprachige Kundschaft warben (Caglar 2004:43).

Manchmal ist zumindest ein gewisses Profitieren von transnationalen Verbindungen auf Umwegen auszumachen: Ein Beispiel dafür wäre die Situation mancher Salvadorianer, die in den USA leben. Diese fanden sich in der schwierigen Situation wieder, einer ethnischen Gruppe anzugehören, der im Aufnahmeland Abneigung entgegenschlug. Meist standen ihnen kaum Ressourcen irgendeiner Art und Weise zur Verfügung. Als Reaktion auf die Ablehnung zogen viele eine imaginäre Schutzmauer rund um ihre *community*, sie begannen, sich vermehrt mit Traditionen ihres Herkunftslandes zu identifizieren, und sie sonderten sich symbolisch (und teilweise auch physisch) von der Mehrheitsgesellschaft ab. Aber auch hier hatten transnationale Verbindungen teilweise positive Folgen: Manche der Migranten nahmen die Diskriminierungen und Ausgrenzungen sowie die damit verbundene soziale Marginalisierung im Aufnahmeland eher hin, da sie im Gegenzug bei Aufenthalten in ihrem Herkunftsland als „Bewohner der USA“ bewundert wurden, und als „erfolgreich“ und „angesehen“ galten. In diesem Fall könnte man die Beziehungen im Herkunftsland und den dort erhöhten sozialen Status als eine Art Kraftquelle betrachten, die den Migranten half, den prekären Status im Aufnahmeland zu erdulden (Portes 1999:465–466).

Nicht selten führen transnationale Beziehungen zu Zahlungen von *remittances*. Diese Überweisungen werden in manchen Fällen bestimmend für das Leben der Menschen im Herkunftsland: Das Geld ermöglicht ihnen Zugang zum Gesundheits- und Bildungssystem, oder es hilft ihnen, nötige Investitionen zu tätigen. *Remittances* haben aber nicht nur wirtschaftliche

Auswirkungen, sie können auch Status-Hierarchien oder Gender-Hierarchien verändern. Zahlungen von *remittances* können außerdem Rivalität und Neid zwischen Empfängern und nicht-Empfängern schüren, sowie wirtschaftliche Abhängigkeiten oder das Verdrängen lokaler Jobs zur Folge haben. Insofern können die Zahlungen positive wie negative Folgen zeitigen (Vertovec 2004:39–40).

Vertreter mancher Länder gründen Institutionen, die Emigranten dazu motivieren sollen, im Ausland zu bleiben, gleichzeitig aber eine enge Verbindung zum Herkunftsland zu halten: Der Hintergedanke ist, dass sie nicht nur *remittances* erhalten, sondern auch eine politische Unterstützung oder eine entsprechende Lobby im Ausland haben (siehe z.B. Guarnizo & Smith 1998; Levitt & de la Dehesa 2003; Levitt & Glick Schiller 2004; Ostergaard-Nielsen 2001, 2003). Für Länder wie Mexiko, El Salvador oder die Dominikanische Republik spielen *remittances* zum Beispiel eine bedeutende Rolle. Die mexikanische Initiative „Program for Mexican Communities Living Abroad“ (PCMLA) setzt sich zum Beispiel für Mexikaner ein, die in den USA leben: Die emigrierten Mexikaner sollen motiviert werden, Geld in Entwicklungsprojekte in Mexiko zu investieren (Levitt 2000:10).

Zahlungen von *remittances* können aber zu einer regelrechten Abhängigkeit der nicht-Migrierten von den Migrierten führen, und Betroffene können sich oft schwer aus dieser Abhängigkeit lösen (Levitt 2000:17–18; Levitt & de la Dehesa 2003:599–600). Die Migrierten wiederum, die plötzlich gut verdienen, finden sich unter Umständen in einer Zwickmühle wieder: Wie viel Geld können oder „dürfen“ sie für sich selbst ausgeben, wie viel sollen sie ihren Verwandten schicken? Versuchen sie, die Zahlungen zurückzufahren, ist das oft nicht mehr möglich, da die Verwandten mittlerweile davon abhängig sind (Levitt 2000:17–18).

Wer *remittances* bezahlt, kann dadurch auch eine gewisse Macht ausüben. Hier verschwimmen aber häufig die Grenzen, und es lässt sich nur noch schwer ausmachen, wer nun Ausgebeuteter und Ausbeuter ist. Das illustriert das folgende Beispiel eines Bauern aus El Salvador: Dieser wird von der Salvadorianischen Armee (die von den Vereinigten Staaten finanziert wird) *und* von einer regierungsfeindliche Guerilla-Truppe mit dem Tode bedroht, sollte er sich nicht einberufen lassen. Da er beiden Gruppen nicht beitreten will, ebenso aber Sanktionen von beiden Seiten fürchtet, flüchtet er in die USA. Dort arbeitet er als illegaler Arbeiter. Nach einigen Jahren hat er genug Geld, um in El Salvador eine beträchtliche Fläche Land zu kaufen. Er bezahlt zwei Tagelöhner, um seiner Frau und seinen Kindern die Arbeit zu erleichtern. Zudem finanziert er mithilfe der *remittances* die Ausbildung seiner Kinder. Die Tagelöhner, die er beschäftigt, können ihre eigenen Kinder wiederum gerade noch ernähren, von einer Ausbildung kann jedoch keine Rede mehr sein. Menschen können also multiple Rollen spielen: Ist der emigrierte Bauer aus El Salvador nun Ausbeuter, Ausgebeuteter oder beides? (Mahler 1998:65).

Wie bereits erwähnt, können transnationale Handlungen auch politisch motiviert sein, und manche politisch engagierten Menschen bemerken zum Beispiel, dass sie von Kontakten zu Emigranten profitieren können: Sie betrachten diese als Mittelsmänner, als Ansprechpartner für

Investments, unternehmerische Initiativen oder sogar als politische Repräsentanten im Ausland (siehe z.B. Guarnizo & Smith 1998; Landolt 2001; Levitt & de la Dehesa 2003; Ostergaard-Nielsen 2001; Portes 1999, 2001; Roberts et al. 1999). Transnational engagierte Migranten haben in manchen Fällen schon Machtverhältnisse zwischen Staaten beeinflusst: So waren es kubanische, israelische und irische Emigranten, die Entscheidungsträger in ihrem Aufnahmeland mobilisieren konnten, um sie bei Veränderungen in ihren Herkunftsländer zu unterstützen (Levitt & Glick Schiller 2004:1013–1014). Ein anderes Beispiel wären Versuche der jüdischen Amerikaner, die Politik der USA gegenüber Israel zu beeinflussen. Ebenso beeinflussen Migranten oft, wie ihre nicht-migrierten Verwandten wählen — nicht zuletzt dann, wenn diese von ihnen finanziell in irgendeiner Form abhängig sind (Levitt 2000:11).

3.5 Fallbeispiele für transnationale Migration

Zur Veranschaulichung, welch vielfältige und interessante Ausformungen transnationale Verbindungen haben können, seien hier noch einige Fallbeispiele aus der wissenschaftlichen Literatur angeführt.

Wenn ein relativ großer Bevölkerungsanteil einer vergleichsweise kleinen Gemeinde auswandert, können regelrechte transnationale Dörfer entstehen. Das geschah bei der Migration von Miraflores, einem Dorf in der Dominikanischen Republik, nach Boston in den USA. Die Auswanderung begann in den 1960er-Jahren, und im Jahr 1994 besaßen bereits mehr als 65 Prozent der Haushalte in Miraflores Verwandte in Boston und Umgebung. Die *remittances* veränderten das Leben in Miraflores: Häuser wurden renoviert, es gab mehr Kleider, Spielsachen und Lebensmittel. Die Einwohner von Miraflores kannten „*La Mozart*“ oder „*La Centre*“ und meinten damit die Mozart Park Street oder die Centre Street in Boston, wo ein Großteil ihrer Verwandten und Bekannten lebte. Im Jahr 1994 gaben rund 60 Prozent der Haushalte in Miraflores an, Teile ihres monatlichen Einkommens aus den USA zu beziehen, bei beinahe 40 Prozent machten die *remittances* sogar zwischen 75 und 100 Prozent des Haushaltseinkommens aus. Andererseits waren die Migranten oft davon abhängig, dass ihnen die nicht-Migrierten bei der Kinderbetreuung oder bei der Instandhaltung von Land- und Immobilienbesitz im Herkunftsland halfen. Das zeigt, wie eng die Sesshaften mit den Migranten verbunden sein können: Die sozialen Leben der Menschen blieben eng verschränkt. Selbst Klatsch und Tratsch verbreiteten sich in Boston und Miraflores annähernd gleich schnell, und wer etwas „nicht richtig“ machte — sei es nun in Boston oder in Miraflores — bekam unter Umständen schnell die Konsequenzen zu spüren. Viele Migranten betrachteten die *community* im vormaligen Heimatland immer noch als Maßstab und versuchen dort ihren sozialen Status einzuordnen (Levitt 2000:5).

Eine transnationale *community* kann sich ebenso zwischen urbanen Gebieten zweier Länder entwickeln: Ein Beispiel dafür sind die Folgen der Migration zwischen den Städten Governador Valadares (Brasilien, 270.000 Einwohner) und Framingham, Massachusetts (USA, 68.000 Einwohner). Mitte der 1990er-Jahre gingen rund 30.000 Menschen von Governador Valadares

nach Framingham. Auch hier waren viele Migranten und nicht-Migranten sozial miteinander verbunden sowie finanziell voneinander abhängig. Die Abhängigkeit der Menschen in Governador Valadares von den *remittances* führte zu einem Wortspiel: In Anspielung an den Namen der Stadt wurden die *remittances* auf Portugiesisch oft „*Valadolares*“ (die Mehrzahl von „Dollar“ heißt auf Portugiesisch „*dolares*“; Anm.) genannt (Levitt 2000:6).

Ein anderes Fallbeispiel sind die Strategien polnischstämmiger Arbeitsmigranten (Morokvasic 2003): Mitglieder transnationaler *communities* müssen nämlich nicht an einem Ort leben, sie können innerhalb eines transnationalen Netzwerkes zirkulieren. So gibt es polnische Migranten, die zwischen Polen und anderen Ländern pendeln, wobei die Dauer der Aufenthalte in den jeweiligen Ländern variiert. Das soziale Kapital der Migranten in diesem Fallbeispiel sind ihre Mobilität sowie ihre Kontakte zu anderen Migranten, die es ihnen überhaupt erst ermöglichen, diese transnationalen Räume zu erschaffen. Diese neue Form der Migration war unter anderem eine Folge des Zusammenbruchs der kommunistischen Regime in Europa: Es handelt sich hierbei um einen „*new migratiory space*“ (Morokvasic 2003:101), der sich in Folge dieser politischen Umbrüche zwischen „Ost“ und „West“ auftat: Die Menschen hatten nach langer Zeit wieder Reisefreiheit, es entstand ein Raum des Aufbruchs und auch der zirkulären Bewegung — der Raum war somit Transitraum und Zielgebiet gleichzeitig.

Ebenso kann transnationale Migration sprachliche Konstrukte in der alltäglichen Kommunikation beeinflussen. Eine Forschung im mexikanischen Uriangato ergab zum Beispiel, dass diese Konstruktion bereits bei einer sprachlichen Verortung von Mexiko als „hier“ und Amerika als „dort“ beginnt: „Using *aquí* and *allá* to refer to Mexico and the United States […] is common practice in working-class Uriangatense speech“ (Dick 2010:282–283). Männer und Frauen positionieren sich interessanterweise im Diskurs über Migration in die Vereinigten Staaten unterschiedlich: So äußern sich Frauen, die nicht migrierten, eher positiv über Emigranten, als Männer (Dick 2010:277).

Natürlich sind das nur einige wenige Beispiele — sie veranschaulichen jedoch, wie vielfältig die Auswirkungen transnationaler Migration sein können.

3.6 Rückblick: frühe Arbeiten zu Transnationalismus

Stellt man nun in Rechnung, dass es transnationale Aktivitäten von Migranten schon lange Zeit gibt, und dass sie auch nicht nur ausgesprochen selten auftreten, ist es umso erstaunlicher, dass die Migrationsforschung diese erst ab den 1990er-Jahren wahrnahm.

In manchen Bereichen kam der Begriff „transnational“ fallweise schon früher zur Anwendung, wenn auch in anderen Kontexten. Bereits im Jahr 1916 findet sich zum Beispiel eine Publikation des Linksintellektuellen Randolph S. Bourne, die den Begriff transnational im Titel trägt (Portes 2001:185). So argumentiert Bourne in *Transnational America* (1916), ein Staat erweise sich einen Bärendienst, dränge er seine Immigranten, ihre Kultur aufzugeben und sich einer homogenen Masse anzugleichen: „Just so surely as we tend to disintegrate these nuclei of

nationalistic culture do we tend to create hordes of men and women without a spiritual country, cultural outlaws without taste, without standards but those of the mob“ (Bourne 1916:90–91 zitiert nach Portes 2001:185).

Ab den 1960er-Jahren geisterte der Begriff „transnational“ schließlich durch verschiedene Bereiche der Wissenschaften. Anfangs wurde er vor allem in den Wirtschaftswissenschaften verwendet: Gemeint waren damit Firmengeflechte, die kein Zentrum und keinen Heimatstützpunkt, sondern in mehreren Ländern Niederlassungen haben (Strasser 2009b:72; siehe auch Martini 2001:27). Auch in den Rechtswissenschaften kommt der Begriff zu jener Zeit in Bezug auf grenzüberschreitende Aktivitäten zum Einsatz (siehe z.B. Duke 1963; Vagts 1970; Wengler 1963). Intellektuelle verwendeten den Begriff außerdem in Bezug auf die schwindende Bedeutung von nationalstaatlichen Grenzen und der gleichzeitigen Entwicklung staatsübergreifender Institutionen (Glick Schiller et al. 1995:49).

Was Migration betrifft, so spielt die transnationale Forschungsperspektive, wie oben erwähnt, ab den 1990er-Jahren eine zentrale Rolle. Vorher ist bloß fallweise von transnationaler Migration die Rede, zum Beispiel im Zusammenhang mit der massenhaften Arbeitsmigration innerhalb Europas. Exemplarisch seien hierfür etwa Arbeiten des Kulturanthropologen Robert E. Rhoades, einem der Vorreiter bei der Erforschung von Rückwanderung von Migranten, erwähnt. Er verwendet den Begriff transnational bereits in den 1970er-Jahren: In *Foreign Labor and German Industrial Capitalism 1871–1978* (1978b) greift Rhoades das Thema der Arbeitsmigration von südlichen Ländern nach Deutschland auf. Er befasst sich mit Folgen für Herkunfts- sowie Empfängerregion, und er widerspricht in diesem Kontext der Behauptung, auch die Herkunftsländer würden von dieser Art der Migration profitieren. Ebenso greift er Themen wie Zahlungen von *remittances* und die Abhängigkeit von selbigen auf. Die Arbeitsmigration innerhalb Europas nennt er „*transnational labor migrations*“ (Rhoades 1978b:568), ohne auf diese Bezeichnung jedoch näher einzugehen. Auch in *Development Implications of European Cyclical Migration* (1978a) bezeichnet er die Arbeitsmigration der Nachkriegszeit von den südeuropäischen Ländern nach Nordwesteuropa als „*transnational movements*“ (Rhoades 1978a:936).

Als Beispiele für Publikationen zur Arbeitsmigration aus den 1980er-Jahren, die bereits mit dem Begriff transnational operieren, sei etwa *Transnational Migration and the Modern Democratic State* (1986) von der Soziologin Barbara Schmitter-Heisler und dem Politologen Martin O. Heisler erwähnt. Sie schreiben über die Folgen der Arbeitskräfte-Rekrutierung in Westeuropa, wobei sie diese für die Aufnahmeländer als eher problematisch schildern. Demnach brachte der Import von Arbeitskräften „[…] massive political, economic, cultural, and international problems for the countries of in-migration“ (Schmitter-Heisler & Heisler 1986:12). Schmitter-Heisler und Heisler sprechen von der Entwicklung internationaler und transnationaler Netzwerke, durch die Migranten unter anderem mit ihren Herkunftsländern stärker verbunden bleiben. Sie betrachten derartige Verbindungen jedoch als hinderlich für die Integration in die

Aufnahmegesellschaft: „[…] leading to a sustained myth of return and therefore to a sense of temporariness and a concomitant resistance to integration into the host societies“ (Schmitter-Heisler & Heisler 1986:14).

In *Transnational Migration as a Small Window on the Diminished Autonomy of the Modern Democratic State* (1986) bespricht Heisler ebenfalls die Folgen der Arbeitsmigration sowie die Einflüsse der Herkunfts- und Aufnahmeländer. Die Herkunftsländer würden demnach „ihre“ Emigranten insofern beeinflussen, als sie sie — etwa in der Hoffnung auf *remittances* — zu längeren Aufenthalten im Aufnahmeland, nicht jedoch zur Integration dort ermutigten (Heisler 1986:155). Heisler geht davon aus, dass die Regierungen der Nationalstaaten zunehmend an Einfluss verlieren. So würden Grenzen immer durchlässiger, und er spricht von einer „[…] substantial openness of most modern economies to international and transnational forces“ (Heisler 1986:163–164). Zudem stelle der hohe Anteil an Migranten eine Schwierigkeit für die Regierungen der Aufnahmeländer dar: „[…] large foreign populations present governments with circumstances they cannot control in practice but for which their populations hold them accountable nonetheless“ (Heisler 1986:164). Heisler geht davon aus, dass sich die Situation nicht verändern werde, solange wirtschaftliche Ungleichheiten zwischen den Ländern bestehen (Heisler 1986:166).

Die Politikwissenschaftlerin Rosemarie Rogers kommentiert in *The Transnational Nexus of Migration* (1986) die Folgen der Arbeitskräfterekrutierung in Europa folgendermaßen: „The post-World War II labor migrations have created a myriad of connections between sending and receiving countries through the extended families that now span two or even more countries“ (Rogers 1986:50). Sie geht davon aus, dass Migranten sich sowohl dem Herkunfts- als auch Aufnahmeland verbunden fühlen, was mit einem gewissen Gefühl der Gespaltenheit einhergehe: „Thus many migrants will continue to live with one foot in each of two countries“ (Rogers 1986:43). Als weiteres Beispiel für transnationale Verbindungen nennt Rogers Informationsflüsse: So werden politische Anliegen von Migranten von einem Land ins andere transportiert, und es kommt zum Beispiel dazu, dass in Deutschland ansässige Migrantenverbände Menschenrechtsverletzungen in der Türkei anprangern (Rogers 1986:44). Während Transnationalismus und Integration beziehungsweise Assimilation in späteren Arbeiten keinen Widerspruch mehr darstellen (siehe z.B. Bommes 2003; Guarnizo & Portes 2003; Kivisto 2001; Portes 1999, 2001), wird Transnationalismus respektive eine Orientierung am Herkunftsland hier noch eher als Integrationshindernis betrachtet.

3.7 Transnationale Migration ab den 1990er-Jahren

Wie erwähnt, lag das Augenmerk von Migrationsforschern ab den 1920er-Jahren vorwiegend auf der Art und Weise, wie sich Immigranten im Aufnahmeland eingliedern. Ob sie weiterhin Verbindungen zu ihren Herkunftsländern pflegen, und wenn ja, welche, war hingegen kaum

Thema (Vertovec 2009:13). Perchinig kritisiert diese Begrenzung des früher vorherrschenden Migrationsbegriffs, der vorwiegend Ziel- sowie Herkunftsland im Visier hatte:

> […] die Prozessdimension von Migration und Niederlassung geht so verloren, und das Denken in dichothomen Kategorien prägt die Wahrnehmung eines sui generis flexiblen Themas. Eine der wichtigsten Funktionen von Migration, nämlich eine Brücke zwischen verschiedenen Welten zu schlagen, über die Wissen, Kultur, Wünsche, Sehnsüchte, Fähigkeiten und Kapital transportiert werden, tritt so aus dem Blick. (Perchinig 2010:16)

Grenzüberschreitende soziale und symbolische Verbindungen wurden lange Zeit wenig beachtet, und der Migrations- und Transnationalismus-Experte Thomas Faist spricht von einer durchaus verwunderlichen Blindheit in diesem Bereich:

> This is an odd omission because it is obvious that transnational social spaces are populated not only by multinational companies and political parties but also by diverse entities such as transnational families, religious communities, or issue networks of non-governmental organizations — to name only a few — some of which are politically active. (Faist 2004:332)

Einer der Gründe dafür ist die Selbstverständlichkeit, mit der die Unterteilung der Welt in Nationalstaaten betrachtet wurde (und nach wie vor wird): Das Augenmerk lag lange Zeit hauptsächlich auf Prozessen, die sich innerhalb eines Nationalstaates ereigneten, grenzüberschreitenden Aktivitäten schenkte man hingegen weniger Aufmerksamkeit. Dahinter steckt die lange unhinterfragte Annahme, auch Gesellschaften könne man entlang der Staatsgrenzen definieren, und Inklusion sowie Exklusion seien sozusagen „unvermeidliche“ Vorgänge (Wimmer & Glick Schiller 2002).

In der jüngeren Geschichte — vor allem nach dem Ersten Weltkrieg — wuchs die Bedeutung der Nationalstaaten. Die nationalstaatliche Autorität über ein bestimmtes Territorium wurde immer selbstverständlicher. Auch Sozialwissenschaftler gingen lange Zeit davon aus, der Nationalstaat stelle eine Art „Container“ für soziale Prozesse dar (Sassen 2001:187–188). Die Annahme, die Nationalstaaten seien eine quasi „natürliche“ Unterteilung der Welt, beeinflusste freilich auch die Sichtweise von Migranten, die in die vermeintliche Einheit eines Staats einzudringen schienen. Dabei ist das Nationalstaatsmodell keineswegs natürlich oder unvermeidlich: Es ist schlicht das Ergebnis von verschiedenen historischen Praktiken (Nyers 2006:xii). Anders formuliert: Die Strukturierung der Welt in Nationalstaaten wirkte derart banal, dass sie in der Regel gar nicht hinterfragt wird (Wimmer & Glick Schiller 2002:220). (Zur Wahrnehmung von Migranten im System der Nationalstaaten siehe auch 5.4 und 5.5)

Die 1980er- und 1990er-Jahren waren nun eine Zeit, die geprägt war von den Folgen der massiven Rekrutierung von Arbeitsmigranten. Schlussendlich ließ sich die Vorstellung, Migration sei eine Art Einbahnstraße, die linear von A nach B führe, nicht länger aufrechterhalten. Die Auswirkungen waren sowohl in den Herkunfts- als auch in den Empfängerländern deutlich spürbar, was mit dazu beitrug, dass sich die transnationale Forschungsperspektive entwickeln konnte (Kivisto 2001:550). Zwar lässt sich kein genaues Entstehungsdatum der neuen Perspektive festmachen, sie gewann jedoch ab Anfang der 1990er-Jahre spürbar an Bedeutung:

> Though one may quibble about the date that transnationalism made its first appearance as an additional conceptual tool in the analytical arsenal of immigration scholars, a reasonable case can be made for a period between 1990 and 1994 as its debut years, for it was during these years that the first articles appeared attempting to lay out the conceptual parameters defining transnational immigrants and their communities. (Kivisto 2001:551)

Glick Schiller und ihre Fachkolleginnen Linda Basch und Cristina Szanton Blanc nehmen im angloamerikanischen Raum jedenfalls eine Vorreiterrolle ein, denn sie arbeiteten vergleichsweise früh mit diesem Konzept. In *Nations Unbound: Transnational Projects, Post-Colonial Predicaments, and Deterritorialized Nation-States* (1994) liefern sie zum Beispiel eine bis heute treffende Beschreibung von transnationalen Praktiken von Migranten. Sie sprechen von Transnationalismus als einem Prozess: „[…] by which transmigrants, through their daily activities, forge and sustain multi-stranded social, economic, and political relations that link together their societies of origin and settlement, and through which they create transnational social fields that cross national borders" (Glick Schiller et al. 1994:6).

Ab den 1990er-Jahren wird die transnationale Forschungsperspektive jedenfalls *die* fundamentale Grundlage dafür, wie Praktiken von Migranten, die sich über mehrere Nationalstaaten erstrecken, analysiert werden (Dahinden 2009:1365). Wie es der österreichische Kultur- und Sozialanthropologe Andre Gingrich formuliert: „Eine wachsende Gruppe von Ethnologen hat auf die zunehmende Bedeutung der breiten Zwischenbereiche des ‚Weder — Noch' hingewiesen, welche sich der vielstrapazierten Dialektik von Lokalem und Globalem entziehen. Diese Zwischenbereiche sind weder lokal noch global, sondern transnational" (Gingrich 1999:258).

Es entstehen schließlich derart viele transnationale Studien, dass Glick Schiller (1997) schließlich den Bedarf ortet, verschiedene Bereiche der *transnational studies* voneinander abzugrenzen. Wie sie feststellt, wachse das Interesse an *transnational studies* beständig, denn Wissenschaftler stellten Konzepte von lokalen, nationalen, regionalen und globalen Ereignissen zusehends infrage. Insofern sei eine klare Kategoriesierung nötig, denn: „[…] there continues to be much confusion as to the scope of the field and the outcome of the transnational processes under observation" (Glick Schiller 1997:155). Glick Schiller empfiehlt eine Unterscheidung von transnationalen *cultural studies* (die etwa auf die Verbreitung von Kommunikation, von Medien oder von Konsumverhaltensweisen fokussiert sind), von Studien aus dem Bereich der Globalisierung (die etwa vom Wandel und vom Wachstum von globalen Städten handeln) sowie eben von Studien zu transnationaler Migration, bei welchen das Augenmerk auf den sozialen Interaktionen liegt, die Migranten über Grenzen hinweg konstruieren und aufrecht erhalten (Glick Schiller 1997:155).

Nach wie vor werden im Rahmen dieses sehr weiten Themenfeldes neue Sichtweisen entwickelt, Debatten angezettelt und Nischen entdeckt. Um ein Beispiel zur Veranschaulichung aus jüngerer Zeit zu nennen: Janine Dahinden, Expertin für transnationale Migration, argumentiert in *The Dynamics of Migrants' Transnational Formations* (2010), dass das Zusammenspiel von

Lokalität und Mobilität bislang noch nicht ausreichend theoretisiert wurde: Sie weist auf das noch wenig beachtete Paradoxon hin, dass für manche Migranten eine gewisse lokale Verankerung — etwa soziale Kontakte an mehreren Orten — sogar die Grundvoraussetzung für ihre Mobilität sein kann (Dahinden 2010:52).

Natürlich rief das populäre Konzept der transnationalen Migration innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses auch Kritiker auf den Plan: Manche geben zu bedenken, Transnationalismus sei kein neues Phänomen (z.B. Foner 1997). Portes beruft sich in diesem Kontext auf das Argument des amerikanischen Soziologen Robert King Merton, der festhielt: „But to come very near to a true theory and to grasp its precise application are two very different things […] Everything of importance has been said before by someone who did not discover it" (Merton 1968:1 zitiert nach Portes 2001:184). Das bedeutet: Jede Neuentdeckung in der Wissenschaft wurde im Prinzip zuvor bereits beobachtet — jedoch ohne dabei die Bedeutung des Phänomens zu erkennen. Wenn nun Wissenschaftler das Wesen und die Wichtigkeit eines „neuen" Phänomens einer größeren Öffentlichkeit näher bringen, wird sich fast immer jemand finden, der auf frühere entsprechende Ergebnisse hinweist (Portes 2001:184). Insofern bezeichnet Portes Transnationalismus treffend als neue *Perspektive* — und *nicht* als ein neues Phänomen (Portes 2003:874). Auch Vertovec gibt zu bedenken, dass es, sobald man ein Konzept einmal als solches erkannt hat, immer einfach ist, die gleichen Strukturen in der Rückschau in der Vergangenheit ebenfalls zu finden (Vertovec 2004:3–4).

Transnationalismus wurde zu Beginn außerdem teilweise überschätzt. So bemerkt Portes, dass Transnationalismus in der Migrationsforschung mit derartigem Enthusiasmus begrüßt wurde, dass Forscher anfangs in so gut wie allen Fällen transnationale Praktiken zu erkennen glaubten. Jedermann entdeckte die transnationale Forschungsperspektive für sich, alle Migranten wurden zu Transmigranten (Portes 2003:887; siehe auch Levitt & Jaworsky 2007:131). Portes führt die große Begeisterung auf die zuvor dominierende Methodologie zurück: Frühere Studien befassten sich meistens mit einer bestimmten Migrantengruppe an einem bestimmten Ort. Sie lieferten Material über die Begebenheiten, bei denen Menschen einer besagten Gruppe körperlich präsent waren — jedoch nicht über jene, bei denen sie zu diesem Zeitpunkt *nicht* physisch anwesend war. Diese Berücksichtigung wurde durch die neue transnationale Perspektive endlich möglich. Umso mehr ist übrigens eine genaue Betrachtung nötig: Wenn ein Migrant einmal jährlich auf Urlaub in sein Herkunftsland fährt, ist er deshalb noch kein Transmigrant (Portes 2001:182).

Fasst man die zentralen Gedanken abschließend noch einmal zusammen, lässt sich also feststellen: Infolge der Etablierung der transnationalen Forschungsperspektive erkannte man, dass Wanderung mehr als eine lineare Bewegung ist. Früher übliche Einteilungen — oder eigentlich: Zweiteilungen — schienen überholt: Es ging nicht mehr bloß um Herkunfts- *oder* Aufnahmeland, um wandern *oder* bleiben, um Migranten *oder* Sesshafte. Zudem spricht die transnationale Forschungsperspektive den Migranten mehr Handlungsfähigkeit zu, wie es die Migrationsexpertin Sabine Strasser auf den Punkt bringt:

> Transnationalismus ist die mehrfache, multidimensionale und kontinuierliche Verbindung zwischen Menschen, um soziale, ökonomische, religiöse oder politische Interessen durch die Einbeziehung mehrerer Orte zu lösen. MigrantInnen haben aufgrund ihrer Biographie und gefördert durch Technologie Beziehungen zu mehr als einem Ort. *Sie werden dadurch vom untersuchten Problem, das sie in der Migrationsforschung darstellten, zu handelnden Subjekten, deren Erfahrungen potentiell vorbildlich für zukünftige Lebensweisen aller sein können*. (Strasser 2009b:89; meine Hervorhebung)

Durch die Bewusstmachung von transnationalen Beziehungen wurden zahlreiche vereinfachte Vorstellungen von Migration überwunden. Zu den Verdiensten der Forschungsperspektive zählen also die Erweiterung der Perspektive sowie das Erkennen der Komplexität von Migrationsbewegungen samt deren Folgen. Dennoch liegt das Augenmerk der empirischen Forschung zu transnationaler Migration vorwiegend auf „[…] strategies and resources of more typically lower-end labor and asylum seeking migrants“ (Favell et al. 2006:4).

3.8 Die Migration Hochqualifizierter

Wenn es nun um die Betrachtung und Wahrnehmung der zahlreichen Facetten von Migration geht, so wurde natürlich auch zu Migranten am anderen Ende des sozialen Spektrums — zu hochqualifizierten Migranten — geforscht. Der Unterschied ist, dass diese Arbeiten längere Zeit nicht dem Mainstream der Migrationstheorien zugerechnet wurden (Koser & Salt 1997:289). Diese Entwicklung lässt sich unter anderem so erklären, dass diese Migranten in den Aufnahmeländern anders wahrgenommen werden: „It is also because such people are not perceived to be a ‚problem’“ (Salt 1997:8). Findlay beurteilt die Lage ähnlich: „In most advanced economies there is a significant level of international migration which goes unnoticed. It is not noticed because it poses no threat in terms of perceived social and economic burdens for the sender and host societies, as well as often being invisible in terms of ethnicity” (Findlay 1995:515).

Keine Frage: Qualifizierte Migranten sind in den Aufnahmestaaten nach wie vor seltener mit Ablehnung und Diskriminierung konfrontiert, als es bei unqualifizierten Einwanderern der Fall ist. Das merken auch die Ökonomen Giovanni Facchini und Anna Maria Mayda an. Sie erforschten, wie Migranten in verschiedenen Aufnahmeländern wahrgenommen werden, und sie konstatieren auch im Jahr 2012: „Our results also show that skilled immigrants are perceived to be more desirable than non-skilled ones on non-economic grounds, especially by individuals who are concerned about security and by those who value traditions and customs“ (Facchini & Mayda 2012:185). Dass diese Migranten anders wahrgenommen werden, zeigt sich übrigens oft schon in der Wortwahl. Um stellvertretend nur ein Beispiel anzuführen: Immigranten aus anderen EU-Ländern werden in einem Beitrag im *2. Österreichischen Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006* als „ElitemigrantInnen“ (Kohlbacher & Reeger 2007:327) bezeichnet.

Dennoch handelt es sich bei hochqualifizierten Migranten fraglos ebenso um einen Aspekt von Migration. Daher möchte ich zur Veranschaulichung im Folgenden beispielhaft und ohne

Anspruch auf Vollständigkeit einige meiner Ansicht nach erwähnenswerte Beiträge zur Erforschung der Migration Hochqualifizierter erwähnen.

3.8.1 Wer als „hochqualifiziert“ gilt

Beginnen wir mit einer kurzen Erläuterung, wer denn nun überhaupt in die Kategorie der Hochqualifizierten fällt. In der Literatur ist abwechselnd von „*highly skilled migration*“ , von „*skilled migration*“ und auch von „*professionals*“ die Rede, und meist versteht man darunter dasselbe: Menschen, die über einen Hochschulabschluss oder zumindest eine gute berufliche Positionierung verfügen. Diese Gruppe ist in der Theorie schwer exakt einzugrenzen, wie etwa Salt vorausschickt: „There is no agreed concept or definition of the highly skilled” (Salt 1997:3). Wie er zudem anmerkt, handle es sich jedenfalls keineswegs um eine homogene Gruppe (Salt 1997:5). Koser und Salt konstatieren:

> The literature is reticent in providing a solid conceptual basis for defining who is highly skilled and what constitutes a migration. Official data sources are generally lacking and those that do exist predominantly use generic occupational terms such as „professional” and „manager”. Most surveys have focused on specific groups of staff, usually adopting definitions appropriate to the companies or occupational groups studied. (Koser & Salt 1997:286)

Nach der zuletzt genannten Methode operieren zum Beispiel Findlay et al. (1996). Für ihre Studie *Skilled International Migration and the Global City: A Study of Expatriates in Hong Kong* vollzogen sie „[…] several interrelated surveys of expatriate civil servants, teachers in higher education, and engineers” (Findlay et al. 1996:51). Andere wiederum rechnen Studenten zu den Hochqualifizierten (z.B. Li et al. 1996). Wieder andere halten die Beschreibung der Hochqualifizierten sehr vage, etwa Findlay und Garrick (1990), die zum Begriff *skilled* lakonisch anmerken: „[it] refers to persons with professional and managerial skills“ (Findlay & Garrick 1990:178). Die Migrationsexperten Jeanne Batalova und B. Lindsay Lowell (2006) wiederum hinterfragen eng gefasste Definitionen von Hochqualifizierten und argumentieren, dass auch Geschäftsmänner, Lehrer, Ärzte, Krankenpfleger, Autoren, Künstler und andere Arbeitskräfte gefragt sein und somit in die Kategorie der *skilled* fallen können.

Da die Migration Hochqualifizierter manchmal nicht dauerhaft ist, finden sich auch Definitionen zu verschiedenen Typen temporärer hochqualifizierter Migranten. Salt (1997) macht zwölf verschiedene Typen aus (um seiner Kategorisierung gerecht zu werden, möchte ich die englischen Begriffe beibehalten, da es nicht für alle entsprechende treffende deutsche Übersetzungen gibt): *corporate transferees*; *technicians*; *professionals working in the health or educational sectors*; *project specialists*; *consultant specialists*; *people seeking for private career development and training*; *clergy and missionaries*; *entertainers*; *sportspeople and artists*; *businesspeople and independently wealthy*; *academics including researchers and students*; *military personnel*; *their spouses and children* (Salt 1997:6–8).

Grundsätzlich gibt es also nicht *die* eindeutige Definition, wer nun ein hochqualifizierter Migrant ist. Vielmehr lassen sich Kategorien wie *skilled* oder *highly skilled*, je nach Forschungsinteresse, relativ weitreichend auslegen. Grundsätzlich spielt eine Kombination aus Ausbildung und Level der beruflichen Positionierung eine Rolle, wie es Salt auf den Punkt bringt: „These are the professional, managerial and technical specialists, most of whom have a tertiary educational level qualification or its equivalent" (Salt 1992:484). Die Kultur- und Sozialanthropologin Larissa Remennick beschreibt es auch im Jahr 2013 noch ähnlich: „Despite many discrepancies in the definition of a ‚skilled worker' between sending and receiving countries, the common criterion seems to be post-secondary or academic education with the ensuing ability to work in a white-collar or ‚knowledge-based' occupation" (Remennick 2013:152–153).

3.9 Hochqualifizierte Migration ab den 1960er-Jahren

Das Interesse und die Herangehensweise an die Migration Hochqualifizierter veränderte sich im Laufe der vergangenen Jahrzehnte: Wie bereits erwähnt, entstanden ab den 1960er-Jahren zahlreiche Publikationen zum Thema *braindrain* (Fallbeispiele siehe 3.9.1). Zu jener Zeit herrschte in Großbritannien Angst vor einer verstärkten Abwanderung von qualifizierten Arbeitskräften in Richtung USA (Kofman 2000:45; Koser & Salt 1997:285). Wie etwa der walisische Wirtschaftsprofessor Thomas Brinley im Jahr 1966 anmerkt: „Europeans accounted for just over half the scientists and engineers admitted to the United States in 1962 and 1963, and the largest contingent came from the United Kingdom" (Brinley 1966:68). Auch in den 1970er-Jahren blieb der *braindrain* Thema. Der Fokus lag nun vor allem auf den Folgen, die eine Abwanderung qualifizierter Arbeitskräfte für die Herkunftsländer haben kann (Koser & Salt 1997:285).

In den 1980er-Jahren wuchs das Interesse an der Migration Hochqualifizierter deutlich, was mehrere Ursachen hatte: Erstens begann man zu dieser Zeit, die Heterogenität des Phänomens Migration zu erahnen, da temporäre Aufenthalte in anderen Ländern häufiger wurden. Diese Form der Migration wurde zunehmend in die internationalen Migrationstheorien mit eingeschlossen. Oft handelte es sich dabei um Menschen, die aufgrund ihres Jobs für eine gewisse Dauer in ein anderes Land gehen mussten (Koser & Salt 1997:285–286).

Zweitens stieg zu jener Zeit das Interesse an politischen Maßnahmen zur Steuerung von Migration. Wie schon in Kapitel 2.2 angemerkt, wurde zu jener Zeit bereits zwischen „unerwünschter" und „erwünschter" Einwanderung unterschieden. Viele Industrieländer wollten zum Beispiel mithilfe einer speziellen Einwanderungspolitik hochqualifizierte Fachkräfte oder wohlhabende Unternehmer ins Land locken (Koser & Salt 1997:285–286).

Drittens hatten sich die Strukturen von Unternehmen verändert: Immer mehr Firmen verfügten über mehrere Niederlassungen weltweit, und vor allem hochqualifizierte Arbeitskräfte migrierten vermehrt innerhalb dieser Firmengeflechte. Aufgrund all dieser Entwicklungen änderte

sich auch die Art und Weise, wie Migration betrachtet wurde (Koser & Salt 1997:285–286; siehe auch Findlay 1990:17; Findlay & Garrick 1990:178).

Da sich viele Regierungen die Frage stellten, wie man mehr hochqualifizierte Migranten ins Land locken könnte, wuchs außerdem das Interesse daran, welche Migranten am Arbeitsmarkt besonders erfolgreich agieren. Der Fokus lag also zumeist auf wirtschaftlichen Interessen. So besagt etwa *Self-Selection and the Earnings of Immigrants* (Borjas 1987), dass Westeuropäer am amerikanischen Arbeitsmarkt eher Erfolg hätten und rascher steigende Löhne erzielten als Immigranten aus den sogenannten weniger entwickelten Ländern: „Immigrants with high incomes in the United States relative to their measured skills come from countries that have high levels of GNP, low levels of income inequality, and politically competitive systems" (Borjas 1987:552). Eine andere Studie (Jasso & Rosenzweig 1995) hinterfragt zum Beispiel, ob Migranten, die im Zuge einer Familienzusammenführung in die USA kommen, sich am Arbeitsmarkt tatsächlich weniger gut behaupten als Migranten, die als Hochqualifizierte einwandern: Das Ergebnis zeigt, dass der Unterschied nicht so groß ist wie gemeinhin angenommen, da denjenigen, die im Zuge einer Familienzusammenführung einwandern, durch ihre Sozialkontakte vor Ort (z.B. Familienmitglieder, die mit den örtlichen Gegebenheiten vertraut sind) durchaus manchmal im Vorteil sein können.

Ebenso ging es immer häufiger um die Frage, warum manche Zielländer für Hochqualifizierte attraktiver sind als andere. So werden etwa globale Städte wie Hong Kong zunehmend Zielorte für hochqualifizierte Migranten, da die Arbeitsmärkte dort mehr Möglichkeiten bieten (z.B. Findlay et al. 1996).

Was die Situation in Europa anbelangt, rückte das Thema *braindrain* in den 1990er-Jahren infolge des Zusammenbruchs der Sowjetunion erneut in den Fokus. Im Osten herrschte Angst vor der Abwanderung qualifizierter Arbeitskräfte (Stichwort: „*brain waste*") in den Westen (Koser & Salt 1997:286). Ebenso gab es die Befürchtung, Menschen würden aus dem Osten in den Westen drängen, um sich in den moderneren Konzernen Know-how anzueignen (Salt 1992:503). Im Westen wiederum wuchs die Sorge vor Konkurrenz am Arbeitsmarkt durch „kostengünstigere" Arbeitskräfte aus dem Osten (Koser & Salt 1997:286).

Die erste Konferenz zum das Thema „Skilled Migration" in Europa fand vergleichsweise spät — nämlich im Jahr 1993 — statt: Auch dort wurden die möglichen Folgen eines *braindrains* und das Potenzial der Emigration von Ost- nach Westeuropa erörtert. Weiters ging es um die Migration von Hochqualifizierten in Westeuropa, von Hochqualifizierten in den Ländern des Mittelmeerraums sowie um volkswirtschaftliche Aspekte der Migration von Studenten (Kofman 2000:48).

Die Thematik, wie man mehr hoch- als niedrigqualifizierte Migranten ins Land holen kann, ist im Übrigen nach wie vor aktuell:

> Across the globe, countries are vying to outbid one another in an effort to attract highly skilled migrants with extraordinary talent. In this global race for talent, governments have come to realize that their exclusive control over the assignment of membership goods is a major draw. Recruiting

> nations are promoting strategic citizenship grants, whereby membership is *invested* in exceptionally talented individuals with the expectation of a return. In this competitive environment, each country seeks to gain the relative advantage associated with recruiting the world's ‚best and brightest' — a term of art regularly used by government officials in Ottawa, Canberra, Singapore, Beijing, London, and Brussels, to mention but a few examples. (Shachar 2011:415–416; kursiv im Original)

Zur Veranschaulichung erwähne ich in den folgenden Abschnitten 3.9.1 sowie 3.9.2 beispielhaft einige meines Erachtens erwähnenswerte Publikationen zur Debatte rund um das Thema *braindrain* sowie zur Rezeption und Situation von Hochqualifizierten am Arbeitsmarkt: Diese Beispiele zeigen, dass sich Wissenschaftler aus verschiedenen Bereichen mit hochqualifizierter Migration befassen, und dass das Augenmerk häufig auf wirtschaftlichen Fragen liegt.

3.9.1 Fallbeispiele zum Thema *braindrain*

Zum Begriff *braindrain* finden sich zahlreiche Definitionen, deren Besprechung hier den Rahmen sprengen würde. Stellvertretend sei hier jene des japanischen Sozialökonomen Kaz Miyagiwa angeführt: „Brain drain refers to the emigration of skilled and professional personnel from developing countries to advanced industrial nations, and in particular to the United States" (Miyagiwa 1991:743).

Was die Folgen eines *braindrains* betrifft, gibt es optimistischere und pessimistischere Zugänge: Manche betrachten den grenzüberschreitenden Transfer von Humankapital tendenziell skeptisch und eruieren, inwieweit Entwicklungsländer unter der Emigration hochqualifizierter Arbeitskräfte leiden. Andere wiederum orten Möglichkeiten, dass Länder durch die Abwanderung qualifizierter Arbeitskräfte sogar profitieren können.

Wie bereits erwähnt, hat die Debatte ihren Ursprung in den 1960er-Jahren. Die Soziologen Joel Gerstl und Robert Perrucci (1965) gingen zum Beispiel davon aus, dass der Beruf eines professionellen Ingenieurs in den USA einen hohen Stellenwert genieße. Das mache die Vereinigten Staaten zu einem attraktiven Arbeitsplatz für Briten: „A similar pattern of upgrading the engineering profession does not seem to have occured in Great Britain […]" (Gerstl & Perrucci 1965:228). Daher fürchten sie, es komme zu einem: „[…] one-way flow of the ‚brain drain,' England constantly losing personnel to the U.S." (Gerstl & Perrucci 1965:228).

In den 1970er-Jahren ging es verstärkt um die Frage, wie sehr die Auswanderung von Hochqualifizierten den Herkunftsregionen schaden könnte (z.B. Askari et al. 1977; Bhagwati & Hamada 1974; Bhagwati 1979). Der indische Ökonom Jagdish Bhagwati etwa schlug zu jener Zeit eine Anpassung der Steuergesetze vor, die den Herkunftsländern Vorteile bringen könnten: „Thus, by bilateral or multilateral tax treaties, individual developed countries could agree, for example, to share tax revenues that they earn from the nationals of less developed countries on the basis of some formula" (Bhagwati 1979:29). Bhagwati und der Ökonom Koichi Hamada (1974) wiederum berechnen, ab welchen Ausmaßen sich Emigration negativ auf die Wirtschaft der

Herkunftsländer — beispielsweise auf das Pro-Kopf-Einkommen oder auf das Bildungssystem — auswirken könnte.

Eine andere Studie (Askari et al. 1977) betrifft den vorrevolutionären Iran, wo es in den 1970er-Jahren zur Abwanderung qualifizierter Arbeitskräfte in die USA kam. Die USA waren für viele junge Menschen ein attraktives Ziel, etwa um dort ihr Studium zu absolvieren, sie kehrten aber meist nicht mehr zurück. „Clearly the education of Iranians abroad is beneficial if they return home. But the government must develop rational policies to encourage both the education of Iranians abroad and their ultimate return" (Askari et al. 1977:30). Der Ökonom Arnold R. Weber (1970) betrachtet wiederum die Situation aus der Sicht der Vereinigten Staaten: Er sieht Argentinien, China, Kolumbien, Ecuador, Indien, den Iran, Südkorea, Pakistan und die Philippinen potenziell von einem *braindrain* bedroht: „Some developing countries have begun to ‚produce' more university graduates than their economies can absorb at this time" (Weber 1970:45). In Folge migrierten sie in die Vereinigten Staaten, wobei ein großer Anteil der hochqualifizierten Immigranten im medizinischen Bereich landete.

Auch in den 1980er-Jahren spielte die Emigration von Hochqualifizierten aus Großbritannien (z.B. Findlay 1990; Findlay & Garrick 1990), aber auch aus den sogenannten Entwicklungsländern (siehe z.B. Ayubi 1983 zu Ägypten) weiterhin eine Rolle. So waren zum Beispiel höhere Löhne für Schotten der Hauptgrund auszuwandern, gefolgt von dem Ziel, Erfahrungen zu sammeln (Findlay & Garrick 1990:187).

Die Ökonomen Nadeem U. Haque und Se-Jik Kim berechnen in *„Human Capital Flight"* (1995), wann verschiedene Steuer- und Verzinsungssysteme einen Anreiz zur Emigration bieten, und argumentieren, dass die Flucht von Humankapital Wachstumsraten und Pro-Kopf-Einkommen im Aus- wie im Einwanderungsland beeinflussen. Der Wirtschaftswissenschaftler William J. Carrington und die Ökonomin Enrica Detragiache (1998, 1999) wiederum verorten Probleme vor allem in kleinen Ländern Afrikas, der Karibik und Zentralamerikas (wo zum Zeitpunkt ihrer Forschung rund 30 Prozent der Menschen mit Universitätsbildung auswanderten), sowie im Iran, Südkorea, Taiwan und auf den Philippinen. Die teils massive Auswanderung führen sie auf eine Immigrationspolitik, die Hochqualifizierte bevorzugt, sowie auf den Wunsch nach höheren Löhnen, besserer Ausbildung für die Nachkommen und einem sicheren Arbeitsplatz zurück.

Im Jahr 2001 bringen Lowell und Findlay die befürchteten Folgen eines *braindrains* folgendermaßen auf den Punkt:

> A brain drain can occur if emigration of tertiary educated persons for permanent or long stays abroad reaches significant levels and is not offset by the „feedback" effects of remittances, technology transfer, investments, or trade. Brain Drain reduces economic growth through loss return on investment in education and depletion of the source country's human capital assets. (Lowell & Findlay 2001:7)

Politikern in Industrienationen empfehlen sie, hochqualifizierten Immigranten Mobilität und Einwanderung zu erleichtern, gegebenenfalls aber mit Steuerungsmechanismen entgegenzuwirken, sollte in einem der Herkunftsländer ein *braindrain* drohen.

Die tatsächlichen Ausmaße des *braindrains* sind nach wie vor umstritten: „[…] some indications exist that a number of countries lose a substantial proportion of their highly skilled residents“ (Szelényi 2006:186). Khoo et al. argumentieren in diesem Kontext zudem, dass Migranten, die aus einem Entwicklungsland emigrieren, tendenziell eher selten zurückkehren: „Migrants are more likely to want to return home if they have good employment opportunities in their home country to return to or if they dislike the social and economic conditions in the destination country” (Khoo et al. 2008:223).

Andere vertreten durchaus optimistische Positionen, und auch hier gibt es bereits Beispiele aus den 1960er-Jahren. Exemplarisch genannt sei an dieser Stelle *The International Flow of Human Capital* (1966b) der Ökonomen Herbert Grubel und Anthony Scott. Sie forschten zur Einwanderung von Hochqualifizierten in den USA. Ihre Argumentation ist insofern bemerkenswert, als sie bereits in den 1960er-Jahren Gedanken vorwegnahmen, die der fast drei Jahrzehnte später populär gewordenen transnationalen Forschungsperspektive zugerechnet werden könnten. Sie hinterfragten zum Beispiel bereits die Rolle des Nationalstaates: Die Behauptung, ein Land leide unter der Emigration eines Hochqualifizierten, sei nur dann gültig, verstehe man Land im Sinne eines Nationalstaates, dessen Staatsziel die Maximierung von militärischer und wirtschaftlicher Macht sei. „While this view of national losses is held quite widely, it is sorely outmoded in our age” (Grubel & Scott 1966b:269). Sie gehen davon aus, dass die Emigration von Hochqualifizierten das Gemeinwohl der Bewohner des Herkunftslandes nur selten nachhaltig negativ beeinflusst. Stattdessen führen sie ins Treffen, dass die Ausgewanderten *remittances* zahlen oder Politiker in ihrem Aufnahmeland positiv gegenüber ihrem Herkunftsland stimmen können. Ebenso können Migranten die Politik in ihrem Herkunftsland direkt beeinflussen: etwa in einer Funktion als neutraler, außenstehender sowie unabhängiger Berater, dessen Wort Gewicht hat, da er in seinem Aufnahmeland ein gewisses Prestige genießt.

Aber auch aktuellere Studien unterstreichen potenzielle positive Folgen der Emigration von Hochqualifizierten: Vertreter dieser Position argumentieren etwa, dass Herkunftsländer fallweise von einem *braindrain* profitieren können, etwa wenn die Aussicht auf Arbeit in einem anderen Land die Menschen im Herkunftsland motiviert, eine höhere Ausbildung anzustreben (z.B. Beine et al. 2001; Mountford 1997; Stark 2004). Beine et al. sprechen in diesem Kontext etwa von einem „*beneficial brain drain*“ (Beine et al. 2001:275), kurz BBD, der sich beispielsweise dann einstellt, wenn alleine die Aussicht, möglicherweise zu migrieren, zu einer Investition in Bildung führt.

Obwohl es Zweifler am Funktionieren eines Modells der temporären Migration gibt, beispielsweise Khoo et al. — „[…] such programs are unlikely to be effective in requiring that the temporary migrants return home.“ (Khoo et al. 2008:222) —, so sind andere diesem Konzept

zugeneigt. So treten etwa Lowell et al. (2004) für das Setzen auf temporäre Migration ein: Migranten könnten durchaus zur Rückkehr ermutigt werden, und bei einer bloß temporären Migration von Hochqualifizierten von Entwicklungs- in die Industrieländer sei es schließlich wahrscheinlicher, dass auch die Sendestaaten profitieren könnten. Die Mobilität von Hochqualifizierten und Transfer von Know-how könne zudem ein Indikator dafür sein, dass sich ein Nationalstaat erfolgreich in die globale Wirtschaft einfüge.

3.9.2 Hochqualifizierte und der Arbeitsmarkt

Neben dem *braindrain* wurde auch die Situation der Hochqualifizierten auf den Arbeitsmärkten beleuchtet. Interesse weckten verschiedene Forschungsfragen, zum Beispiel: Wie werden hochqualifizierte Einwanderer in den Arbeitsmärkten verschiedener Länder aufgenommen? Welche Arbeitsmarktpolitik lockt Hochqualifizierte eher an, welche Zielländer sind daher besonders attraktiv? Mit welchen Problemen sehen sich hochqualifizierte Immigranten konfrontiert, und in welchen Bereichen erfahren sie Benachteiligungen? Hier seien einige relativ aktuelle Fallbeispiele angeführt.

Lowell (2004) vergleicht, wie verschiedene Einwanderungsländer — die USA, Australien, Kanada und Neuseeland — die Immigration Hochqualifizierter regeln. Tendenziell attraktiver seien demnach Zielländer wie Australien oder Großbritannien, in denen sowohl der temporäre als auch der permanente Zugang von Hochqualifizierten zum Arbeitsmarkt mehr kompetitiv denn restriktiv gehandhabt wird. Lowell empfiehlt bezüglich des Zugangs von hochqualifizierten Immigranten zum Arbeitsmarkt, dieser: „[..] should be facilitated in terms of the timely processing of immigrant admissions without undue complications and with an optimal administrative process" (Lowell 2004:18). Gleichzeitig gelte es aber darauf zu achten, Missbrauch oder Benachteiligungen vonseiten der Arbeitgeber zu verhindern, denen vor allem Hochqualifizierte, die aus Entwicklungsländern stammen, ausgesetzt sein können.

Die Migrationsexperten Demetrios Papademetriou und Madeleine Sumption (2011) hinterfragen die Vor- und Nachteile der Anwerbung von qualifizierten Arbeitskräften mithilfe von Punktesystemen im Gegensatz zur Anwerbung durch die Arbeitgeber selbst: Sie empfehlen eine Mischform aus beiden Systemen, sowie eine zügige Abwicklung, um Arbeitskräfte bei Bedarf rasch einstellen zu können und um die wirtschaftliche und soziale Integration der Immigranten zu erleichtern. Zudem appellieren sie an die Flexibilität und das Innovationspotenzial der Politiker: „For societies to succeed in their immigration policies, they must be willing to experiment continuously and to make the changes needed to deliver better outcomes" (Papademetriou & Sumption 2011:7).

Die Migrationsexpertin Gail McLaughlan analysiert gemeinsam mit Salt (2002) politische Konzepte zur Aufnahme hochqualifizierter Arbeitskräfte am Arbeitsmarkt in 31 verschiedenen Ländern. Die Autoren merken an: „Most European countries, together with developed Asian ones, have not introduced special measures to recruit highly skilled workers. They continue to rely on

their existing work permit system" (McLaughlan & Salt 2002:4). Die Migrationsforscherin Micheline van Riemsdijk (2011) wiederum untersucht Versuche der Europäischen Kommission, die Einwanderung von Hochqualifizierten europaweit stärker zu vereinheitlichen. Sie kommt unter anderem zu dem Schluss, dass viele Nationalstaaten derartige Befugnisse ungern aus der Hand geben. Zudem gebe es nach wie vor zahlreiche Barrieren für hochqualifizierte Einwanderer in Europa, etwa Probleme bei der Anerkennung von Qualifikationen oder beim Erlangen der Staatsbürgerschaft.

Zur Situation hochqualifizierter Einwanderer speziell am US-amerikanischen Arbeitsmarkt sei *Skilled Temporary and Permanent Immigrants in the United States* (2001) von Lowell erwähnt: Die Studie besagt, dass die Anzahl der bloß temporär beschäftigten hochqualifizierten Immigranten ab den 1990er-Jahren in den USA markant anstieg.

Gary P. Freeman und David K. Hill, Wissenschaftler an den Universitäten Wisconsin und Cornell (Freeman & Hill 2006), wiederum beleuchten die Argumente verschiedener amerikanischer Parteien und Interessensvertreter für und wider mehr Immigration. So argumentieren manche Politiker, dass die Einwanderung von Hochqualifizierten den Arbeitsmarkt insofern positiv beeinflusst, als ein Mangel an Arbeitskräften in einer Branche die Produktivität dämpfen kann, was wiederum auch die einheimischen Arbeiter negativ zu spüren bekommen. Andere wiederum gehen davon aus, dass Arbeitgeber bei einem bestehenden Engpass die Löhne erhöhen, was wiederum vor allem die Einheimischen motivieren könnte, sich die benötigten Fähigkeiten anzueignen. In diesem Szenario würden Immigranten diese positive Entwicklung eher abwürgen. Wieder andere gehen davon aus, dass zu viele eingewanderte Arbeitskräfte Einheimische verdrängen und es zu Lohn-Dumping kommen kann. Dennoch gehen Freeman und Hill davon aus, dass diejenigen, die für mehr qualifizierte Einwanderung eintreten, die besseren Argumente auf ihrer Seite haben.

Batalova und Lowell (2006) wiederum beleuchten den demographischen sowie sozioökonomischen Background von hochqualifizierten Migranten in den USA. Sie konzentrieren sich dabei nicht, wie in vielen vorhergehenden Studien üblich, nur auf gewisse Gruppen wie Wissenschaftler oder Ingenieure: Stattdessen hinterfragen sie die relativ eng abgesteckte Kategorie der Hochqualifizierten, die in der Regel Menschen umfasst, die entweder ein Studium absolviert haben oder einen Posten besetzen, für den man normalerweise einen Studienabschluss braucht. Sie argumentieren, dass auch Manager, Geschäftsmänner, Lehrer, Krankenpfleger, Autoren, Künstler und andere gefragt seien und in die Kategorie der *skilled* fallen könnten. Innerhalb der Hochqualifizierten in den USA verfügen die Immigranten tendenziell in beinahe allen Berufsbereichen über höhere Bildungsabschlüsse als ihre einheimischen Kollegen, teilweise verdienen sie jedoch weniger. Immigranten arbeiten zirka doppelt so häufig wie Einheimische als Computertechniker, Informatiker oder Ärzte. Dabei sind die hochqualifizierten Immigranten nicht gleichmäßig über die USA verteilt: Ein Fünftel von ihnen arbeitet in typischen Einwandererstaaten wie Kalifornien, New York, Florida oder New Jersey.

Die Politikwissenschaftlerinnen Jeannette Money und Dana Falstrom (2006) gehen von einer ähnlichen Argumentation aus: Da zahlreiche Forschungen zu den *skilled migrants* in den USA im Hightech-Sektor angesiedelt sind, erweitern sie das Forschungsfeld. Sie beziehen den Bereich der Krankenpfleger mit ein, und sie vergleichen die Situation in besagten beiden Arbeitsmarktsektoren. In den boomenden 1990er-Jahren suchte man in Amerika gerade in diesen beiden Berufsfeldern qualifizierte Arbeitskräfte. Während aber die Quote für die Hightech-Arbeiter erhöht wurde, wurde die Einwanderung für Krankenschwestern interessanterweise gleichzeitig restriktiver. Money und Falstrom argumentieren, dass die Macht des jeweiligen Wirtschaftssektors, auf nationaler Ebene Druck auszuüben, eine Rolle spielt. So waren etwa die meisten Staaten Amerikas, die von einem Mangel an Krankenschwestern betroffen waren, keine für die Präsidentschaftswahl ausschlaggebenden Swing-States — und somit für die nationale Politik weniger interessant als andere: „Researchers must remain sensitive to these variations. Flows [of migrants, Anm.] are the results of government policies in light of underlying economic conditions" (Money & Falstrom 2006:155).

Khoo et al. (2008) hinterfragen, welche Anreize hochqualifizierte Migranten in Australien motivieren, aus einem temporären Aufenthalt einen dauerhaften zu machen. Ergebnisse der Studie waren unter anderem, dass Hochqualifizierte aus Asien vor allem wegen der besseren Karrieremöglichkeiten, der höheren Löhne und der besseren Lebensbedingungen für ihre Kinder blieben. Hochqualifizierte aus Europa, Nordamerika oder Japan strebten im Vergleich dazu seltener einen dauerhaften Aufenthalt an. Wenn sie bleiben wollten, dann seltener wegen arbeitsmarktsbezogener Gründe (wie eben Karrierechancen oder ihr Gehalt). Stattdessen gaben sie an, wegen des australischen Lifestyles bleiben zu wollen. Khoo et al. (2011) stellen zudem fest, dass Migration von Europa nach Australien häufig zirkulär verläuft, wobei Westeuropäer eher zurückkehren als Süd- oder Osteuropäer.

Erwähnt sei noch *The Competition State and Multilateral Liberalization of Highly Skilled Migration* der Politikwissenschaftlerin Sandra Lavenex (2006). Darin beleuchtet sie die Rolle der involvierten Nationalstaaten und die jeweiligen Rahmenbedingungen, die sie den hochqualifizierten Einwanderern bieten. Nachdem die aktive Rekrutierung der „Gastarbeiter" in den westlichen Ländern beendet war, begann die Politik in diesen Ländern, den Zuzug von ungelernten Arbeitskräften zu regulieren (siehe auch 2.2 und 2.3). Im Gegensatz dazu kam es bei den Strömen der hochqualifizierten Migranten zu einer Liberalisierung, wenn auch nur in gewissen Bereichen: So stieg etwa ab den 1980er-Jahren der Bedarf nach Arbeitskräften im Dienstleistungsbereich, was Migration nach sich zog, da bei Dienstleistungen die physische Anwesenheit der Personen benötigt wird, die ebenjenen Service leisten. (Etwa im Gegensatz zu Gütern, die anderswo produziert and verkauft werden können.) Eine Rolle in dieser Entwicklung spielen außerdem die technologischen Veränderungen: So entsteht Bedarf an fachspezifischem Know-how, denn viele Arbeitsprozesse werden zunehmend komplizierter. Daher steigt der Bedarf

an temporärer Mitarbeit von Experten beim Aufbau und bei der Abwicklung diverser Projekte in anderen Ländern.

3.10 Blick auf die Individuen: Wer steckt hinter den Hochqualifizierten?

Wie sich zeigt, beleuchten Arbeiten zu *skilled migration* also häufig Vorgänge auf der Makroebene. Wie aber Findlay bereits 1995 anmerkt, solle man das Augenmerk auch auf die Individuen sowie deren Erfahrungen und Intentionen richten (Findlay 1995:521). In jüngerer Zeit gingen Forscher vermehrt der Frage nach, wer hinter der vermeintlichen „Elite" der Hochqualifizierten steckt. Exemplarisch seien hier drei Studien (Bozkurt 2006; Chakravartty 2006; Nowak 2009) vorgestellt, die demonstrieren, dass auch der Blick auf die Individuen und deren Erfahrungen interessante Erkenntnisse bringt.

Symbolic Analysts or Indentured Servants? (Chakravartty 2006) basiert vorwiegend auf qualitativen Interviews mit indischstämmigen Beschäftigten aus der IT-Branche (84 Prozent davon waren männlich, davon wiederum waren 37 Prozent jünger als 35). Es handelt sich also junge IT-Mitarbeiter mit Karriereambitionen, die gut ausgebildet sind und ein H-1B Visum haben (eine temporäre Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis für die USA, die nur in speziellen Branchen gilt, Arbeitgeber-gebunden sowie zeitlich beschränkt ist, Anm.). Insofern werden sie in der Theorie durchaus den Hochqualifizierten zugerechnet. Doch leben sie wirklich ein Leben, wie man es sich bei jungen, gebildeten Menschen mit guter beruflicher Position vorstellen könnte?

Wie die Ergebnisse zeigen, gehören sie im Alltagsleben in Amerika tatsächlich vorwiegend der (teilweise unteren) Mittelschicht an. Das zeigt, dass es trügerisch sein kann, hinter den Hochqualifizierten eine Art „internationale, mobile Elite" zu vermuten — obwohl sie am Papier den Status eines *highly skilled workers* besitzen. Viele der Interviewten schildern, sich im Arbeitsalltag gegenüber Amerikanern benachteiligt zu fühlen: Man erwarte von ihnen, wesentlich mehr Wochenstunden zu arbeiten, gleichzeitig aber niedrigere Löhne zu akzeptieren. Manche fühlen sich am Arbeitsplatz sowie in der Freizeit sozial isoliert. Auch die Wohnbedingungen sind in vielen Fällen problematisch: Eine eigene Wohnung ist aufgrund der fehlenden Ersparnisse oft schwer zu finanzieren. Manche leben anfangs daher wochen- oder monatelang in beengten Quartieren — Hotels oder Apartments —, für die sie teilweise verhältnismäßig viel bezahlen müssen. Ebenso leiden einige unter den schlechten öffentlichen Verkehrsanbindungen: Ein eigener Wagen ist oft zu teuer, zudem besitzen viele keinen Führerschein. So haben sie in ihrer Freizeit wenige Möglichkeiten, unter Menschen zu kommen. Viele erlebten außerdem nach den Anschlägen vom 11. September 2001 aufgrund ihres Aussehens Anfeindungen. Die große Mehrheit der Interviewten gab daher an, sich verstärkt an transnationalen Familienverbindungen zu orientieren: Manche besuchen regelmäßig ihre Familien in Indien, andere heiraten Frauen von „zu Hause". Ihr Status als *highly skilled* schützt sie also nicht vor alltäglicher Diskriminierung — innerhalb wie außerhalb des Jobs.

Eine verklärte Vorstellung einer international erfolgreichen, indischstämmigen Elite ist übrigens im Gegenzug auch in Indien noch verbreitet: „The ambivalent, if not negative, experiences of the workers we interviewed does not fit the Indian nationalist myth of universally affluent Indian ‚symbolic analysts' as exemplars of Indian success in the global economy" (Chakravartty 2006:179).

Die Studie zur Mobilität von Migranten, die in Finnland und Schweden in mittleren bis höheren Positionen in Telekommunikationsunternehmen arbeiten, basiert ebenfalls vorwiegend auf Interviews, und geht den individuellen Erfahrungen der Menschen auf den Grund (Bozkurt 2006). Im Mittelpunkt stehen die Mobilität der Mitarbeiter — etwa Dienstreisen oder längere berufliche Aufenthalte in anderen Ländern —, sowie die Frage, wie diese Mobilität von den Menschen empfunden wird. Dienstreisen bieten zum Beispiel Gelegenheiten, soziale Netzwerke aufzubauen, dank derer sie eventuell zukünftig in einer Niederlassung anderswo arbeiten können. Gerade zu Beginn einer Karriere sind Dienstreisen sehr beliebt, im Laufe der Zeit verlieren sie jedoch wegen der strapaziösen Langstreckenflüge oder der immer gleichen Aufgabe am Zielort ihren Charme.

Eine gute Position in der Telekommunikationsbranche mit zahlreichen Dienstreisen und der Möglichkeit, auch in anderen Ländern arbeiten zu können, scheint auf den ersten Blick für viele wohl ein attraktiver Arbeitsplatz zu sein. Die Dienstreisen waren für zahlreiche Mitarbeiter tatsächlich ein Anreiz, in Stockholm oder Helsinki zu arbeiten — doch auch aus Gründen, die man möglicherweise nicht vermuten würde: Die Dienstreisen geben den Menschen nämlich die Möglichkeit, lokal eingebettet zu leben, bis zu einem gewissen Grad aber auch nicht zu sehr auf Schweden oder Finnland „beschränkt" zu sein. Was damit gemeint ist? Was Schweden und Finnland betrifft, gibt es in beiden Ländern eine relativ homogene Mittelschicht. Mitarbeiter aus anderen Ländern fällt es daher häufig schwer, Freundschaften zu Einheimischen zu schließen. Aber auch mit anderen Immigranten, die aus demselben Herkunftsland stammen, können sie oft keine Freundschaft aufbauen. Im zweiten Fall ist zumeist das unterschiedliche Ausbildungsniveau ein Hindernis. Alternativ pflegen die Migranten daher eher Kontakte mit Arbeitskollegen aus der internationalen Belegschaft:

> Hasan from Turkey said that while he did not „want to sound politically incorrect", there was too much cultural dissonance between his colleagues at the [company] and the „Kebap Turks", the Turkish migrants who across Europe are most visible in the small fast-food joints they own and run, and of whom a handful have also made it as far as Finland. Zahra attributed the greater affinity she feels for her engineer friends, of various nationalities, to the „shared predicament of being foreigners." (Bozkurt 2006:241)

An dieser Stelle möchte ich zudem darauf hinweisen, dass bisher vorwiegend die Migration hochqualifizierter Männer Interesse weckte: „[T]he sectors that have received the most attention were, until recently, those that are male dominated" (Raghuram & Kofman 2005:149). Dabei ist aber beispielsweise eine signifikante Zahl der hochqualifizierten Emigranten aus Australien, Irland oder den Philippinen weiblich. Dieses Versäumnis trägt zur Beibehaltung alter Stereotype

bei: „The model of the rational and work-oriented male reproduces the dichotomy between economic man and social and cultural woman. […] It supposes skilled migrants to always be men and women migrants to usually be less skilled“ (Raghuram & Kofman 2005:153). Die Soziologin Joanne Nowak, die auf Migration und Gender spezialisiert ist, konstatiert: „The fact that skilled women are not a focus for research suggests an assumption that understandings and evaluations of migration differ little between lower- and higher-skilled groups“ (Nowak 2009:270).

Legt man nämlich das Augenmerk auch auf hochqualifizierte Frauen, die migrieren, zeigt sich zum Beispiel, dass diese teilweise von anderen Motiven angetrieben werden als Männer. Das ergaben etwa Interviews mit Ärzten und Krankenpflegern (zwölf Frauen, sechs Männer) aus Ghana, wo Emigration männlich dominiert war und ist (Nowak 2009). Vormals dominante Vorstellungen und gesellschaftliche Normen — etwa zur Emigration von Frauen aus Ghana — können dadurch beeinflusst und verändert werden: Für Frauen erschien Auswanderung lange Zeit nicht angebracht, da ihnen die Aufgabe, für andere Familienmitglieder zu sorgen, zugeschrieben wurde. Und auch in Nowaks Forschung zeigt sich, dass manche der Frauen, die migrierten, Interessen ihrer Familien weiterhin an erste Stelle stellen. Erst danach folgen Motive wie höhere Löhne oder das Sammeln von Erfahrungen. Sie sorgen sich um die sozialen Folgen: etwa, ob ihre Abwesenheit der Familie schaden könnte, oder darum, wer sich im Krankheitsfall um die Angehörigen kümmere. Manche Männer wiederum fühlen sich zum Beispiel zwar auch der Familie verpflichtet, sie sehen in der Migration aber die Möglichkeit, mehr Geld zu verdienen, um so die Familie zu unterstützen. Dennoch stellen gerade junge Frauen die Gender-Rollen und die traditionellen Normen, die besagen, die Frau müsse in der Nähe des Zuhauses bleiben, zunehmend in Frage:

> Skilled Ghanaian women are negotiating a number of gendered norms and responsibilities, which shape how they understand migration. It appears that professional interests play a key role in shaping more positive perceptions of migration, a factor that has been largely overlooked in a literature that concentrates more on lower-skilled migration. (Nowak 2009:277)

Alles in allem umfasst die Forschung zur Migration von Hochqualifizierten also bereits zahlreiche wichtige Themenfelder: „The discourse on highly skilled migration, through the representation of several competing arguments, has thus evolved into a maturing field within the study of migration systems“ (Szelényi 2006:187). Dennoch gibt es — gerade was individuelle Erfahrungen und Motive der Menschen anbelangt — noch Bereiche, denen bisher weniger Aufmerksamkeit zuteil wurde.

3.10.1 Migration internationaler Studenten

Aktuell erfährt ein weiteres Feld wissenschaftliche Aufarbeitung, das mittlerweile meist der hochqualifizierten Migration zugerechnet wird: jenes der internationalen Studenten (Mosneaga & Winther 2013:181). Das Forschungsfeld der internationalen Studenten wurde lange Zeit mehr oder weniger ignoriert: „Despite rapid growth in the student component of global migration flows,

the study of international student migration/mobility [ISM] is a relatively neglected field in migration research“ (King & Raghuram 2012:127).

Eine vergleichsweise hohe Mobilität weisen etwa Studenten aus Afrika auf, nach Kritz (2013:1) beträgt diese 5,8 Prozent. Die Bedingungen im jeweiligen Land — die (oft mangelhafte) Qualität der Hochschulausbildung, die Anzahl der Studienplätze oder auch die politischen Umstände — motivieren viele Studenten, ihre Ausbildung in einem anderen Land zu absolvieren. Freilich spielt die Finanzierbarkeit eine Rolle, da es relativ wenige Möglichkeiten gibt, ein Stipendium zu erhalten. Vergleichsweise wohlhabende Familien können es sich daher eher leisten, in eine qualitätsvolle Ausbildung im Ausland zu investieren. Diese Familien wiederum finden sich tendenziell eher in den Ländern mit höherer Einwohnerzahl und höherem Pro-Kopf-Einkommen. Ebenso ist es für manche Studenten einfacher, in den jeweiligen ehemaligen Kolonialländern zu studieren, da sie dort oft höhere Chance auf ein Stipendium haben. Zudem spielt natürlich die Sprache eine Rolle: So gehen Studenten, die in Ländern leben, die einst der französischen Kolonie angehörten, tendenziell nach Frankreich, während andere, die in einem Land mit englischer Muttersprache aufwachsen, etwa zwischen Großbritannien, Australien, Kanada, Neuseeland oder den USA wählen können (Kritz 2013:14).

Eine Studie (Tanyildiz 2013) zur ethnischen Zusammensetzung der Studenten in US-amerikanischen Forschungslaboren zeigt demonstriert, dass die Nationalität der jeweiligen Labor-Chefs eine Rolle bei der Personalrekrutierung spielt: Demnach rekrutieren die Chefs — seien sie nun Amerikaner oder Angehörige anderer Nationalitäten — häufig anteilsmäßig viele Studenten, die die gleiche Nationalität haben wie sie selbst: „Foreign born faculty members appear to be active nodes of ethnic networks, mobilizing foreign students from their country of origin and opening new channels for collaboration between their home institutions and US institutions” (Tanyildiz 2013:12).

Auch qualitative Forschung, etwa mithilfe von narrativ-biographischen oder semi-strukturierten Interviews, bietet sich an, die Erfahrungen, Verhaltensweisen und Einstellungen der Studenten zu erfassen (King & Raghuram 2012:132). Ein Beispiel für einen derartigen Zugang wäre die Studie von Szelényi (2006): Sie beleuchtete mithilfe von 26 Interviews die Prozesse der Meinungsbildung bei Studenten. Dabei befragte sie brasilianische, chinesische und italienische Studenten, die in den USA studierten, zu ihren Zukunftsplänen. Besonders interessierte sie der Aspekt, ob die jungen Menschen auch in Zukunft in einem anderen Land als ihrem Herkunftsland leben wollen, und wenn ja, wo und warum. Wie sich herausstellte ist der Entscheidungsprozess vielschichtig: Interne und externe Faktoren, persönliche und berufliche Ziele sowie informelle und formelle Beziehungen beeinflussen ihn. Ebenso spielt der Zugang zu Informationen über Berufschancen im internationalen Umfeld eine Rolle. Aber auch ein mehr oder weniger subtiler Einfluss der Herkunfts- und Aufnahmeländer tritt zutage. Eine Mehrheit der von ihr interviewten Studenten äußerte Unsicherheit bezüglich ihrer Zukunftspläne. Einige gaben an, sich zwischen ihrem Herkunftsland und den USA quasi hin- und hergerissen zu fühlen, andere überlegten eine

Migration in ein Drittland. Grundsätzlich ermutigte die Erfahrung, in einem anderen Land zu studieren, viele von ihnen, weiterhin ein Leben anderswo ins Auge zu fassen. Für viele nahm außerdem die Bedeutung von Nationalstaatsgrenzen ab: Für sie steht eine internationale Karriere — etwa in den USA — in keinem Widerspruch zu einer weiterhin starken Fokussierung auf Themen in ihren Heimatländern.

Eine Studie zur Mobilität deutscher Studenten (Carlson 2012) ergab, dass die Entscheidung, in einem anderen Land zu studieren, das Ergebnis verschiedener biographischer und sozialer Prozesse ist. Drei Aspekte spielten eine zentrale Rolle: frühere Erfahrungen während Auslandsaufenthalten, soziale Kontakte am Zielort sowie das Timing des Schulabschlusses. Deutsche Schüler suchen sich nämlich erst nach ihrem Abschluss eine Universität, während Engländer das bereits während ihrer Schulzeit erledigen. Das beeinflusst, ob man an Universitäten angenommen oder abgelehnt wird: „[…] it is probably not unrealistic to assume that such a delay can lead some students to abandon their original plan of going abroad because other events occur in the meantime, which change their outlook“ (Carlson 2012:177).

3.11 Junges Forschungsfeld: Migration der sogenannten Mittelschicht

Nun migrieren freilich nicht bloß Menschen, die beruflich überdurchschnittlich erfolgreich sind, oder die kaum über soziales wie finanzielles Kapitel verfügen, und die sich daher im Aufnahmeland in einer marginalisierten Position befinden. Favell et al. beschreiben, dass Migration doch weit vielfältiger ist:

> And behind the image of global elites lie other socially differentiated realities. In fact, the skilled and educated among the globally mobile, also include: students, nurses, mid-level technical and clerical employees, ambitious or adventurous upwardly mobile middle-classes, migrants form a range of intermediate developing states, and many more it would be hard to describe as „elites”. In addition, there are those international migrants, of course, who are counted as unskilled migrants in official statistics because of their menial employment destinations after migration but who may have attained high level of skills and education in their home countries or who have had to move for political reasons. A whole range of types of international migrants, in fact, are not captured by the two stylized images counter-posed at either end of the social spectrum: high-flying corporate elites and desperate, poverty-stricken labor migrants and asylum-seekers. (Favell et al. 2006:2)

Das bedeutet, dass Migranten, die nicht in irgendeiner Form „auffällig“ sind — sei es aufgrund einer marginalisierten Position, oder sei es aufgrund der Zugehörigkeit zu einer vermeintlichen „Elite“ —, lange nicht bewusst wahrgenommen wurden. Wie bereits erwähnt, kritisieren Favell et al. Studien zu transnationaler Migration dahingehend, dass sie sich hauptsächlich auf Menschen konzentrieren, die sich in einer marginalisierten Position befinden (Favell et al. 2006:4). Ähnliche Kritik äußern übrigens auch David Conradson und Alan Latham:

> The […] idea we wish to explore is that of ‚*middling*’ forms of transnationalism. We want to emphasise the degree to which transnationalism is in fact characteristic of many more people than just the transnational elites and the developing-world migrants who have been the focus of so much transnational research. Of course, individual scholars have rarely explicitly delimited the scope of the transnational, claiming that it is the province of particular groups and not others.

> Nonetheless, largely as a by-product of the fact that so much contemporary transnational research has focused on movement between North America and the poorer countries of Central America and the Caribbean, transnationalism has to some extent become a *de facto* descriptor of just these patterns of mobility […]. Important as these patterns undoubtedly are, they do not exhaust the scope of the transnational. (Conradson & Latham 2005:229; kursiv im Original)

Die Dichotomie „Unterschicht“ versus „Elite“ hielt sich also lange hartnäckig, und verstellte somit den Blick auf eine riesige Gruppe an Migranten: nämlich jene der sogenannten Mittelschicht. Wobei aber zum Beispiel gerade die Menschen, die innerhalb Europas migrieren, tendenziell aus Mittelklasse-Familien stammen (Favell 2008:87; siehe auch Recchi 2006:76). Was Migration der sogenannten Mittelschicht betrifft, kann man etwa von „unsichtbarer Migration“ (siehe z.B. Ruokonen-Engler 2012) sprechen. Ruokonen-Engler forschte zur Migration finnischer Frauen nach Deutschland, wobei die finnischen Migrantinnen in der Öffentlichkeit sowie in der Wissenschaft kaum als Migrantinnen wahrgenommen werden:

> Denn sie gelten als „religiös und ethnisch unauffällig“ […] sowie als erfolgreich integriert. Meistens verschwinden sie in der Statistik über AusländerInnen unter der Kategorie der „Reste“, sind mehrheitlich Frauen und werden meistens auf der Straße auf den ersten Blick nicht als Ausländerinnen und Migrantinnen identifiziert. Sie sind da, aber sie sind „unsichtbar“ und werden nicht als Migrantinnen wahrgenommen, da sie nicht den vorherrschenden und stereotypen Klassifizierungen und Bildern von Migrantinnen entsprechen. (Ruokonen-Engler 2012:21)

In jüngerer Zeit begannen Forscher aber, den Blick vermehrt auf Migranten der sogenannten Mittelschicht zu richten. Im Folgenden möchte ich anhand einiger Fallbeispiele zeigen, dass auch dieser Zugang interessante Erkenntnisse bringt.

3.12 Fallbeispiele zur Migration der Mittelschicht

Eine Studie widmete sich etwa indischstämmigen Migranten der Mittelschicht, die in der Hotelbranche in Großbritannien tätig sind (Batnitzky at al. 2008). Unter anderem geht es um die Frage, wieso sie sich ausgerechnet für diesen Beruf entschieden haben. Einige der Befragten gaben an, die Arbeit in einem Hotel auf gewisse Art und Weise glamourös zu finden: Sie assoziierten es mit Reisen und Essen in Restaurants — was Menschen von niedrigerem sozialen Status in Indien meist nicht möglich ist. Einige äußerten gar die Hoffnung, in den Hotels berühmte Menschen zu treffen: „Whether these notions of glamour are real or imagined, they play an important role in their ability to negotiate their class-based gender roles in the UK and still maintain their economic class position in India“ (Batnitzky et al. 2008:62).

Die Freizeitbeschäftigungen der indischstämmigen Männer gleichen übrigens meist jenen der britischen Mittelklasse: Sie besuchen ein Fitnessstudio, sie gehen zum Abendessen aus, und sie kaufen sich Laptops oder iPods. Dennoch schließen sie meist keine Freundschaften mit Briten. Ebenso pflegen sie wenig Kontakte zu anderen indischstämmigen Menschen, die zahlreich im westlichen London leben, da diese in der öffentlichen Wahrnehmung eher mit einem niedrigen sozioökonomischen Status assoziiert werden (Batnitzky et al. 2008:59–60).

Ein ebenso neuer Zugang ist die Erforschung der Frage, ob es Migranten aus der Mittelschicht Bangladeschs schaffen, in Portugal beruflich Fuß zu fassen (Mapril 2011). Ihre Migration empfinden sie demnach als „continuously ambiguous experience“ (Mapril 2011:294), da sie einerseits zu beruflichem Erfolg, andererseits aber auch zu einem (teilweise drastischen) sozialen Abstieg führen kann. So fand etwa ein ausgebildeter Graphiker in Lissabon nur einen Job in einem Copyshop, für den er überqualifiziert war. Im schlimmsten Fall hat die Migration eine dauerhafte Krisensituation für den Betroffenen zur Folge:

> The anguish of not being able to return, due to lack of documentation, of being now ‚poor' and ‚little' people, of being vulnerable and afraid of going out because of deportation, or simply being unable to send money back home, when everybody is expecting it, is unbearable and stressful, leading to extreme forms of psychological distress. All these are perceived as failure and the question many ask themselves is: why have I not been able to succeed where so many have achieved at least some success? (Mapril 2011:293)

Zu Migranten der Mittelschicht, die innerhalb der Europäischen Union migrieren, gibt es noch nicht allzu viel Forschungsmaterial, und in diesem Kontext möchte ich vor allem auf Arbeiten von Favell (2003, 2006, 2008) hinweisen. Für *Eurostars and Eurocities* (2008) arbeitete er mit Migranten — er nennt sie auf Englisch *Eurostars* —, die aus einem EU-Land stammen, und die sich in Brüssel, London oder Amsterdam niedergelassen haben.

Unter anderem hinterfragt er ihre Migrationsmotive: Viele der sogenannten *Eurostars* in Favells Studie stammen aus kleinstädtischen Gebieten und wanderten aus Karriereambitionen, Langeweile oder Frustration aus. Für viele war zudem die Niederlassungsfreiheit in der EU eine Grundbedingung, eine Wanderung überhaupt in Erwägung zu ziehen (Favell 2008:93). Die Mehrheit der Interviewten wog emotionale, materielle und andere Faktoren im Vorfeld ab — einige gaben aber auch an, ihre Migration nicht besonders sorgfältig geplant zu haben. In diesen Fällen geschah die Wanderung relativ spontan, oder aus einem temporären wurde ein dauerhafter Aufenthalt. Derlei erlebten beispielsweise Studenten, die im Ausland studierten, und die so auf den Geschmack kamen, anderswo zu leben (Favell 2008:66).

Manche migrierten der Karriere wegen: Favell traf im Zuge seiner Feldforschung junge Single-Frauen, die von Spanien, Portugal, Italien oder Griechenland nach Nordwesteuropa migrierten. Sie hatten den Arbeitsmarkt in ihren Herkunftsländern als zu unflexibel empfunden, da die Meinung junger Menschen — vor allem junger Frauen — dort nicht viel Gewicht hatte (Favell 2008:64). Neben karrieretechnischen Beweggründen können Beziehungen zu einer Migration motivieren: Entweder folgen die Menschen einem anderen Menschen in dessen Heimatland, oder sie lernen im Ausland einen Partner kennen und bleiben deshalb dort. Eine weitere Spielart ist, dass die Trennung von jemandem eine Migration zur Folge hat. Manche Paare wiederum möchten in einem „neutralen“ Land leben: Wenn der eine Partner aus einem Land kommt und der andere aus einem anderen, dann leben sie gemeinsam in einem dritten. Ebenso kann es für Homosexuelle eine Motivation sein, in Länder zu ziehen, in denen sie offen mit einem

gleichgeschlechtlichen Partner zusammenleben können. Meist lässt sich übrigens nicht ein Faktor alleine ausfindig machen, sondern es spielten mehrere Faktoren zusammen (Favell 2008:69–70).

Ein großes Thema in Favells Studie ist das Thema Freiheit, da man innerhalb der EU dank der Niederlassungsfreiheit vergleichsweise unkompliziert in ein anderes Land migrieren kann:

> For those that move across the new Europe, this aspect of freedom is crucial: it is freedom from the nation-state, the most insidious and persistent source of identity in the modern world; the power of national culture to mould us in each other's image, as citizens belong to this nationality, this culture, and no other. The way society disciplines our behaviour as a set of standardized, nationalized norms. (Favell 2008:7)

Egal ob Favell mit Franzosen sprach, die nach London ausgewandert waren, mit Holländern, die nun in Brüssel lebten, oder mit Deutschen, die in die Niederlande gegangen waren: Grundsätzlich gaben sie an, sich durch ihren Wohnortwechsel frei von alten, festgefahrenen Verpflichtungen oder Denkweisen zu fühlen. Man könne „man selbst" sein, und brauche sich nicht darüber zu definieren, ob man nun Engländer oder Franzose sei. Wie es Favell formuliert: „This is Freedom with an almost existential quality" (Favell 2008:8–9).

Ein erwähnenswertes Ergebnis von Favells Studie ist zudem die Ambivalenz, mit der die Menschen dem Begriff „Migrant" gegenüber stehen. Auf Favells Frage, ob sie sich als Migranten betrachten, entgegneten die meisten, dass dem nicht so sei — obwohl alle von einem Land in ein anderes migriert waren. Weiters interessant: Manche fanden die Frage richtiggehend beleidigend. So führt Favell als Beispiel den Fall des Portugiesen Miguel an, der nach Brüssel ging, um dort zu leben und zu arbeiten: Miguel will nicht als Migrant bezeichnet werden, denn mit dieser Bezeichnung assoziiert er ältere portugiesischstämmige Menschen, die in Brüssel leben, und die ursprünglich in den 1950er- und 1960er-Jahren als „Gastarbeiter" dorthin gegangen waren. Ähnlich erklärt es die portugiesischstämmige Maria, die in Amsterdam lebt: Unter Migrant verstehe man ihrer Ansicht nach Menschen, die Portugal verlassen und die anschließend reich wieder zurückkehren und ein protziges Haus an der Algarve errichten. Ihrer Ansicht nach hätten diese Menschen ihre Identität verloren. Sie bevorzugt die Bezeichnung „*free mover*". Andere wiederum wollen lieber schlicht als Europäer bezeichnet werden. Die Frage, ob sie denn ein Migrant seien, beantworten in Favells Studie hauptsächlich jene mit „Ja", die den Begriff „Migrant" neutral betrachten, oder die beruflich mit Migration zu tun haben. Für sie ist die Bezeichnung eher eine Definition und somit weniger ideologisch vorbelastet. So zitiert Favell etwa einen deutschstämmigen Juristen, der in Brüssel lebt, und der als Anwalt unter anderem die Rechte von Migranten vertritt. Er sagt, selbst wohl auch ein Migrant zu sein — obwohl er sich nicht wirklich als einer fühle.

Favell zieht den Schluss, dass dieser Skeptizismus gegenüber der Selbstbezeichnung als Migrant praktische wie emotionale Gründe haben kann: Einerseits wollen viele vermeiden, als Immigrant gesehen zu werden, da damit ein Verlust von Rechten im Herkunftsland einhergehen kann. Länder wie Dänemark, Schweden oder die Niederlande sind beispielsweise relativ strikt bei der Kontrolle der Aufenthaltsorte ihrer Staatsangehörigen, und wenn jemand in einem anderen

Staat lebt, kann er rasch diverse Rechte verlieren. Die emotionale Seite ist, dass beim Begriff Migrant für viele etwas Endgültiges mitschwingt: Jemand geht weit weg und kehrt niemals zurück. Favell führt diese Assoziationen mitunter auf die ersten Auswanderungswellen nach Amerika zurück, wo die Menschen nach einer sehr langen Bootsfahrt bei Ellis Island von Bord gingen, und eine Rückkehr oft ausgeschlossen war (Favell 2008:101–103).

Favells Forschung zeigt aber auch auf, dass auch Migranten der Mittelschicht, die sich in einer vergleichsweise privilegierten Position befinden, keineswegs vor Diskriminierungen und Ausgrenzungen gefeit sind: Diese ereignen sich zumeist nicht in offiziellen Institutionen, sondern manifestieren sich ein paar Ebenen darunter — nämlich in der Welt der sozialen Interaktionen im Alltag. Kleinigkeiten, die einen daran erinnern, dass man doch „nur der Ausländer" ist und gar nicht „hierher gehört" (Favell 2008:138). So berichten Einwanderer, die nach London gingen, dass es selbst für Europäer schwer ist, ein Bankkonto zu eröffnen oder ein Mobiltelefon anzumelden. Unternehmen diskriminieren in diesen Fällen also aufgrund der Nationalität. Die offizielle Begründung dafür ist, dass der Aufenthalt der Antragsteller nur vorübergehend sein könnte, und dass die Firmen kein Risiko eingehen möchten. Andere wiederum fühlen sich aufgrund von Äußerlichkeiten diskriminiert, etwa, wenn sie in ihrer sozialen und beruflichen Position nicht die „richtige" Markenkleidung tragen. Die am häufigsten erwähnte Barriere ist aber die der Sprache. Der Prozess des Sprache-Erlernens ist aber nicht nur eine Leistung der lernwilligen Migranten — ebenso kommt es auf das Verhalten der Sprecher im Aufnahmeland an. Sie können zugänglich sein, oder sie können es den Immigranten erschweren (Favell 2008:141–144). Auch bei alltäglichen Bedürfnissen wird den Migranten vor Augen geführt, dass sie mit dem System nicht vertraut und somit im Nachteil sind: etwa, wenn es um Gesundheitsvorsorge oder um die Betreuung der Kinder geht (Favell 2008:153–158).

Abschließend kann man feststellen: Nach und nach wecken immer neue Aspekte des weiten Themenfeldes Migration Aufmerksamkeit. Die transnationale Forschungsperspektive half, komplexe Verbindungen wahrzunehmen, die während und nach einer Migration entstehen. Im Laufe der Zeit änderte sich auch der Blickwinkel: Was Hochqualifizierte betraf, wurden schließlich deren individuelle Erfahrungen und Motive hinterfragt. Zudem rückten Forschungsfelder wie jenes der internationalen Studenten oder der Migration der Mittelschicht in den Fokus von Migrationsforschern.

Hier setzt auch die vorliegende Dissertation an, denn ich habe den Radiosender FM4, der zum Österreichischen Rundfunk (ORF) gehört, als Forschungsfeld gewählt. Das ist auch insofern ein neuer Zugang, als sich gerade Anthropologen lange Zeit häufiger an Nischenmedien orientierten: Diese wurden als eine Art Sprachrohr von Menschen betrachtet, die vom Objekt der Berichterstattung selbst zum Berichterstatter wurden (Ginsburg 2005:18). Die Massenmedien hingegen galten als eng verbunden mit der modernen westlichen Gesellschaft, und erfuhren daher längere Zeit weniger Beachtung (Ginsburg 2005:17). Im folgenden Kapitel 4 erkläre ich, warum

FM4 dennoch ein adäquates Forschungsfeld darstellt. Danach skizziere ich die Methode der Datenerhebung sowie den Ablauf der Feldforschung.

4. FORSCHUNG ZU MIGRANTEN IM MEDIENBEREICH

Mein Eindruck ist, dass sehr wohl nach Menschen mit Migrationshintergrund gesucht wird. Sie bringen ein Insiderwissen mit, das nicht erlernt werden kann. (Jeta Muaremi, Journalistin, über die Situation von Medienmitarbeitern mit Migrationshintergrund in Österreich; URL4)

Wie der renommierte Soziologe Robert Burgess feststellt, beginnt die Datenerhebung bereits dann, wenn man einen bestimmten Bereich für die eigene Forschung auswählt — und nicht einen anderen (Burgess 1982c:76). Ich entschied mich, zu Menschen mit Migrationshintergrund zu forschen, die in einem Bereich der österreichischen Massenmedien tätig sind.

In diesem Kapitel gehe ich zuerst darauf ein, wie sich die Situation von Menschen mit Migrationshintergrund im österreichischen Medienbereich darstellt. Diese Daten demonstrieren, warum sich FM4 besonders für mein Forschungsprojekt eignet. Danach stelle ich mein Forschungsfeld vor: Ich gehe auf die Entstehungsgeschichte, die Philosophie hinter der Programmgestaltung sowie auf die Zusammensetzung der Belegschaft ein.[3] Im Anschluss erkläre ich die Wahl meiner Methode, nämlich die Datenerhebung mittels narrativ-biographischer Interviews. Ebenso erläutere ich, woran ich mich bei der Führung der Interviews orientiert habe, und wie ich die gewonnene Datenmenge schließlich ausgewertet habe. Abschließend schildere ich überblicksmäßig den Ablauf meiner Feldforschung, und ich zeige, wie sich die Gruppe meiner Interviewpartner zusammensetzt.

4.1 Migranten in österreichischen Mainstream-Medien

Wie stellt sich also die Diversität in den österreichischen Redaktionen dar? Ist der Medienbereich einer, in dem sich Migranten behaupten können? Vorausschicken kann man: Migranten schaffen es durchaus, zunehmend im Journalismus Fuß zu fassen — allerdings kommt es auf den Migrationshintergrund und auch auf das jeweilige Medium an.

Noch gab es keine systematische Erhebung — etwa vonseiten der Statistik Austria —, wie viele Menschen mit Migrationshintergrund insgesamt in Österreichs Medien arbeiten. Die „Medien-Servicestelle Neue Österreicher/innen“[4] (MSNÖ) präsentierte jedoch im November 2012 in ihrer Aussendung *JournalistInnen mit Migrationshintergrund* (URL1) Ergebnisse einer diesbezüglichen Recherche. Die Daten umfassen zwar nicht den gesamten österreichischen Medienbereich, sie legen aber nahe, dass etwas mehr als 10 Prozent der in Österreich tätigen Journalisten internationale Wurzeln haben: Das heißt, sie sind selbst im Ausland geboren oder haben mindestens einen im Ausland geborenen Elternteil.

[3] Die Informationen über FM4 bezog ich, wie in Kapitel 1 bereits erklärt, aus zwei Experteninterviews (mit der Chefin des Senders sowie mit einem Mitarbeiter, der für die Rekrutierung des Personals zuständig ist), aus Information, die mir Mitarbeiter der Pressestelle von FM4 zukommen ließen (siehe Abschnitt 9.4), sowie aus der offiziellen Pressemappe aus dem Jahr 2011.

[4] Laut Eigendefinition ein „Portal für JournalistInnen zu Migration und Integration“: Mitarbeiter der MSNÖ bereiten Fakten über die Situation von Menschen mit Migrationshintergrund für Journalisten anderer Medien auf (siehe URL5).

Die Ergebnisse basieren auf einer Erhebung bei 47 Medien in Österreich, die *nicht* den sogenannte Ethno- oder *community*-Medien, sondern dem Mainstream zugerechnet werden. Zehn der befragten 47 Medienunternehmen beteiligten sich nicht an der Datenerhebung, andere lieferten teils unvollständige Angaben (z.B. keine genaue Spezifizierung, aus welchen Ländern die Mitarbeiter mit Migrationshintergrund stammen). Insofern steht die Erhebung nicht repräsentativ für die Gesamtheit aller Mitarbeiter in den österreichischen Mainstream-Medien. Tendenzen lassen sich dennoch ablesen, denn die Aussendung basiert immerhin auf Informationen über 1716 Journalisten, die zu jener Zeit in 37 verschiedenen Mainstream-Medien tätig waren. Einige Ergebnisse möchte ich hier in tabellarischer Form darstellen (Migrationshintergrund umfasst hier erste und zweite Generation):

Journalisten mit Migrationshintergrund	**Im Ausland geboren**	**Nicht-österreichische Staatsbürgerschaft**
182 Personen	63 Personen	44 Personen
62 aus Deutschland	23 aus Deutschland	28 Deutsche, 10 Italiener

Daten: MSNÖ, Tabelle: JK

Tabelle 4.1. Von der MSNÖ erhobene Anzahl der Journalisten mit Migrationshintergrund (basierend auf 1716 Befragungen)

Es zeigt sich also bereits, dass — wenig überraschend — Journalisten mit Migrationshintergrund häufig deutsche Wurzeln haben. Wie oben bereits erwähnt, erhielt die MSNÖ nicht von allen 182 Personen, die angaben, Migrationshintergrund zu haben, auch Informationen darüber, aus welchem Land sie denn stammen. Hier seien exemplarisch einige der angegebenen Herkunftsregionen genannt (auch hier werden erste und zweite Generation zusammengefasst):

Deutschland	**Ex-Jugoslawien**	**Türkei**	**USA**	**Lateinamerika**	**Afrika**	**Asien**
62	14	6	7	5	6	13

Daten: MSNÖ, Tabelle: JK

Tabelle 4.2. Herkunftsländer der Personen mit Migrationshintergrund

Deutlich wird, dass die hierzulande großen Zuwanderergruppen (siehe 2.3) — mit Ausnahme der Deutschen — im Medienbereich unterrepräsentiert sind: Journalisten mit Migrationshintergrund aus dem ehemaligen Jugoslawien stellen nur 0,8 Prozent der im Zuge dieser Recherche befragten Journalisten, und jene mit Migrationshintergrund aus der Türkei gar nur 0,35 Prozent. Interessant ist, dass aber auch Menschen mit Migrationshintergrund aus Lateinamerika, Afrika oder Asien in Mainstream-Medien tätig sind, was man möglicherweise nicht vermuten würde. Allerdings sind sie nicht gleichmäßig verteilt: Die MSNÖ berichtet, dass neun der 37 Medien, die sich an der

Datenerhebung beteiligten, ausschließlich Menschen österreichischer oder deutscher Herkunft beschäftigen. Andererseits weisen die Autoren extra auf den Radiosender FM4 hin: „Eine für die österreichische Medienlandschaft besonders ‚bunte' Redaktion stellt der Radiosender FM4" (URL1).

Ein weiteres Beispiel ist die Zusammensetzung der Redaktion der Tageszeitung „Der Standard", die leider von der Datenerhebung der MSNÖ nicht erfasst wurde. Im Oktober 2009 wies der „Standard" in einem Artikel darauf hin, dass in der Redaktion Mitarbeiter mit Migrationshintergrund aus 25 verschiedenen Ländern beschäftigt sind (Prantner 2009:6). Zudem betreibt die Tageszeitung „Standard" die Website „dastandard.at", auf der Redakteure mit Migrationshintergrund Nachrichten für Migranten aufbereiten.

Erwähnenswert in diesem Kontext ist auch die 2011 gegründete „biber"-Akademie: Diese bietet eine zweimonatige journalistische Grundausbildung und richtet sich gezielt an Menschen zwischen 18 und 28 Jahren, die Migrationshintergrund haben. Die Jungjournalisten sollen auf die Arbeit in einer Zeitungs-, Magazin- oder TV-Redaktion vorbereitet werden. Die Agenda der „biber"-Akademie laut Eigendefinition: „Das Ziel der ‚biber'-Akademie ist es, die journalistische Elite der ‚Neuen Österreicher' zu rekrutieren und auszubilden" (URL4). Menschen mit Migrationshintergrund sollen nicht mehr bloß das Objekt der Berichterstattung sein, sondern selbst Berichterstatter werden. Auf der Homepage heißt es:

> Mehr als 1,5 Millionen Menschen in Österreich sind zugewandert oder kommen aus Familien, die ins Land eingewandert sind. […] Über sie liest man in Zeitungen und Magazinen, hört Berichte im Radio oder sieht Beiträge im Fernsehen. Nur in seltenen Fällen jedoch sind es Journalisten mit Migrationshintergrund, die derartige Artikel schreiben oder Beiträge gestalten. (URL4)

Im Anschluss an die zweimonatige Ausbildung bekommen die Absolventen der „biber"-Akademie ein zweimonatiges Praktikum in einem der großen Medienunternehmen in Österreich vermittelt (Kooperationspartner sind ORF, „Kurier", „Der Standard", „Die Presse", „Kleine Zeitung", „Heute" und „Wiener Zeitung").

Auch wenn man es möglicherweise nicht auf den ersten Blick vermuten würde, sind die Mainstream-Medien also ein Sektor des Arbeitsmarktes, in dem sehr wohl auch Menschen mit Migrationshintergrund arbeiten. Das bestätigt mir auch der aus Kamerun stammende Journalist und Medienkritiker Simon Inou, den ich zum ersten Mal im Jahr 2009 traf, um ein Experteninterview mit ihm zu führen. Inou engagiert sich dafür, dass mehr Menschen mit Migrationshintergrund im Journalismus Fuß fassen können. Er ist auch Gründer und Geschäftsführer der online-Medienplattform „M-Media"[5], und in dieser Funktion rief er im Jahr 2008 eine Kooperation von „M-Media" mit der Tageszeitung „Die Presse" ins Leben. Journalisten mit Migrationshintergrund gestalten im Rahmen dieser Zusammenarbeit wöchentlich eine Seite in der „Presse", wie Inou berichtet: „Das ist auch ein Erfolg. Es ist zum ersten Mal in der Geschichte

[5] „M-Media" ist laut Eigendefinition „eine Selbstorganisation von Migranten, die ihre Bilder in den Mainstream Medien selbst gestalten wollen" (URL6).

— in der Mediengeschichte in Österreich —, dass Migrantinnen und Migranten regelmäßig, jede Woche, für eine ganz große Tageszeitung schreiben."

Im März 2012 traf ich Inou erneut, um zu rekapitulieren, was sich in der Zwischenzeit verbesserte oder auch verschlechterte. Inou kritisiert einerseits, dass er Vielfalt in einigen Redaktionen — vor allem im Printsektor — nach wie vor vermisse. „Diversität wird hier eingeschränkt auf: der kommt aus dem Burgenland, der andere kommt aus der Steiermark oder aus Deutschland. Das war Diversität. Aber jemand der aus der Türkei kommt — das ist oft fremd in den Redaktionen." Andererseits ortet Inou in manchen Medien Fortschritte, was Diversität betrifft. Die Kooperation mit der „Presse" bestand zum Zeitpunkt des zweiten Experteninterviews nach wie vor. Diese Form der Zusammenarbeit hatte zwischenzeitlich tatsächlich bereits einigen Migranten den Weg in den Journalismus geebnet: „Dieses Jahr feiern wir fünf Jahre Kooperation. Und die Journalisten, die wir hier ausbilden, landen auch sehr, sehr oft in der ‚Presse'." Inou vermutet, in den kommenden Jahren werde man weitere entscheidende Fortschritte beobachten können: „In den letzten zehn Jahren hat man ganz genau bemerkt, dass das Feld sich öffnet. Die Chefredakteure sind sehr, sehr sensibilisiert, sie wollen auch etwas machen […]. Und es gibt immer mehr junge Menschen mit Migrationshintergrund sowie -vordergrund, die in dem Bereich etwas tun wollen." Auch er erlebte FM4 in dieser Hinsicht als offen und innovativ: „FM4 ist zu uns gekommen und hat gemeint, wir sollten FM4 helfen, mehr Migrantinnen zu suchen. Ich war dort: Drei Stunden lang haben wir einen Workshop gemacht, und danach haben sie begonnen, aktiv zu arbeiten."

Es zeigt sich also: Auch wenn es in der Öffentlichkeit oft noch nicht wahrgenommen wird, gibt es Menschen mit Migrationshintergrund, die in den Massenmedien in Österreich — sei es nun Radio, Fernsehen oder Printsektor — arbeiten. Migranten sind nicht mehr bloß Objekt der Berichterstattung: Manche von ihnen suchen den Weg in den Journalismus und werden selbst Berichterstatter. Während manche Redaktionen noch zögerlicher sind, was die Beschäftigung von Menschen mit Migrationshintergrund betrifft, zeigen sich andere offensiver: Gerade FM4 legt Wert auf Diversität innerhalb der Belegschaft, daher eignete sich der Radiosender FM4 auch als Forschungsfeld für mein Dissertationsvorhaben. In den folgenden Abschnitten 4.2 und 4.3 stelle ich mein Forschungsfeld FM4 näher vor.

4.2 Eckdaten zum Forschungsfeld FM4

Der Sender FM4 gehört zum Österreichischen Rundfunk (ORF). Am 16. Jänner 1995 ging FM4 um 19 Uhr erstmals auf Sendung: Das Jugendradio startete mit dem Song *Sabotage* der New Yorker HipHop-Formation „*Beastie Boys*".

FM4 wurde als Alternative zum konventionelleren, formatierten Popsender Ö3 — ebenfalls Teil des ORF — konzipiert: Laut dem damaligen ORF-Hörfunk-Intendanten Gerhard Weis sollte auf FM4 „Gegenwartskultur mit Anspruch" stattfinden. Wortlastige, alternative Magazine wie die „Musicbox" oder „ZickZack" wurden daher aus Ö3 ausgelagert, um den Popsender „leichter

hörbar“ zu machen. FM4 wiederum sollte ein breit gefächertes Programm bieten, das auch alternative Popmusik, Comedy, längere Wortbeiträge und Talksendungen umfasst.

Gerade bei der Auswahl der Musik brach FM4 mit den bis dahin üblichen Formatregeln: Der Sender spezialisierte sich nicht, wie meist üblich, auf einen bestimmten Musikstil, sondern brachte Musik von Britpop über Indie bis hin zu Metal, House, HipHop und vielem mehr. Bekannt wurde FM4 auch aufgrund seines Comedy-Programms: Die Kabarettisten Dirk Stermann und Christoph Grissemann gestalteten bereits ab 1995 Comedy-Shows auf FM4. Im Jahr 1996 kommentierten sie außerdem erstmals live die Übertragung des „Eurovision Songcontests“. Diese Form der Satire sollte schließlich zu einer der erfolgreichsten FM4-Aktionen werden.

Zunächst sendete FM4 nur zwischen 19.00 Uhr und 1.00 Uhr morgens, denn der Sender teilte sich die Frequenz mit dem englischsprachigen Sender „Blue Danube Radio“. Nach einigen Monaten — im Oktober 1995 — wurde die Sendezeit bis 6 Uhr morgens verlängert. Am 1. Februar 2000 um 6 Uhr morgens ging FM4 schließlich mit einem neuen Programmschema auf Sendung und startete seinen 24-Stunden-Betrieb. Das Programm wird seitdem dreisprachig — Englisch, Deutsch, Französisch — bestritten. Bis 15 Uhr sendet FM4 englischsprachiges Programm: Beliebt ist die „FM4-Morning Show“, die Wochentags zwischen 6 und 10 Uhr ausgestrahlt wird. Die Moderatoren sind englische *native speaker*. Zusätzlich gibt es englischsprachige Nachrichten zur vollen und deutschsprachige Nachrichten zur halben Stunde, sowie französische Schlagzeilen um 9.30 Uhr. Zwischen 10 und 12 Uhr läuft die Sendung „FM4-Update“, die ebenfalls von *native speakern* moderiert wird: Neben der Musik werden hier auch Berichte zu verschiedensten Themen wie Film, Musik und Veranstaltungen ausgestrahlt. Bis 14 Uhr folgt der ebenfalls englischsprachige „Reality Check“, eine Mittags-Info-Show, mit Hintergrundberichten zu den wichtigsten Nachrichten des Tages. Um 12.30 Uhr gibt es erneut französischsprachige Schlagzeilen. Zwischen 14 und 15 Uhr folgt schließlich eine Musiksendung mit FM4 DJs (Pressemappe 2011:9).

Die deutschsprachige Zone im Programm beginnt um 15 Uhr mit der Sendung „Connected“, die bis 19 Uhr on Air läuft. Hier geht es um Musik, Politik und sonstige Alltagsthemen. Bis 22 Uhr folgt die „Homebase“, die auf Musikberichterstattung (samt Live-Sessions) und Jugendkulturschwerpunkte (Trendsportarten, Film, gesellschaftspolitische Themen etc.) spezialisiert ist. Zwischen 22 und 0 Uhr folgen Wochentags die „FM4-Music-Specials“, die jeden Abend einem anderen Musikstil gewidmet sind (Pressemappe 2011:10–11).

Laut Eigendefinition in der Pressemappe versteht sich FM4 als „Kultursender für ein junges Publikum“, als „Fenster zur Welt, kosmopolitisch“ und als die „wichtigste Info-Quelle für avancierte und alternative Pop-Musik“ (Pressemappe 2011:2). Ob man nun diese Einschätzungen teilt oder nicht: FM4 ist mehrsprachig und hat im Gegensatz zu kommerziellen Radioanbietern einen vergleichsweise hohen Wortanteil. Auch die Auswahl der Musik unterscheidet sich von den meisten anderen Radiosendern, denn musikalisch definiert sich FM4 mittlerweile als „Alternative

Mainstream“: Unter diesen Begriff fallen Pop, Rock, Electronic, Dub, Britpop, HipHop, House, Soul, Reggae, Metal, Crossover etc. (Pressemappe 2011:3).

Daten aus dem zweiten Halbjahr 2010 besagen, dass FM4 eine Tagesreichweite von 6,0 Prozent erreichte. In Wien lagen sie in diesem Zeitraum mit einer Tagesreichweite von 7,1 Prozent sogar vor „Radio Niederösterreich“ (2,0), „Radio Arabella“ (4,4), „Radio Burgenland“ (1,0), „Antenne Wien“ (3,5) und „98,3 Superfly“ (2,7). Mit den Sendern „88,6 — der Musiksender“ (7,1) und Ö1 (7,8) lag FM4 gleichauf beziehungsweise annähernd gleichauf. Zum Vergleich: Der Marktführer Ö3 erreichte 35,4 Prozent (Pressemappe 2011:22–23). FM4 gibt es seit Juni 2000 übrigens auch online unter fm4.ORF.at. Die Website verzeichnete 2011 bis zu 2.300.000 *pageviews* sowie 122.000 Besucher pro Monat, was einer Monatsreichweite von 2,5 Prozent entspricht (Pressemappe 2011:5).

Was die Zusammensetzung der Belegschaft anbelangt, bat ich die FM4-Pressestelle im April 2013 um eine möglichst aktuelle Statistik: Diese besagt, dass zu jenem Zeitpunkt bei FM4 insgesamt rund 100 Mitarbeiter — Angestellte sowie freie Mitarbeiter — beschäftigt waren. Annähernd die Hälfte — nämlich 48 Personen — hatte Migrationshintergrund. Diese Zahl umfasst Mitarbeiter mit einer anderen als der österreichischen Staatsbürgerschaft, Mitarbeiter, die außerhalb Österreichs geboren wurden, sowie Mitarbeiter, von denen zumindest ein Elternteil Migrant ist. 35 Mitarbeiter waren im Ausland geboren, 13 in Österreich, hatten aber zumindest einen Elternteil, der aus einem anderen Land eingewandert war. Die Belegschaft hatte zu jenem Zeitpunkt Migrationshintergrund aus Irland, Ägypten, Großbritannien, USA, Kanada, Argentinien, Australien, Italien, China, Neuseeland, Tschechien, Barbados, Deutschland, Türkei, Bulgarien, Südkorea, Peru, Nigeria, Slowakei, Schweden, Holland und Ungarn.

4.3 Programmgestaltung und Personalrekrutierung bei FM4

Im September 2011 traf ich FM4-Chefin Monika Eigensperger, um mit ihr ein Experteninterview über ihren Sender zu führen. Wir sprachen über die Zusammensetzung ihrer Belegschaft, über die Philosophie, die hinter der Programmgestaltung steht, und auch darüber, warum sie Wert auf ein mehrsprachiges Programm legt. Zudem führte ich im Oktober 2012 ein Experteninterview mit Claus Pirschner, der als *diversity*-Koordinator für die Rekrutierung von Personal zuständig ist. Er gab mir Auskunft darüber, wie FM4 gezielt um Mitarbeiter mit Migrationshintergrund wirbt.

Wie in Abschnitt 4.2 gezeigt, beschäftigt FM4 relativ viele Mitarbeiter mit Migrationshintergrund. Ein vergleichsweise großer Anteil jener mit Migrationshintergrund — im April 2013 waren es 21 der oben erwähnten 48 Personen — sind, wie Eigensperger erklärt, englische *native speaker*. Dieser hohe Anteil ergibt sich erstens daraus, dass der englischsprachige Radiosender „Blue Danube Radio“ im Jahr 2000 eingestellt wurde, und einige der Mitarbeiter zu FM4 wechselten. Zweitens gilt bei FM4 das Prinzip, dass sowohl die englischsprachigen Nachrichten, als auch die Moderationen nur von *native speakern* gesprochen werden: „In unserem

Selbstverständnis ist uns das wahnsinnig wichtig. Dadurch habe ich jetzt, wenn man so will, aus England, aus Amerika — beziehungsweise: dem Commonwealth, um es so zu formulieren — überproportional viele Migranten", erklärt Eigensperger. Die Nachrichtensprache müsse perfektes Englisch sein, bei Moderationen sei Mischen erlaubt: „In der Konversation mit Gästen und in Interviewsituationen switchen alle. Also auch der Englisch sprechende ‚Morning-Show'-Moderator wird, wenn er einen Gast hat, und der sich besser ausdrückt auf Deutsch, auf Deutsch switchen." Eigensperger erklärt die Philosophie dahinter: „Wir betrachten das so, wie wenn ein Freundeskreis zusammen kommt, ein internationaler, und an einem Tisch sitzt und miteinander spricht. Da wird man höflichkeitshalber versuchen, die Sprache der gerade anwesenden Mehrheit zu sprechen, damit es alle verstehen."

Neben Deutsch, Englisch und Französisch noch andere Sprachen on Air einzuführen ist nicht geplant. Das hat einerseits praktische Gründe: Immerhin, so Eigensperger, könne im Zeitalter des Internets jeder ohnehin zu jeder Tages- und Nachtzeit jegliche Information in einer gewünschten Sprache abrufen. „Also wer dreht dann zum Beispiel um 14.30 Uhr auf, nur weil ich jetzt in der Sprache XY zwei Minuten eine Information bringe? Das macht kein Mensch, das wäre sinnlos." Andererseits wolle man keine Sprachinseln schaffen, und die Menschen dadurch wiederum auf ihre Nationalität oder Sprache reduzieren: „Was wir versuchen, ist, erstens einmal sehr *open minded* zu sein. Über den Tellerrand zu schauen, und ein Brückenkopf zu sein. Und eben nicht lauter Sub-Sub-Sub-Inseln zu schaffen, wo man letztendlich wiederum reduziert wird: zum Beispiel auf sein Geschlecht, auf seine sexuelle Orientierung, auf seine Nationalität." Die Unterteilung in zu viele Sprachinseln würde auch den Austausch bremsen. Eigensperger illustriert das folgendermaßen:

> Es bedeutet: Jetzt ist die feministische Sendung. Da hören ein paar zu. Dann kommt die türkische Sendung. Da hören andere zu. Man muss immer abdrehen und wieder aufdrehen. […] Es wird schon Hörer geben, die da wahnsinnig viel mitnehmen. Aber im Grundsatz spreche ich da ganz bestimmte Zielgruppen an, die sich für den Rest durchaus nicht interessieren. Und dass man ein Thema für alle thematisiert, um gemeinsam drüber zu reden — was ich für ganz wichtig halte —, ist dort in den Spartensendungen ziemlich sicher nicht der Fall. Allein deshalb: Wenn ich Kroatisch rede, dann werden nicht-Kroaten nicht verstehen, was jetzt gerade das Anliegen ist.

Die Frage, warum sie nicht auch andere Sprachen — etwa jene der großen Zuwanderergruppen in Österreich — einführen wolle, werde zwar manchmal an sie herangetragen. Sie gibt aber zu bedenken, dass die Angehörigen der zweiten und dritten Generation ohnehin Deutsch und Englisch verstehen, und sie fügt hinzu: „Die Personen, die wirklich nicht Deutsch können, und die auf die türkische Information angewiesen wären, die sind in einer Altersgruppe und in einem sozialen Umfeld, wo ich sie mit meinem Radioprogramm sowieso tausendprozentig nicht erreiche."

Ich frage sie, ob Migranten insofern Zielgruppe ihre Senders sind, als manche Immigranten, die nach Österreich kommen, Englisch besser beherrschen als Deutsch: „Da gibt's keine Messdaten, aber das ist sicher so. Also Menschen, die aus einem englischsprachigen Sprachraum

kommen, hören uns natürlich als Einstieg. […] Aber es ist sicher so, weil auch eMails oder Post oder auch Anrufe aus Neuseeland kommen, zum Beispiel. Mitunter hören uns die weiter, auch wenn sie dann zurückgehen."

Immer wieder kommt Eigensperger darauf zu sprechen, dass ihr Offenheit beim Zugang zu verschiedenen Themen sowie Respekt sehr wichtig sind. „Was auch bedeutet: Mir muss nicht alles gefallen — aber respektieren kann man es. Also dass da ein gewisser Respekt übermittelt wird, für unterschiedliche Auffassungen oder unterschiedliche kulturelle Vorlieben. Und ich glaube, dass uns das ganz gut gelungen ist." Wichtig sei, Menschen nicht nur auf eine Facette ihrer Persönlichkeit zu reduzieren — was Menschen mit Migrationshintergrund jedoch immer wieder passiere. Eigensperger spricht sich daher dafür aus, Migration nicht als etwas Außergewöhnliches, sondern als etwas Selbstverständliches in der gegenwärtigen Welt wahrzunehmen. „Die Themen Migration, Integration, eine hunderttausendprozentige anti-rassistische Einstellung, ein Thematisieren des Themenfeldes in einer völligen Selbstverständlichkeit: Das ist uns sehr wichtig. Zum Beispiel auch Expertinnen und Experten zu haben, die Migranten sind — die bei uns aber interviewt werden, weil sie *Experten* sind."

Was die Offenheit und den Zugang zu verschiedenen Themen betrifft, betrachtet Eigensperger die Vielfalt in der Redaktion als Vorteil: „Was ich wirklich empfinde, ist, dass diese vielfältige Landschaft eine extreme Bereicherung für den Sender ist. Also das ist für mich ein Kerngedanke." Bei der Auswahl der Mitarbeiter lege sie daher auch Wert auf Durchmischung. „Mein Standpunkt ist: Die grundsätzlichen Aufnahmekriterien sind für alle Mitarbeiter gleich. Und dort sollte man für Vielfalt sorgen." Sehr viele Bewerbungen erhalte sie zum Beispiel aus Deutschland: „Eine Gruppe, die medial nicht unterrepräsentiert ist, sag ich jetzt einmal. Also unser Bemühen ist schon so, dass wir unsere eigenen blinden Flecken immer wieder analysieren." Daher engagierte sie mit Pirschner auch einen FM4-internen *diversity*-Koordinator, denn: „Bestimmte Dinge ändern sich langsam, oder gar nicht. Es ist Beharrlichkeit notwendig, ja? Meine Mannschaft ist natürlich auch nicht so: Man setzt sich einmal zusammen, bespricht was — und dann passiert das Wunder." Wichtig sei, sich laufend selbst zu hinterfragen: „Warum habe ich diese Person eingeladen? Wie ist sie geeignet, qualifiziert? Mein *diversity*- und *gender-check*: Erfülle ich meine eigenen Ansprüche, die in der schönen Theorie existieren — oder habe ich es mir leicht gemacht?"

Diversity-Koordinator Pirschner berichtet unter anderem von seinen Erfahrungen bei der Personalrekrutierung. Er erklärt, dass es zwar redaktionsintern Vielfalt gebe, dass manche Herkunftsregionen dennoch unterrepräsentiert seien: „Wir haben Leute aus England, aus den USA, aus Kanada, aus dem arabischen Raum. Aber es fehlen uns die großen Gruppen aus Ex-Jugoslawien, Südosteuropa, und aus der Türkei — also die großen Gruppen in Österreich. Da haben wir wenige. Und deshalb haben wir gesagt: Wie können wir das ändern?" Die vielfältige Zusammensetzung der Redaktion sei aus mehreren Gründen wichtig:

> Zuerst aus einem ganz einfachen Grund: FM4 ist ein öffentlich-rechtlicher Sender, und öffentlich-rechtliche Sender haben die Pflicht, die Vielfalt der Bevölkerung abzubilden und zu repräsentieren. Und das tut man über die Art der Berichterstattung und der Themenauswahl, und man tut es über die Auswahl der Menschen, die hier arbeiten. Also ich empfinde es als eine pure, deutliche Ableitung aus dem gesetzlichen Auftrag heraus, Vielfalt abzubilden.

Zudem gehe es um die Hörerschaft des Senders: Immerhin habe FM4 die meisten Hörer in urbanen Gebieten, wo wiederum die meisten Menschen mit Migrationshintergrund leben. „Das heißt, in unseren Kerngebieten machen Menschen mit Migrationshintergrund die Hälfte der Bevölkerung aus. Es ist einfach ein normaler Schritt. Es ist nicht etwas Zusätzliches, sondern es ist Teil professionellen Arbeitens."

Wie in 4.1 erläutert kontaktierte er Experten wie etwa Inou, und gemeinsam wurde erörtert, wie man mehr junge Mitarbeiter mit Migrationshintergrund rekrutieren könnte. Pirschner erklärt, dass FM4 jeden Sommer eine zweimonatige Intensiv-Ausbildung anbietet: „Und da haben wir erstmals explizit vor zwei Jahren als Ergebnis der Arbeitsgruppe reingeschrieben, dass wir Leute mit Migrationshintergrund suchen. Hatte dann auch zur Folge, dass zwei von vier Migrationshintergrund hatten." Im Jahr darauf inserierten sie zusätzlich in Medien, die junge Erwachsene mit Migrationshintergrund häufig lesen, etwa in der Zeitschrift „biber". Ergebnis: „Heuer [2012; Anm.] haben wir das wieder gemacht, mit dem Ergebnis, dass wir heuer drei von vier mit Migrationshintergrund hatten. […] Das heißt, da sind wir jetzt ein Stück weitergekommen, indem wir das auch explizit so reingeschrieben haben. Das hat auch Leute angezogen."

Ebenso spielen Sensibilität und Diversität bei der Berichterstattung eine Rolle, wie Pirschner weiter ausführt. FM4-Mitarbeiter werden daher darauf geschult, in ihren Beiträgen darauf zu achten, Migranten nicht bloß zu Migrationsthemen zu interviewen: „Es soll auch eine Wirtschaftsexpertin mit Migrationshintergrund etwas zum Budget sagen — aber wirklich zum Budget, und nicht zum Thema Migration. Dass sie nicht auf das Thema Migration reduziert wird — und das machen wir auch nicht. Aber man muss drauf schauen, ja? Und auch, dass man das ausbaut." Ebenso könnten sich Redakteure mit Migrationshintergrund mit dem Thema Migration redaktionell beschäftigen — vorausgesetzt werde das aber nicht: „Die kommen dann und bringen teilweise erfrischende neue Zugänge mit, aber sie können auch kommen und hier arbeiten, und sich nicht mit Migration auseinandersetzen. Weißt du, das ist wichtig: dass man sie nicht wieder auf eine Insel setzt."

4.4 Biographisch-narrative Interviews: zur Wahl der Methode

Grundsätzlich gibt es, wie etwa Burgess anmerkt, keine eindeutigen Gesetze, wie Feldforschung auszusehen hat. Es hängt vom Forscher, vom Beforschten, von der Fragestellung, von den gesammelten Daten und von vielem mehr ab (Burgess 1982a:9). Wie eingangs in Kapitel 1 ausführlicher erklärt, stand im Hintergrund der Feldforschung die Frage, welchen Stellenwert meine Interviewpartner, die gemeinhin nicht als „typische Migranten" wahrgenommen werden,

ihrem Migrationshintergrund in ihren Biographien einräumen. Um diese Erfahrungen und Motive zu ergründen, stellen biographisch-narrative Interviews (z.B. Hermanns 1991; Hopf 1991) eine geeignete Methode dar. Biographien gelten in den Sozialwissenschaften als probates Mittel, um das Verhältnis eines Einzelnen und der Gesellschaft erfassen und verstehen zu können (siehe z.B. Dausien 1994, 1996; Rosenthal 1995). Ruokonen-Engler, die zu finnischstämmigen Migrantinnen forschte, bringt es folgendermaßen auf den Punkt: „Im Allgemeinen stellt das Konzept der Biographie ein alltägliches Ordnungsprinzip dar, das Auskunft über die Entstehung des Sozialen im Zusammenwirken von Individuum und Gesellschaft gibt" (Ruokonen-Engler 2012:95). Bereits Vertreter der Chicago School arbeiteten mithilfe von biographischen Erzählungen (Dausien 1994:133). Zwischenzeitlich ebbte das Interesse an der biographischen Forschung zwar etwas ab, danach stieg es aber wieder:

> Der in den 70er-Jahren einsetzende Boom biographischer Forschung hält weiter an; in den unterschiedlichsten Fachdisziplinen werden erzählte und niedergeschriebene Lebensgeschichten als Datenbasis verwendet. So versprechen sich Soziologen und Psychologen von biographischen Materialien (aus Interviews, Tagebüchern, Aufsätzen, Briefen) Einsicht in bestimmte Milieus und in die Perspektive der Handelnden; Anthropologen nähern sich auf diese Weise fremden Kulturen, und Vertreter der Oral History nutzen biographische Interviews als weitere Quelle für ihre Analyse historischer Epochen. (Rosenthal 1995:11)

Der Soziologe Michael von Engelhardt (2006), der Medien, Migration sowie Forschungen anhand der Biographie zu seinen Arbeitsschwerpunkten zählt, erklärt den zentralen Stellenwert, den das Erzählen beim Menschen einnimmt:

> Der Mensch lebt als „story telling animal" in einer erzählten und erzählenden kulturellen Lebenswelt. Durch Erzählungen wird dem Menschen das Wissen über die Welt vermittelt, werden die Erfahrungen im kollektiven und individuellen Gedächtnis aufbewahrt und weitergegeben, werden die Vorstellungen über die Zukunft entwickelt und mitgeteilt. Über Erzählen erfolgen der Austausch und die Vermittlung zwischen unterschiedlichen kulturellen Erfahrungsräumen und Sinnwelten. Im Erzählen vollzieht sich der Aufbau, die Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung der intersubjektiven und interkulturellen Lebenswelt der Menschen. Über Erzählen machen sich die Menschen gegenseitig bekannt, geben sich zu erkennen oder verbergen sich. (von Engelhardt 2006:95)

Insofern könne man, wie von Engelhardt argumentiert, der biographischen Erzählung einen besonderen Stellenwert einräumen: Immerhin ist die Wahrnehmung der Lebensgeschichte eines Menschen in Form einer Biographie ein zentraler Bestandteil unserer Gesellschaft. Die Geschichte der westlichen Moderne war sogar richtiggehend von der Herausbildung der Biographie als *der* dominanten Ordnung des menschlichen Lebens begleitet. Diese Durchsetzung vollzog sich parallel zur permanent fortschreitenden strukturellen und kulturellen Ausdifferenzierung: Die menschliche Biographie bildet ein personales — und somit auch übersichtliches — Gegenstück zur komplexen, ausdifferenzierten Gesellschaft. Dieses Durchsetzen der Biographie bedeutet auch, dass man im alltäglichen Leben immer von einem Rückblick auf die Vergangenheit sowie von einem Vorausblick in die Zukunft begleitet wird.

Dadurch erhält das Leben einen übersichtlichen biographischen Charakter (von Engelhardt 2006:95–96).

Der biographische Lebensvollzug und die biographische Narration sind eng miteinander verbunden und aufeinander bezogen, weshalb es auch kein Zufall ist, dass der Begriff Biographie auf beides anwendbar ist. Das biographische Erzählen ist ein konstruktiv-kreativer Vorgang, der meist unauffällig neben dem Alltagsleben mitläuft. Nimmt das Erzählen aber eine explizite Form an — wenn man etwa über sein Leben erzählen soll —, werden dabei meist einzelne Episoden, kleinere und größere Teilausschnitte und thematische Schwerpunkte behandelt. Diese Schilderungen sind mal implizit und mal explizit in einen mitgedachten größeren biographischen Horizont eingebettet. Das autobiographische Erzählen gründet auf der Fähigkeit des Menschen, sich zum Objekt seiner selbst machen zu können. Das biographische Erzählen ist eine kommunikative Interaktion, bei der es um die Beziehung des Erzählers zu seiner Geschichte, zu sich selbst und zu seiner sozialen Umwelt geht. Das biographische Erzählen ist quasi eine Interaktion zwischen dem erzählenden Ich der Gegenwart, dem erinnerten Ich der Vergangenheit und dem vorgestellten Ich der Zukunft (von Engelhardt 2006:97–101).

Die Erfahrungen, die nun von einem Menschen aus der biographischen Perspektive aus geschildert werden, sind also keineswegs „reine Ablagerungen des Erfahrenen“, wie es etwa Ruokonen-Engler (2012:97) formuliert — vielmehr gehe es um „einen reflexiven Prozess der Aneignung, bei dem die Lebenserfahrungen fortlaufend überarbeitet werden und sich als biographisches Wissen verdichten“ (Ruokonen-Engler 2012:97). Auch der Anthropologe David M. Fetterman unterstreicht die Aussagekraft von biographisch-narrativen Interviews: „Life histories of individuals can be particularly illuminating. One articulate individual may provide a wealth of valuable information“ (Fetterman 1998:9).

Da es nicht um die Überprüfung von vorab entworfenen Hypothesen oder von bereits existierenden Theorien geht, bietet sich die *Grounded Theory* (Glaser & Strauss 1998 [1967]) als methodologisches Konzept an, das im Hintergrund der Forschung steht: Es geht darum, welche Lebenserfahrungen die Interviewten machten, welche Erlebnisse ihnen besonders prägend in Erinnerung blieben, und so weiter. Aus den Ergebnissen der Interviews, kombiniert mit der Literatur-Recherche, sollen schließlich neue Erkenntnisse generiert werden. Die Psychologin und Sozialwissenschaftlerin Bettina Dausien merkt zur Forschung anhand biographischer Interviews und der Grounded Theory an: „Eine solche Forschungslogik bietet sich besonders für komplexe, auf Subjektivität und Handlungszusammenhänge bezogene Ansätze und für Forschungsprobleme an, bei denen Lebenserfahrungen und -wirklichkeiten untersucht werden sollen, über die (noch) keine ‚etablierten’ Theorien existieren“ (Dausien 1994:139). Das Ziel war es, aufbauend auf den narrativ-biographischen Erzählungen eine ethnographische Studie zu schaffen. Schließlich eignet sich die Ethnographie für verschiedenste Forschungsfelder: „The description may be of a small tribal group in an exotic land or a classroom in middle-class suburbia“ (Fetterman 1998:1).

Ethnographische Forschung, die auf informellen und tief greifenden biographischen Interviews aufbaut, erlaubt es, das Gefundene in aktuelle soziale, politische und ökonomische Vorgänge, aber ebenso in historische und globale Zusammenhänge einzubetten (La Pastina 2005:140–141). Auch Coman und Rothenbuhler betonen, dass ethnographische Forschung längst nicht mehr mit langen Reisen in ferne Gebiete, mit fremder Sprache, fremden Gebräuchen und Wertsystemen einhergehen muss. Sicherlich sei, wie sie einräumen, eine derartige Felderfahrung durch eine gewisse Mystik geprägt. Dennoch sehen sie keine Notwendigkeit, Mystik in ein Dogma zu verwandeln. Sie stufen eine Arbeit, basierend auf qualitativer Analyse von extensiven Interviews, als ethnographisch ein: „It can be labelled ethnographic in its efforts to understand participants' own experiences in their own terms, contextualized by the researcher's analysis of the situation" (Coman & Rothenbuhler 2005:3).

4.5 Vorbereitung der Interviews

Konversation ist eines der entscheidenden Elemente einer Feldforschung. Der Forscher muss einen Rahmen entwickeln, innerhalb dessen sich das Interview abspielt. Das Interview selbst muss flexibel sein, aber vom Forscher gelenkt werden (Burgess 1982d:107). Daher ist eine gute Vorbereit auf die Interviewführung nötig.

Der Bildungsforscher Ralf Bohnsack (2003) weist auf den Stellenwert von Konversation hin: Er kritisiert, dass Interviews durch die zunehmende Formalisierung oder Standardisierung immer häufiger zu Instrumenten werden — anstatt ein Kommunikationsmedium zu sein. Er empfiehlt, im Vorfeld zu überlegen, ob sich Beobachter und Beobachteter ohne weiteres verstehen können, oder ob sie verschiedenen sozialen Welten, Subkulturen oder Milieus angehören und unterschiedlich sozialisiert wurden. Denn: Selbst wenn man die gleiche Sprache spricht, heißt das nicht, dass man einander versteht. Je weniger gemeinsamen Hintergrund Interviewer und Interviewter haben — je weniger Erfahrungshintergrund die beiden verbindet —, umso schwieriger wird die korrekte Interpretation. Immerhin geht es darum, das Risiko des Missverstehens möglichst gering zu halten (Bohnsack 2003:17–19). Ebenso ist es wichtig, zum Beispiel mit Fachbegriffen aus der Lebenswelt des Interviewten vertraut zu sein (Burgess 1982d:108).

Was schließlich die konkrete Führung des Interviews angeht, empfiehlt Bohnsack, nach dem Motto „Weniger Eingriff schafft mehr Kontrollmöglichkeiten" vorzugehen:

> Die Fragestellung soll — wenn wir beim Interview bleiben — möglichst offen sein, sodass die Befragten die Kommunikation weitestgehend selbst strukturieren und damit auch die Möglichkeit haben, zu dokumentieren, ob sie die Fragestellung überhaupt interessiert, ob sie in ihrer Lebenswelt — man sagt auch: ihrem Relevanzsystem — einen Platz hat und wenn ja, unter welchem Aspekt sie für sie Bedeutung gewinnt. Die Befragten sollen selbst offen legen, wie sie die Fragestellung interpretieren, damit die Art und Weise, wie sie die Fragen übersetzen, erkennbar wird; und zugleich wird ihnen die Gelegenheit gegeben, das Thema in ihrer eigenen Sprache zu entfalten. Je umfassender dies geschieht, desto geringer ist die Gefahr, dass die Interviewenden oder auch diejenigen, die das Interview auswerten, die Befragten missverstehen. (Bohnsack 2003:20)

In diesem Fall handelt es sich um ein offenes Interview, im Gegensatz zu einem geschlossenen — oder: standardisierten — Interview. Folgt man der von Bohnsack geschilderten Methode, wird der Interviewte mit offenen Fragen dazu gebracht, selbst anzuzeigen, was für ihn in welcher Weise relevant ist. Der Interviewer wiederum folgt den Schilderungen des Befragten und fragt gegebenenfalls ergänzend nach. Im Anschluss werden, wenn nötig, noch nicht behandelte Bereiche angesprochen (Bohnsack 2003:20).

Anders ausgedrückt: Im einem derartigen offenen Interview kann der Befragte in seiner eigenen Sprache und seinem Symbolsystem antworten, und er kann den Themenbereichen seine eigene Gewichtung geben. Jedenfalls ist es hilfreich, den Interviewten Spielraum zu lassen: So kann es zum Beispiel dazu kommen, dass sie Themen einbringen, nach denen man als Forscher von vornherein gar nicht gefragt hätte (Whyte 1982:111).

Man kann in diesem Kontext von einer „kontrollierten Methode des Fremdverstehens" (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2008:30) sprechen: Die der Kommunikation eigenen Besonderheiten werden dabei nicht ausgeblendet, sondern bewusst miteinbezogen. Dabei tritt auch die Lebendigkeit der Sprache zutage: Die Erforschten stellen Sachverhalte oder Probleme in ihrer eigenen Sprache und in ihrem eigenen Relevanzsystem dar. Einzeläußerungen können in der Transkription anschließend in dem Kontext betrachtet werden, den der Erforschte *selbst* hergestellt hat. Hier geht es also nicht, wie bei der standardisierten Methode, um eine Vorab-Kontextuierung durch den Forscher. Die Äußerung eines Interviewpartners wird eingebettet innerhalb seiner *eigenen* Schilderung untersucht, und nicht im Kontext eines im Vorfeld verfassten Fragebogens (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2008:30–31)

Hilfreich bei der Vorbereitung auf die Interviewführung ist außerdem *Life History and Personal Narrative* (Powles 2004): Dieser Artikel handelt zwar von der korrekten Gesprächsführung mit Flüchtlingen, liefert dabei aber auch allgemeingültige wertvolle Hinweise, was den sensiblen Umgang mit Interviewpartnern betrifft.

4.6 Zugang zum Forschungsfeld

Zu Beginn der Feldforschung stellte sich natürlich die Frage, wie ich Zugang zu den Menschen bekomme, die ich interviewen möchte. Eine Möglichkeit ist die, als erstes den Chef des Unternehmens anzusprechen, um so Zugang zu den Mitarbeitern zu bekommen (Burgess 1982b:16–17). Dieser Zugang schien auch meinem Forschungsvorhaben angemessen, und ich suchte zuerst Kontakt zu Senderchefin Eigensperger. Wir führten ein Experteninterview über den Sender (siehe 4.3), und besprachen anschließend, wie ich Kontakt zu ihren Mitarbeitern aufnehmen könnte. Eigensperger brachte mich zuerst mit Jenny Blochberger, ihrer Mitarbeiterin für Öffentlichkeitsarbeit, in Kontakt. Blochberger wiederum schickte in der FM4-Redaktion im Abstand von einigen Monaten zwei eMails mit dem Hinweis aus, eine Migrationsforscherin suche Interviewpartner. Auf Blochbergers erstes eMail meldeten sich sechs Personen, auf ihr zweites Schreiben meldeten sich erneut drei Personen. Zu allen weiteren Interviewpartnern kam ich über

das Schneeballsystem: Ich fragte bei meinen Interviews, ob mir mein jeweiliges Gegenüber weitere Kollegen aus der FM4-Redaktion als Interviewpartner empfehlen könnte.

Ich habe mit fast allen meiner Gesprächspartner per eMail Kontakt aufgenommen, nur eine Person habe ich telefonisch um einen Interviewtermin gebeten. Auf zwei eMails mit Interview-Anfrage erhielt ich keine Antwort, und zwei Personen antworteten mir, dass sie keine Zeit hätten, Interviews zu geben. Alle anderen haben rasch reagiert und zugesagt, sich mit mir zu treffen. Bloß meine letzte geplante Interviewpartnerin sagte mir krankheitsbedingt in der Endphase meiner Feldforschung kurzfristig ab.

Nach Abschluss meiner Feldforschung hatte ich schließlich 19 biographisch-narrative Interviews. Meine Interviewpartner haben Migrationshintergrund aus Argentinien, Ägypten, Südkorea, Deutschland, Kanada, Großbritannien (Schottland und England), USA, Neuseeland, Ungarn, Peru, Bulgarien und der Türkei. Sie arbeiten bei FM4 als Moderatoren, Redakteure, Nachrichtensprecher, Kolumnisten, Produzenten, im Marketing und in der Öffentlichkeitsarbeit. Zwei von ihnen waren außerdem bereits in Pension. Zudem führte ich vier Experteninterviews (eine chronologische Auflistung aller Interviews findet sich in Abschnitt 9.5). Zusätzlich schrieb ich ein Forschungstagebuch, das alle Überlegungen und Beobachtungen zur Feldforschung enthält.

Im Vorfeld klärte ich mit meinen Interviewpartnern ab, wofür ich die Interviews verwende. Nach den Interviews erhielt jeder meiner Gesprächspartner ein wortwörtliches Transkript. Jeder hatte die Möglichkeit, Passagen zu anonymisieren, zu streichen oder zu ergänzen. Denn Transparenz und gegenseitiges Vertrauen sind eine wichtige Basis für derartige Interviews:

> Dies gilt in erster Linie für die bei biographischen Methoden besonders sensible Interviewsituation (Transparenz, Klarheit bezüglich der Beziehung zwischen Forscherin und Informantin, Respekt gegenüber der biographischen Intimsphäre der Interviewpartnerinnen, Gestaltung der Rahmenbedingungen wie Zeit, Ort, Tonbandaufnahme usw.), aber auch für den späteren Umgang mit den erhobenen Interviews (Datenschutz, Anonymisierung, Feedback usw.) und die Kontrolle der subjektiven Haltung der Forscherinnen im Interpretationsprozess. (Dausien 1994:143)

Die Gespräche fanden in Büros, in Privatwohnungen oder in Lokalen in Wien statt. Alle Interviews wurden lange, tiefgreifend, reflektierend und persönlich. In einigen Fällen kam es nach den Interviews noch zu einem weiteren Gedankenaustausch per Telefon oder eMail. Falls gewünscht, konnten meine Interviewpartner auch anonym bleiben, wobei nur eine Person angab, unter einem Pseudonym aufscheinen zu wollen.

Vor dem Beginn der Tonbandaufzeichnung klärte ich alle Formalitäten, stellte mich und mein Forschungsprojekt vor, und beantwortete alle noch offenen Fragen vonseiten meiner Gesprächspartner. Die Wahl der Sprache überließ ich meinen Interviewpartnern: Insgesamt führte ich sieben Interviews auf Englisch, alle anderen auf Deutsch. Zu Beginn stellte ich eine zur jeweiligen Situation passende „erzählgenerierende Anfangsfrage“ (Girtler 1984:156; Hopf 1991:178), und ich ließ meine Gesprächspartner so lange sie wollten frei sprechen. Danach stellte ich gezielte Fragen, etwa zu Dingen, die unklar oder unerwähnt geblieben waren. Freilich ist es

unterschiedlich, wie lange jemand frei spricht. Während manche Menschen sehr lange sehr viel erzählen, sind andere eher zurückhaltend, und brauchen unter Umständen einige ermutigende Bemerkungen oder Nachfragen. Zwei meiner Gesprächspartner gaben außerdem an, lieber ein klassisches Frage-und-Antwort-Interview führen zu wollen, weil sie sich unwohl dabei fühlten, so lange frei zu sprechen. In diesen Fällen respektierte ich dieses Anliegen selbstverständlich, und ich orientierte mich bei diesen Gesprächen an der Methode, wie sie in *The Life Story Interview* von Atkinson (1989) geschildert wird. Der Qualität des Interviews tat das selbstverständlich keinen Abbruch.

Auf die biographischen Interviews folgte zum Abschluss ein kurzer teilstandardisierter Abschnitt, in dem ich anhand eines Leitfadens Fragen stellte (siehe z.B. Fetterman 1998:38). In diesem Teil des Gesprächs fragte ich nach, was meine Interviewpartner unter „Integration" verstehen. Immerhin ist Integration ein nahezu allgegenwärtiger Begriff, wenn es um Migration geht. Da zum Beispiel auch Glaser und Strauss anmerken, Forschungsergebnisse sollten für praktische Anwendungen brauchbar sein (Glaser & Strauss 1998:13), hoffte ich, möglicherweise auf Hinweise zu stoßen, was Betroffene — also Menschen mit Migrationshintergrund — unter Integration eigentlich verstehen. Ebenso sprach ich meine Gesprächspartner in ihrer Funktion als Medienmitarbeiter an: Ich fragte, wie man die Repräsentation des Themas Migration in den Medien ihrer Ansicht nach verbessern könnte.

4.7 Transkription und Auswertung

Wiewohl eine genaue Transkription unabdingbar ist, so droht ein übergenaues Niederschreiben (beispielsweise: wie viele Sekunden eine Pause dauert, oder wie oft jemand „ähm" sagt) „in Fetischismus auszuarten" (Flick 1991:161). Das bedeutet: Ich habe alle Interviews wortwörtlich von Anfang bis Ende transkribiert, ich habe aber unnötige Wortwiederholungen, Versprecher oder Füllwörter wie „hm" und „äh" weggelassen. Diese Details sind für meine Forschungsfragen nicht relevant und hätten die Texte bloß schlechter lesbar gemacht. Nachdenkpausen, Lachen und andere auffällige Geräusche habe ich in Klammern vermerkt. Nach dem Transkribieren all meiner Interviews hatte ich schließlich Material im Ausmaß von 779 A4-Seiten (Zwölf-Punkt-Schrift, Zeilenabstand 1,5) zur Verfügung: 698 Seiten davon entfielen auf die biographisch-narrativen Interviews, die restlichen 81 Seiten auf die Experteninterviews.

Bei der Interpretation meiner Daten habe ich mich, wie in Kapitel 1 bereits erwähnt, an *Denkverbote gibt es nicht! Vorschlag zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten* von Jaeggi et al. (1998) und der darin geschilderten Methode des Zirkulären Dekonstruierens orientiert. Um die Nachvollziehbarkeit zu erleichtern, möchte ich die Methode hier kurz skizzieren: Jaeggi et al. empfehlen zur Auswertung eines Interviews sechs Schritte. Als erstes formuliert man ein Motto für den gesamten Text: Das kann ein treffendes Zitat aus dem Text sein, oder auch ein prägnanter Satz, der einem selbst dazu einfällt. Das erleichtert die Zuordnung der Texte zu den jeweiligen Interviewpartnern. Danach folgt eine zusammenfassende

Nacherzählung: Dieser Text soll das Wesentliche des Gesprächs enthalten, jedoch maximal zwei Seiten lang sein. Die strenge Disziplinierung zur Kürze hilft dabei, erste Interpretationsschwerpunkte zu setzen, die so wiederum der Reflexion zugänglich werden.

Dritter Schritt ist die Erstellung einer Stichwortliste: Jaeggi et al. empfehlen, hier auffällige, gehaltvolle und hervorstechende Worte sowie kurze Zitate in Form einer Liste anzuführen. Das soll den Text weiter straffen und überschaubar machen. Bei sehr langen Interviews — wie es biographische Interviews sind — raten sie zudem, Stichwortlisten nur zu bestimmten Passagen zu machen, die sich auf die zentralen Interessensschwerpunkte beziehen. Ich habe mich dazu entschieden, alle wesentlichen Zitate aus den Interviews herauszukopieren, und so im Prinzip Kurzformen der Interviews geschaffen. Diese Stichwortlisten lieferten mir auf einen Blick alle Aussagen, die für die jeweiligen Themenblöcke meine Arbeit relevant sind, und die ich auch großteils in direkter oder indirekter Rede in verschiedenen Abschnitten der vorliegenden Arbeit wiedergebe.

Schritt Nummer vier ist das Erstellen eines Themenkatalogs: Hier gilt es bereits, etwas zu abstrahieren, denn hier werden aus der Stichwortliste Themenbereiche extrahiert. Die jeweiligen Themen werden unter Oberbegriffen zusammengefasst. Diese Begriffe können schon als eine Art von „Vor-Kategorien“ verstanden werden, die helfen, die weitere Auswertung zu strukturieren. Obwohl alle Gespräche unterschiedlich verliefen, kristallisierten sich interessanterweise bald mehrere Themenblöcke heraus, die in allen Interviews in irgendeiner Form zur Sprache kamen. Ich ordnete die Themenblöcke den (sicherlich nur sehr allgemein auf den Inhalt hinweisenden) Oberbegriffen „Mehrsprachigkeit“, „Anders sein?“, „Fremdenfeindlichkeit“, „Zugehörigkeits- & Identitätsfragen“, „Transnationale Aktivitäten“, „Anmerkungen zur Integrationsdebatte“ sowie „Anmerkungen zum Medienbereich“ zu. Das heißt, jeder Themenkatalog enthielt diese Themenblöcke in dieser Reihenfolge, wobei es natürlich bei jedem zu unterschiedlichen Gewichtungen kam: Während zum Beispiel eine Person sehr viel über das Thema Mehrsprachigkeit zu berichten hatte, redete ein anderer lange über das Gefühl, „anders“ zu sein, und so weiter.

Schritt fünf ist die Paraphrasierung: Sie ähnelt der Nacherzählung des Interviews, wird aber ergänzt durch die gedankliche Vorstrukturierung, die im Themenkatalog geschehen ist. Auf der Grundlage des Katalogs kann man Themen zusammenfassen, oder eines der Themen in den Mittelpunkt stellen und ausdifferenzieren — ich stellte kein Thema in den Mittelpunkt, sondern ich erarbeitete mehrere Themen, die sich herauskristallisierten, und stellte sie nebeneinander. Dass man sich in dieser Methode immer wieder mit dem Transkript des Gesprächs auseinandersetzt, ist sehr hilfreich, da man so immer wieder auf interessante Aspekte stößt oder neue Zusammenhänge erkennt. Schritt sechs ist schließlich, die zentralen Kategorien zu erstellen, die aus den vorangegangen Arbeitsschritten entstehen. Die Auswertung eines einzelnen Interviews steht in diesem Modell nun am Endpunkt. Danach folgt das Zusammenführen der Erkenntnisse aus allen Interviews.

Im den folgenden Kapiteln, in denen die empirischen Ergebnisse meiner Forschung vorgestellt werden, achte ich außerdem darauf, immer wieder wörtliche Zitate zu verwenden, denn: „Verbatim quotations are extremely useful in presenting a credible report of the research. Quotations allow the reader to judge the quality of the work — how close the ethnographer is to the thoughts of natives in the field — and to assess whether the ethnographer used such data appropriately to support the conclusions" (Fetterman 1998:12). So verleihe ich also meinen Interviewpartnern eine Stimme — außerdem könnte ich viele Sachverhalte nicht besser auf den Punkt bringen, als es meine Gesprächspartner taten. Was das Formale anbelangt, integriere ich alle Zitate, die bis zu vier Zeilen lang sind, in den Lauftext. Längere Zitate setze ich mit beidseitiger Einrückung und einfachem Zeilenabstand in die Zehn-Punkt-Schrift.

4.8 Vorstellung der interviewten Radiomitarbeiter

Abschließend möchte ich an dieser Stelle einen Überblick über den Verlauf meiner Feldforschung geben. Ich skizziere, wie sich die Gruppe meiner Interviewpartner schlussendlich zusammensetzte, indem ich alle mit knappen Worten vorstelle.

Hier sei folgende Anmerkung vorausgeschickt: Wenn oben von 779 A4-Seiten an Interview-Transkripten die Rede ist, dann möchte ich darauf hinweisen, dass die gesamte Datenmenge nur mir zugänglich ist. Ob es sich nun um ein Experteninterview oder um ein biographisch-narratives Interview handelte: Jeder meiner Interviewpartner bekam ein Transkript unseres Gesprächs, Einsicht in alle Dokumente hatte und habe jedoch ausschließlich ich.

Die Veröffentlichung der biographisch-narrativen Interviews im Anhang der Arbeit ist — abgesehen vom Umfang — aus mehreren Gründen nicht möglich: Es wäre nicht im Sinne des Datenschutzes und entspräche auch nicht dem respektvollen Umgang mit persönlichen Informationen. Schließlich liegt es in der Natur der Sache, dass in manchen Gesprächen Dinge erzählt werden, die zu privat sind, um sie abzudrucken: Zum Beispiel, wenn sie mir als Hintergrundinformation gesagt werden, damit ich einen Zusammenhang besser verstehe. Gleichzeitig fügt der Interviewte jedoch hinzu, ich möge diese Passage bitte nicht veröffentlichen. Aber auch andere Fakten — etwa zu familiären Umständen oder zum Wohnort — können schlicht zu privat für eine Veröffentlichung sein.

Ebenso könnte man eine Aussage, die jemand in einer entspannten Gesprächssituation salopp oder scherzhaft macht, aus dem Zusammenhang reißen und gegen den Sprecher verwenden. Einige meiner Interviewpartner arbeiten immerhin als Berichterstatter des öffentlich-rechtlichen Rundfunks: Sie sollen nicht Gefahr laufen, dass ihnen in Folge der Veröffentlichung irgendwelche Nachteile in ihrem Beruf erwachsen. Man soll ihnen zum Beispiel nicht den Vorwurf machen können, sie seien befangen, einseitig vorbelastet, oder aus sonst einem Grund nicht dazu geeignet, über irgendein Thema unabhängig zu berichten.

Um die Forschungsergebnisse nachvollziehbarer zu machen, und dennoch die Privatsphäre meiner Gesprächspartner zu wahren, habe ich mich entschieden, die interviewten

Radiomitarbeiter in den folgenden Abschnitten 4.8.1 und 4.8.2 kurz vorzustellen: Wie heißen sie, welche Funktion besetzen sie bei FM4, und wie stellt sich ihr Migrationshintergrund dar? Ich stelle zuerst jene vor, die selbst migrierten, und danach jene, deren Eltern Migranten sind, oder die im Kindesalter nach Österreich kamen. Die Vorstellungen folgen jeweils in jener Reihenfolge, in der ich auch die Interviews geführt habe. So erhält man einen Überblick, wann ich mit wem gesprochen habe, und wie sich Mobilität, Migrationsmotive und familiärer Hintergrund bei den einzelnen Personen darstellen.

In Abschnitt 9.6 finden sich zudem jene zweiseitigen Zusammenfassungen aller biographisch-narrativen Interviews, die ich als Schritt Nummer zwei im Zuge der Interviewanalyse erstellte (siehe 4.7). Diese beinhalten die wichtigsten Passagen aus den einzelnen Gesprächen, und sie spiegeln die jeweiligen Schwerpunkte wider. Selbstverständlich habe ich alle Zusammenfassungen an die Betroffenen geschickt, um sie vor der Veröffentlichung autorisieren zu lassen, und um so sicherzugehen, dass jeder mit den Daten und Informationen, die darin über ihn veröffentlicht werden, einverstanden ist. Ich habe meinen Korrektor, einen erfahrenen Journalisten, außerdem gebeten, beim Korrigieren der Interview-Zusammenfassungen darauf zu achten, ob diese Informationen enthalten, mit denen man den Interviewten in irgendeiner Hinsicht schaden könnte.

4.8.1 Interviewpartner, die selbst migrierten

Mein Interviewpartner **Rainer Springenschmid**, den ich im Jänner 2012 traf, berichtet, dass er in seinem Leben mehrmals zwischen Deutschland und Österreich migrierte. Geboren ist er in Wien. Im Alter von viereinhalb Jahren zog er mit seiner Familie nach Bayern, da sein Vater einen Lehrstuhl an der dortigen Technischen Universität bekam. Springenschmid wuchs in Deutschland auf. Nach seinem Schulabschluss studierte er — mit einer Unterbrechung — in Salzburg Publizistik und Politikwissenschaften. Zudem jobbte er im Sozialbereich. Nach der Einführung der Privatradios in Österreich ergriff er die Chance, in den Journalismus zu wechseln. Er zog von Salzburg nach Wien, und arbeitete als Redakteur bei „Antenne Wien“, bei „Radio Wien“ und schließlich bei FM4.

Im Februar 2012 traf ich **Riem Higazi**, bekannt vor allem als Moderatorin und *station voice* von FM4 (das bedeutet, dass sie die meisten der Jingles spricht). Ihr Vater ist Ägypter, der in den 1960er-Jahren in Wien studierte und dort ihre Mutter, eine Waldviertlerin, kennenlernte. Da sich ihr Vater in Ägypten bessere Berufschancen erhoffte, zog das Paar nach Kairo, wo auch Higazi zur Welt kam. Da ihrem Vater die politische Situation zu jener Zeit in Ägypten jedoch zusehends unsicher schien, und er seine Tochter nicht in diesem Umfeld aufwachsen sehen wollte, suchte er bei der australischen sowie der kanadischen Botschaft um Einreiseerlaubnis an. Kanada zeigte sich Einwanderern gegenüber aufgeschlossener: „So, me and my brother ended up freezing our asses off instead of spending time at the beach in Australia“, erzählte sie lachend. Im Alter von eineinhalb Jahren kam Higazi nach Kanada, wo sie — mit einer Unterbrechung — auch

aufwuchs. Im Volksschulalter lebte sie eineinhalb Jahre bei ihrer Großmutter im Waldviertel, danach kehrte sie nach Kanada zurück. 1989 zog sie nach Paris, um dort als Au-pair zu arbeiten. Danach ging sie nach Wien, um Journalismus und Psychologie zu studieren. 1993 begann sie schließlich beim ORF zu arbeiten. Von 1996 bis 2002 lebte sie in London, wo sie für diverse Medien arbeitete, aber auch dem ORF Beiträge lieferte, danach kehrte sie nach Wien zurück.

Im April 2012 traf ich **Christian Holzmann**, Mitarbeiter und Webhost der Musiksendung „House of Pain". Holzmann ist in Kärnten geboren und aufgewachsen. Nach seinem HTL-Abschluss Mitte der 1980er-Jahre migrierte er relativ spontan von Österreich nach Mannheim in Deutschland, da er dort einen Job fand. Er arbeitete als Programmierer für Automatisierungstechnik. Nach elf Jahren kehrte er nach Österreich zurück und übersiedelte nach Wien. Dort arbeitete er als Redakteur für die Reality-Show „Taxi Orange" des ORF. Kurz darauf suchte man beim ORF einen Programmierer. Er bewarb sich für die Stelle und bekam sie: „Über ‚Taxi Orange' davor hab ich den damaligen Web-Chef von FM4 gekannt, und der hat dann gefragt: Willst du die ‚House of Pain'-Themen auf der Website abdecken? Und so ist das ganze eigentlich passiert." So kann er neben seinem Job als Programmierer sein Interesse für Musik auch beruflich einbringen. „Ich sag es mal so: Ich muss jetzt nicht unbedingt davon leben, weil dafür ist der Markt einfach zu klein in Österreich, wenn du dich mit Metal Musik beschäftigst. Aber ich kann es trotzdem auf eine professionelle Art und Weise betreiben."

Im Mai 2012 interviewte ich **Joanna Bostock**: Den Großteil ihrer Kindheit und Jugend verbrachte sie in Edinburgh. Als sie etwa sechs Jahre alt war, zog sie mit ihrer Familie für zwei Jahre nach Colorado, USA, wo ihr Vater eine Stelle als Wissenschaftler innehatte, danach kehrte die Familie nach Großbritannien zurück. Nach ihrem Schulabschluss studierte sie in London Französisch, und im Zuge ihres Studiums verbrachte sie ein Jahr in Frankreich. 1988 kam sie zum ersten Mal nach Österreich, seit 1989 lebt sie hier. Bei „Blue Danube Radio" begann sie als Sekretärin zu arbeiten. Sie stieg auf zur Chefsekretärin, danach wechselte sie ins Nachrichten-Team: „And in the beginning of 2011, when a colleague retired, I took his place, as sort of editor — managing-editor — of a program on FM4. So I went from news to that. There has been something that has sort of taken me further. So I am totally lucky in that respect", erzählte sie. 2008/2009 verbrachte sie im Zuge ihrer Bildungskarenz außerdem ein Jahr in Edinburgh, wo sie an der Universität ihren Master in International and European Politics machte.

Im Juni 2012 traf ich **Julia Barnes**, die mir in weiterer Folge ein Interview mit ihrem Kollegen **Joe Remick** im selben Monat vermittelte. Beide sind Journalisten und Nachrichtensprecher. Barnes, gebürtige Engländerin, wuchs in Buckinghamshire auf. Bereits als Jugendliche wollte sie entweder Journalistin oder Rechtsanwältin werden, weil sie, wie sie erzählt, einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn hat. Schließlich entschied sie sich, eine Karriere als Journalistin anzustreben: „I decided as a journalist I had more power than as a lawyer." Im Alter von 16 Jahren schrieb sie neben der Schule für eine lokale Zeitung, und nach ihrem Schulabschluss absolviert sie eine Ausbildung zur Journalistin. Sie arbeitete sowohl im

Journalismus als auch in der Public-Relations-Branche. 1993 lernte sie in England einen Wiener kennen, im Jahr darauf zog sie zu ihm nach Wien. Noch im selben Jahr begann sie als freie Mitarbeiterin für „Blue Danube Radio“ zu arbeiten, später wechselte sie zu FM4.

Joe Remick ist gebürtiger Amerikaner. Er wuchs in einer Kleinstadt in Illinois auf. Einige seiner Vorfahren stammten aus Deutschland, andere aus Irland. Sie kamen vor dem Ersten Weltkrieg nach Amerika, und wie viele andere Einwanderer zu jener Zeit arbeiteten sie als Kohlengrubenarbeiter oder für die Eisenbahn. Seine deutschstämmige Großmutter gehörte einer großen Familie an, und bei Zusammenkünften dieses Zweigs der Familie wurde Deutsch gesprochen: „And it was like the secret language among them, you know? So I was always curious about that.“ Das motivierte ihn, Deutsch und Geschichte zu studieren, und im Rahmen eines Austauschprogramms der Universität kam er in den frühen 1980er-Jahren zum ersten Mal nach Österreich. Danach schloss er sein Studium in den USA ab und arbeitete als Journalist für lokale Zeitungen und Radiosender. Schließlich ließ er sich von seiner damaligen Freundin dazu überreden, nach Österreich zurückzukehren. Er unterrichtete Englisch an zwei Schulen. Nach einiger Zeit des Unterrichtens wollte er wieder als Journalist arbeiten, und er zog in Erwägung, in die USA zurückzukehren. Doch er kam zufällig mit einer Frau in der Straßenbahn ins Gespräch und erfuhr von einer freien Stelle bei „Blue Danube Radio“: „It was on the 43-Tram [Straßenbahn, Anm.] from Hernals to Schottentor. If I had gotten on the next Tram, or the Tram before, my life would be different.” Er bekam die Stelle bei „Blue Danube“, später wechselte er zu FM4.

Während der Sommermonate gestaltete es sich komplizierter, Interviewtermine zu vereinbaren, doch Ende August schaffte ich es schließlich, ein Treffen mit der Journalistin und Nachrichtensprecherin **Joanna King** zu arrangieren. King ist in Neuseeland geboren und aufgewachsen. Nach ihrem Studium der English Literature arbeitete sie für eine Fernsehstation in Neuseeland, für die sie unter anderem Drehbücher verfasste. Im Alter von 28 Jahren beschloss sie, ein halbes Jahr lang durch Europa zu reisen. Ihre letzte Station — die Stadt Istanbul — begeisterte sie. Sie kehrte nach Neuseeland zurück, entschied aber bald, nach Istanbul zu ziehen, wo sie schließlich dreieinhalb Jahre lang leben sollte. Danach migrierte sie nach Wien. Sie begann, für „Radio Österreich International“ zu arbeiten, später war sie für FM4 tätig.

Den Journalisten und Moderator **Victor Turner** (auf seinen Wunsch handelt es sich hierbei um ein Pseudonym) traf ich schließlich im September 2012. Turner wuchs im Südosten Englands auf. Nach seinem Schulabschluss wollte er neben Französisch eigentlich Spanisch studieren, doch der Spanisch-Professor wurde gefeuert. Er entschied sich, stattdessen Deutsch zu studieren, unter anderem deshalb: „I came to Austria quite a lot as a kid because my dad is obsessed with skiing. When I say obsessed: he is really obsessed. So I already knew what the street signs said, you know (lacht).” Während seines Studiums verbrachte er ein halbes Jahr in Paris und einige Monate in Steyr in Oberösterreich, wo er Englisch unterrichtete. Bereits als Kind wollte er aber Journalist werden: „Well, I wanted to be Indiana Jones or a journalist. But the older I got the less realistic it

seemed to be Indiana Jones. So I went for journalism instead." Nach seinem Studienabschluss ging er für neun Monate nach Ghana, um dort für eine Radiostation als Volontär zu arbeiten. Nach diesem Volontariat überlegte er, nach England zurückzukehren, die dort verfügbaren Jobs erschienen ihm jedoch nicht sonderlich attraktiv. Er beschloss, zunächst erneut Englisch zu unterrichten. Diesmal wollte er jedoch in die Berge: „I was obsessed with the fantasy about living for one year in a real mountain village. So I applied to do the same thing in Tyrol." Im Schuljahr 2001/2002 arbeitete er in Reutte in Tirol. In Österreich begann er FM4 zu hören: „And I really liked FM4, I fell in love with it. I thought here is a radio station that takes young people seriously, which is unusual. […] I thought this was a great thing and I liked the music. So I applied on the off chance." Er erhielt den Job und übersiedelte nach Wien.

Im Oktober 2012 führte ich ein Interview mit **Murray G. Hall**, der neben seiner Karriere als Wissenschaftler als Journalist und Nachrichtensprecher für den ORF arbeitete. Hall stammt aus Winnipeg, Manitoba, in Kanada. Im Alter von zwölf Jahren zog er für zwei Jahre nach Deutschland, da sein Vater von der kanadischen Armee dorthin versetzt wurde. Hall erklärt aber, während dieser Zeit quasi in einer kanadischen Gemeinschaft gelebt zu haben, der eine vollständige Infrastruktur — unter anderem eine englischsprachige Schule — zur Verfügung stand. Während seines Studiums (Französisch und Germanistik) ging er zuerst nach Freiburg, danach erhielt er ein Stipendium für Österreich. In Wien lernte er seine zukünftige Ehefrau kennen. Gemeinsam gingen sie zuerst nach Kanada, wo Hall sein Studium abschloss. Nach einem Jahr in Kanada kehrten sie nach Wien zurück, wo Hall sein Doktoratsstudium am Institut für Germanistik begann. Die Promotion erfolgte 1975, die Habilitation 1987. Seine Schwerpunkte als Wissenschaftler sind unter anderem Literatur und Zeitgeschichte. Ab 1977 war er zusätzlich als Nachrichtensprecher und Redakteur für den ORF tätig: Er arbeitete für „Radio Österreich International", „Blue Danube Radio" und Ö1, zuletzt war er FM4 unterstellt. Nach seiner Pensionierung beim ORF im Jahr 2009 arbeitete er nur noch als Wissenschaftler. Hall ist übrigens der einzige meiner Interviewpartner mit englischer Muttersprache, der von sich aus angab, das Interview lieber auf Deutsch führen zu wollen.

Am 4. Oktober 2012 empfing mich **Jill Zobel** in ihrer Wiener Wohnung zum Interview. Zobel, geboren in Pennsylvania und aufgewachsen in Long Island, USA, arbeitete mehrere Jahre als Verlegerin für namhafte Verlage in New York. Dort lernte sie ihren Mann, einen österreichischen Journalisten, kennen. Mehrere Jahre lang trafen sie einander immer wieder während seiner Aufenthalte in Amerika. Im Sommer 1978 beschlossen sie zu heiraten. Ende desselben Jahres verließ Zobel die Vereinigten Staaten und zog nach Österreich. Anfangs nutzte sie ihre Kontakte in der Verlagsbranche in Europa, um diverse Projekte an Land zu ziehen. Über ihren Mann erfuhr sie schließlich, dass die Gründung eines englischsprachigen Radiosenders — „Blue Danube Radio" — bevorstand. Sie begann, als Produzentin und Moderatorin für den Sender zu arbeiten: „So I was on air from the first day of ‚Blue Danube Radio' and I stayed on air until the last day of ‚Blue Danube Radio', and then I went over to FM4." Bei FM4 war sie unter

anderem für die Koordination der englischsprachigen Wortprogramme sowie für die Sendung „Reality Check" verantwortlich. Auch sie war zum Zeitpunkt unseres Gesprächs bereits in Pension.

Mitte November 2012 traf ich **Todor Ovtcharov**. Ovtcharov ist in Sofia, Bulgarien, geboren. Seine Mutter arbeitete als Journalistin und Übersetzerin (Deutsch), sein Vater als Regisseur. Im Alter von 13 Jahren zog Ovtcharov mit seiner Mutter und seinem jüngeren Bruder nach Berlin, wo seine Mutter für zwei Jahre eine Stelle bei einem Kulturinstitut innehatte. Zurück in Bulgarien halfen ihm seine Deutschkenntnisse, einen Platz an einer angesehenen deutschen Schule in Sofia zu bekommen. Nach seinem Schulabschluss studierte er in Sofia das Fach Internationale Beziehungen. 2006 bewarb er sich um einen Studienplatz in Wien. Ein Jahr später durfte er schließlich nach Österreich migrieren, um Politikwissenschaften zu studieren. Anfangs schlug er sich mit diversen Jobs durch, schließlich fand er Arbeit als Journalist bei der Zeitschrift „biber" und bei FM4. Bei FM4 gestaltete und moderierte er zunächst eine Nachtsendung, danach bekam er eine wöchentliche Kolumne on Air. Er betrachtet sich eher als Geschichtenerzähler denn als Journalist: „Ich mache mich lustig über die Menschen — und am meisten über mich selbst."

4.8.2 Interviewpartner mit Migrationshintergrund

In diesem Abschnitt möchte ich nun meine Interviewpartner vorstellen, die im Kindesalter nach Österreich kamen, sowie jene, die zumindest einen Elternteil haben, der Migrant ist — die also Migrationshintergrund haben. Jene, die als Kinder nach Österreich kamen, erwähne ich deshalb in diesem Abschnitt, da sie die Migrationsentscheidung im Kindesalter noch nicht selbst treffen konnten.

Michel Attia traf ich im Dezember 2011. Seine Familie stammt aus Ägypten und migrierte in den 1970er-Jahren nach Österreich. Seine Eltern — eine Philosophieprofessorin und ein Tierarzt — waren wie viele Immigranten davon betroffen, dass ihre Ausbildungen nicht anerkannt wurden. Sie mussten sich lange Zeit mit Jobs durchschlagen, für die sie deutlich überqualifiziert waren. Was seinen Job bei FM4 betrifft, so stellte Attia gleich zu Beginn des Interviews klar: „Für mich war irgendwie immer klar, dass ich zu FM4 wollte." In seiner Kindheit und Jugend hörte er sehr häufig Radio, und FM4 war für ihn „ein Tor in eine andere Welt, sozusagen". Er hörte es täglich: „FM4 ab 19 Uhr, mit dem Piepser — darauf hab ich hingefiebert, tatsächlich." Bereits im Alter von 15 Jahren besuchte er seinen ersten Radioworkshop. Nach der Schule landete er zuerst im Printjournalismus, er schrieb für diverse Musikmagazine. Schließlich kam er zur Marketing-Abteilung von FM4: „Ich mach das Booking, also alle Bands, DJs, etc., die auf einem FM4-Event spielen — das kommt über mich. So Konzepte wie: FM4-Überraschungskonzerte. Das kommt auch über mich."

Im Jänner 2012 interviewte ich **Jenny Blochberger**. Blochberger ist in Argentinien geboren. Ihre Mutter ist Argentinierin, ihr Vater ein in Argentinien aufgewachsener Österreicher. Beide hatten ein Studium der Filmwissenschaften absolviert. Zu jener Zeit herrschte in

Argentinien die Militärdiktatur. Als Blochberger zirka drei Jahre alt war, musste die Familie aus politischen Gründen das Land verlassen. An ihre Kindheit in Argentinien kann sie sich nur noch vage erinnern. Die Familie kam mit dem Schiff nach Italien, und von dort fuhren sie weiter nach Österreich, wo die Eltern von Blochbergers Vater lebten. Eines der zentralen Themen unseres Gesprächs sind Sprachen: Blochberger wuchs zweisprachig auf (Spanisch und Deutsch), was sie als großen persönlichen Vorteil betrachtet. Sie studierte Anglistik, Ethnologie, Romanistik und Germanistik, schließlich begann sie bei einem regionalen Wiener Fernsehsender zu arbeiten. 2002 wechselte sie zu FM4: Zuerst arbeitete sie in der Magazin-Redaktion, danach in der Pressestelle.

Im März 2012 interviewte ich Redakteurin **Conny Lee**: Sie ist in Österreich geboren, ihr Vater stammt aus Südkorea, ihre Mutter ist Österreicherin. Lees Vater studierte in Südkorea Medizin, die Lage nach Ende des Korea-Kriegs in den 1950er-Jahren erschien ihm jedoch wenig aussichtsreich. Zuerst migrierte er nach Deutschland, dann nach Wien, und in weiterer Folge nach Niederösterreich, wo er Lees Mutter kennenlernte. Da seine Ausbildung in Österreich nicht anerkannt wurde, musste er das gesamte Medizinstudium wiederholen. Zudem hatten er und seine Frau anfangs Schwierigkeiten, als Paar akzeptiert zu werden. Schließlich bekam er einen Posten als Gemeindearzt in Niederösterreich, wo auch Lee aufwachsen sollte. Nach der Matura studierte sie Theaterwissenschaften. Dass sie nach ihrem Studienabschluss einen Job bei FM4 bekam, wertet sie als großen Erfolg: „Gerade am Land draußen war FM4 so ein Fenster zur Welt. Und da wollte ich eben immer hin.“ Thematisch beschäftigt sie sich unter anderem mit IT, Games, Literatur und Comics.

Im Oktober 2012 traf ich **Albert Farkas**: Er ist in Wien geboren und aufgewachsen. Seine Eltern stammen aus Ungarn. Seine Mutter floh nach Österreich, anschließend zog sie nach Brasilien. Dort lebte sie zehn Jahre, danach kehrte sie nach Österreich zurück. Zu jener Zeit reiste sie mehrmals nach Ungarn, wo sie ihren späteren Ehemann kennenlernte. Das Paar heiratete und zog nach Wien, wo Farkas und seine Schwester aufwuchsen. Zu FM4 kam Farkas im Jahr 2001. Er ist Teil der Programmgestaltung und für „creative content“ zuständig, wie er es nennt: „Ein großer Teil der Arbeit ist halt, Werbung machen zu müssen für Inhalte, die am Sender laufen, und kleine Kurz-Spots zu entwerfen, die diese Inhalte bewerben. Da hinein fällt auch: Humoresken, Beiträge. Ich bin immer noch, zumindest am Rande, in der Magazin-Abteilung angesiedelt und mach hin und wieder Reportagen, Gewinnspiele.“

Am Tag darauf führte ich ein Interview mit **Barbara Schlachter Delgado**. Ihr Vater stammt aus Oberösterreich, ihre Mutter aus Peru. Ihre Mutter kam wegen eines Stipendiums über Umwege — Dresden und andere Orte in Deutschland — schließlich nach Salzburg. Dort lernte sie ihren späteren Ehemann — beide sind klassische Musiker — kennen. Schlachter Delgado wuchs in Salzburg auf, sechs Mal besuchte sie außerdem ihre Familie in Peru. Oft waren Verwandte aus Südamerika bei ihnen zu Gast, ebenso veranstaltete die Mutter regelmäßig Feste mit Salsa-Musik und peruanischem Essen, zu denen sie andere Südamerikaner, die im Raum Salzburg lebten, einlud: „Also sie war eine der ersten, die es dort hinverschlagen hat. Und sie war da halt quasi von

Anfang an immer die Anlaufstation für alle, die später gekommen sind.“ Sie und ihr Bruder wuchsen zweisprachig (Spanisch und Deutsch) auf. Schließlich übersiedelte sie nach Wien, um Publizistik und Musikwissenschaften zu studieren. Während ihres Studiums bekam sie eine Stelle als Praktikantin bei Ö3, danach blieb sie als freie Mitarbeiterin beim Sender. Im Zuge einer Reform entstand bei Ö3 die Produktionsabteilung, deren Mitarbeiter das akustische Layout — Jingles, Signations, Trailer etc. — des Senders gestalten. Schlachter Delgado bekam eine Stelle in der Produktionsabteilung angeboten, da sie bereits Erfahrung in diesem Bereich hatte: Sie produzierte zu jener Zeit in einem kleinen Tonstudio selbst hobbymäßig Musik. Als erste Frau in Österreich begann sie, einen derartigen Job auszuüben: „Das hat mir getaugt, da war ich gut, das war irgendwie cool. Da bin ich dann wirklich ganz zum Radio gegangen, hab das Studium dann irgendwann sein lassen.“ Im Jahr 2000 wechselte sie in die Produktionsabteilung von FM4.

Barbara Schlachter Delgado brachte mich mit ihrem jüngeren Bruder **Sebastian Schlachter Delgado** in Kontakt, den ich Ende November 2012 traf. Er ist ebenfalls in Salzburg geboren und aufgewachsen. Im Alter von drei Jahren spielte er bereits Geige, und mit vier Jahren begann er, Cello zu spielen. Bereits im Alter von zehn Jahren besuchte er das Mozarteum in Salzburg. Er übte täglich sechs Stunden und spielte bei Wettbewerben. Als er 16 wurde, beendete er das Studium. Musik blieb aber bestimmendes Thema in seinem Leben: Als 15-Jähriger entdeckte er HipHop für sich. In den 90er-Jahren begeisterte ihn die Technomusik-Bewegung. Über Techno kam er zur elektronischen Musik, und er begann, sich mit experimenteller elektronischer Musik zu befassen. Unter anderem machte er zwei Produktionen für die Volksoper. Er komponierte selbst mehrere Jahre lang Musik und tourte mit seiner Band durch Europa, zudem führt er ein Plattenlabel („Vienna Wildstyle Records“). 1998 kam er zu FM4, wo er Redakteur und Chef der Sendung „La Boum de Luxe“ ist.

Ali Cem Deniz traf ich Anfang Dezember 2012 zu einem Interview. Deniz lebte bis zu seinem achten Lebensjahr in der Türkei. Seine Eltern führten dort ein Lebensmittelgeschäft, die wirtschaftliche Lage im Land war jedoch angespannt. Sein Vater ging daher im Jahr 1991 als Imam zuerst nach Deutschland, danach nach Österreich. Zirka fünf Jahre später zogen Deniz und seine Mutter zum Vater, der zu jener Zeit in Salzburg lebte. Deniz bezeichnete sich selbst übrigens als Migrant der ersten Generation — ich stelle ihn aber in diesem Abschnitt vor, da er im Alter von acht Jahren die Migrationsentscheidung noch nicht selbst treffen konnte. Bis zur Matura wohnte Deniz in Salzburg, danach begann er, in Wien Internationale Entwicklung zu studieren. 2011 absolvierte er eine Journalistenausbildung, im Zuge derer er ein Praktikum beim ORF vermittelt bekam. Er wollte gezielt zu FM4: „Die Beiträge und die Themen haben mir immer gefallen. Also ich hab mir gedacht, okay, da kannst du deine Themen unterbringen.“ Nach seinem Praktikum blieb er neben seinem Studium als freier Mitarbeiter bei FM4. Er schreibt Beiträge zu verschiedenen Themen, zum Beispiel Buchrezensionen. Ebenso beschäftigt er sich journalistisch mit dem Thema Migration.

Das letzte biographisch-narrative Interview zu meiner Feldforschung führte ich am 10. Dezember 2012 mit **Mari Lang**: Ihr Vater, ein Burgenländer, lernte während eines Urlaubs in einem Kaffeehaus in Budapest ihre Mutter, eine Ungarin, kennen. Lang selbst ist in Eisenstadt geboren, und in Niederösterreich sowie im Burgenland in die Schule gegangen. Nach ihrem Schulabschluss verbrachte sie drei Monate in England, wo sie in einem Plattengeschäft jobbte. Zurück in Österreich arbeitete sie ein halbes Jahr lang als Telefonistin im „Hotel Sacher", danach begann sie, Publizistik zu studieren. Beim ORF landete sie eher zufällig: Als Studentin war sie auf der Suche nach einem Ferialpraktikum im Medienbereich, und bei FM4 bekam sie eine Stelle. Lang ist unter anderem als Moderatorin von Sendungen wie „Connected", „Homebase" und „Soundpark" bekannt. Sie gestaltete zudem Sendungen für das ORF-Fernsehen, etwa das Reportageformat „Mein Leben", das im Oktober 2012 erstmals ausgestrahlt wurde.

*

Diese knappe Vorstellung zeigt, dass die Gruppe meiner Interviewpartner eine sehr vielfältige ist. Bei allen spielte das Thema Migration in ihrem Leben in irgendeiner Form eine Rolle — sei es, dass sie selbst migrierten, und dabei wertvolle Erfahrungen sammelten, oder dass die Migrationserfahrungen der Eltern das Familienleben in irgendeiner Form beeinflussten. Hört oder liest man in den Nachrichten von „Migranten" oder „Menschen mit Migrationshintergrund", so wird man jedoch wohl nicht in erster Linie an meine Interviewpartner denken. Was geschieht nun, wenn man den Spieß umdreht: Betrachten sie sich selbst als „Migranten" respektive „Menschen mit Migrationshintergrund"? Ich beleuchte im folgenden Kapitel 5 die komplexen Motive, die zu einer Migration führen können. Aufbauend auf Erkenntnissen aus Literatur sowie Feldforschung bespreche ich zudem die unterschiedliche Wahrnehmung unterschiedlicher Migranten.

5. DIE UNTERSCHIEDLICHE WAHRNEHMUNG VON MIGRANTEN

Wenn meine Großmutter bisexuell war, habe ich dann einen Bisexualitätshintergrund, und habe ich einen Korruptionshintergrund, wenn mein Großvater ein Wirtschaftsverbrecher war? Ruft man mir dann zu, ich solle gefälligst in die Christopher Street oder in letzterem Fall nach Brüssel respektive Hietzing ziehen, wenn es mir hier nicht passe? (Richard Schuberth, Schriftsteller, im „Standard" vom 7., 8. und 9. April 2012, Seite 35)

Nach der überblicksmäßigen Vorstellung meiner Interviewpartner in den Abschnitten 4.8.1 sowie 4.8.2 möchte ich nun detaillierter auf die Motive eingehen, die meine Interviewpartner respektive deren Eltern bewogen hatten, zu migrieren. Das zeigt erneut, dass Migration nicht in knappen Formeln erfassbar ist: Meist lässt sich nicht ein singuläres Ereignis an einem bestimmten Punkt der Zeitlinie ausmachen, das Menschen dazu bringt, in ein anderes Land zu ziehen. In der Regel handelt es sich vielmehr um verschiedene Einflüsse und Ereignisse, die sich im Laufe eines Lebens zutragen: In ihrem Zusammenspiel führen sie schließlich zu einer Migration.

Ebenso demonstrieren diese Ausführungen, dass es sich bei all jenen, die selbst migrierten, *per definitionem* um Migranten handelt. Bei denjenigen, die nicht selbst migrierten, erfüllt mindestens ein Elternteil diese Kriterien — sie haben somit Migrationshintergrund. Doch wie betrachten das die Betroffenen selbst? Würden sie sich als „Migrant" bezeichnen? Haben sie ihrer Ansicht nach „Migrationshintergrund"? Obwohl es sich um fachlich korrekte Bezeichnungen handelt, distanzieren sich die meisten von diesen Begriffen. Das demonstriert, wie festgefahren und auch einseitig gewisse Vorstellungen von Migration nach wie vor sind: Tatsächlich bezieht sich die Bezeichnung Migrant im Alltagsverständnis nur auf einen gewissen — relativ schmal gefassten — Teil der Migranten. Vermeintlich politisch korrekte Bezeichnungen wie „Migrationshintergrund" sind also nicht neutral, sondern transportieren gewisse Vorstellungen und Erwartungen.

5.1 Die komplexen Motive für eine Migration

Insgesamt habe ich Interviews mit elf Menschen geführt, die selbst im Erwachsenenalter migrierten. Man kann vorausschicken, dass fünf dieser elf Interviewpartner interessanterweise bereits im Kindes- oder Jugendalter Migrationserfahrungen machten: Rainer Springenschmid migrierte als Kind mit seiner Familie von Wien nach Bayern. Riem Higazi, die in Kanada aufwuchs, lebte als Volksschulkind eineinhalb Jahre bei ihrer Großmutter im Waldviertel. Die Schottin Joanna Bostock zog als Kind mit ihren Eltern für zwei Jahre in die USA, da ihr Vater dort eine Stelle als Wissenschaftler innehatte. Murray G. Hall ging als Zwölfjähriger von Kanada nach Deutschland, da sein Vater von der Armee für zwei Jahre dorthin versetzt wurde. Zudem erzählt er, dass seine Familie auch in Kanada sehr oft umzog, und er deshalb mehr als zehn Mal die Schule wechseln musste. Der bulgarischstämmige Todor Ovtcharov wiederum zog als 13-Jähriger mit seiner Mutter nach Berlin, wo er zwei Jahre lang lebte. Sicherlich kann man hieraus keine allgemein gültigen Schlüsse ziehen. Erwähnenswert ist dennoch, dass beinahe die Hälfte

derjenigen, die als Erwachsene in ein anderes Land zogen, bereits in jungen Jahren Erfahrungen mit Mobilität gemacht hatten.

Weitere zwei dieser elf Personen — Christian Holzmann und Julia Barnes — gaben an, dass sie bereits während ihrer Schulzeit vom Elternhaus getrennt waren, da sie im Internat wohnten. Die Engländerin Barnes wäre wohl nicht migriert, hätte sie sich nicht in einen Wiener verliebt, dessentwegen sie relativ spontan nach Österreich zog. Insofern spielt dieser Umstand in ihrem Fall wohl keine Rolle. Holzmann jedoch kam von selbst zwei Mal darauf zu sprechen, dass ihm seine Erfahrungen im Internat zu mehr Selbstständigkeit verhalfen und ihm später den Umzug nach Deutschland erleichterten. Unter anderem erklärt er:

> Das [Schülerheim] war zwar nur unter der Woche, aber ich glaube, das hat mich schon irgendwo geprägt, und mir auch geholfen. Weil die ganze Heimweh-Geschichte nach den Eltern und so, das war im Prinzip mit 15, wie ich ins [Schülerheim] gegangen bin, dann nach vier Wochen abgehakt. Ich kann mich erinnern, die ersten Wochen — und das hätte ich mir nicht gedacht damals —, aber das war schon hart. Hätte ich mir selber nicht gedacht.

Beleuchtet man nun die Migrationsmotive dieser elf Personen, zeigt sich deren Komplexität: Der familiäre Hintergrund, Sprachkenntnisse, persönliche Interessen und Vorlieben, Hintergrundwissen, Menschen, die man kennt oder trifft, Informationen, die man oft bloß zufällig erhält, Neugier, Jobangebote, Ausbildungsmöglichkeiten oder selbst gesundheitliche Gründe können eine Rolle spielen. Ich illustriere das im Folgenden anhand einiger Fallbeispiele.

Ein Faktor, der die Wahl des Ziellandes beeinflusst, ist sicherlich die Sprache: Sechs der elf Personen hatten bereits vor ihrer Migration nach Österreich in irgendeiner Form einen Bezug zur deutschen Sprache. Augenscheinlich ist es bei Springenschmid und Holzmann, wo die Migration zwischen Deutschland und Österreich erfolgte.

Bei Higazi ist die Mutter Österreicherin. Außerdem lernte sie während ihrer Aufenthalte bei ihren niederösterreichischen Großeltern Deutsch. Auch Victor Turner und Murray Hall kamen in jungen Jahren mit der deutschen Sprache in Kontakt: Der Engländer Turner verbrachte mit seinem Vater zahlreiche Skiurlaube in Österreich, was ihn motivierte, Deutsch zu studieren. „In my mind, when I was learning German, I had this vision of Austrian mountain villages“, erzählt er. Hall besuchte während seines Aufenthaltes in Deutschland zwar eine englischsprachige Schule, trotzdem gibt er an, dass dieser Auslandsaufenthalt definitiv sein Interesse an der deutschen Sprache schürte. Ovtcharov wiederum stieg als 13-Jähriger in Berlin in ein deutschsprachiges Gymnasium ein und musste die Sprache daher rasch erlernen.

Auch die Tatsache, deutschsprachige Vorfahren zu haben, kann Interesse an deren Sprache wecken. Der Amerikaner Joe Remick hat irische und deutsche Vorfahren. Selten, aber doch hörte er seine Großmutter noch Deutsch sprechen: „My grandfather […] didn’t speak any German. So it was only when there was a family reunion or something. They came to America right before the First World War and so there was a lot of anti-German sentiment too. I don’t think they ever were ashamed of anything, but they didn’t fly German flags (lacht).” Remick studierte schließlich

Deutsch und Geschichte. Ein weiterer Faktor war, dass ihn seine Eltern dazu ermunterten, nach Europa zu gehen.

Kanäle, entlang derer Mobilität heutzutage oft organisiert und insofern vereinfacht wird, spielen ebenfalls eine Rolle: Ein Auslandssemester, ein Job als Au-pair oder ein Praktikum sind zum Beispiel Möglichkeiten, ohne überbordenden bürokratischen Aufwand Zeit in einem anderen Land zu verbringen. Ein derartiger Aufenthalt kann Neugier wecken und dazu ermutigen, weitere Erfahrungen in anderen Ländern zu sammeln. Ebenso kann darauf ein längerer bis dauerhafter Auslandsaufenthalt folgen. Bostock und Higazi etwa arbeiteten als Au-pair, Turner absolvierte ein organisiertes Volontariat in Ghana. Bostock und Turner legten im Laufe ihres Studiums Auslandssemester ein. Hall verschlug es wegen seines Zweitfaches Germanistik im dritten Studienjahr zuerst an die Universität Freiburg. Nach dem BA honours wollte er ursprünglich auch den MA in der Schweiz machen. Stattdessen bekam er aber ein Stipendium für ein Studium in Österreich zugesprochen.

Wieder andere wollten ihr gesamtes Studium in einem anderen Land absolvieren. Higazi, Ovtcharov und Springenschmid kamen aus diesem Grund nach Österreich. Bei Springenschmid geschah dies zufällig: „Ich wäre wahrscheinlich nicht in Wien, wenn ich damals nicht einfach eine Frist versäumt hätte.“ In Deutschland bekam er keinen Studienplatz mehr, und sein Vater riet ihm, an einer österreichischen Hochschule zu inskribieren. Er entschied sich für die Universität Salzburg, und pendelte fortan zwischen Deutschland und Österreich. „Das hat dann auch dazu geführt, dass ich dann nur mehr von Dienstag bis Donnerstag in Salzburg war: Dienstag Früh bin ich von München nach Salzburg getrampt, und Donnerstag Nachmittag von Salzburg wieder nach München.“ Er studierte vier Semester lang, kehrte dann aber nach München zurück, um dort zu arbeiten. Zweieinhalb Jahre später, im Jahr 1993, nahm er sein Studium in Salzburg schließlich wieder auf. Einige Jahre später zog er aus beruflichen Gründen nach Wien.

Ovtcharov wollte im Ausland studieren, da er sich dort eine qualitativ bessere Ausbildung erhoffte als in Bulgarien. Dass er in Wien landete, hing nicht nur mit seinen Kenntnissen der deutschen Sprache zusammen. Seine Mutter konnte dank eines Stipendiums einige Monate lang in Wien arbeiten. Ovtcharov besuchte sie und fasste in Folge den Beschluss, nach Österreich zu migrieren.

Remick kam als Student im Zuge eines Auslandssemesters das erste Mal nach Österreich, und zwar nach Baden in Niederösterreich. Danach kehrte er in die USA zurück, wo er als Journalist arbeitete. Weitere Pläne zu migrieren hegte er vorerst nicht. Seine damalige amerikanische Freundin hatte aber zufälligerweise ebenfalls einen Bezug zu Österreich, da sie bereits als Austauschschülerin in Kärnten gewesen war. Sie überredete ihn, mit ihr gemeinsam ein zweites Mal nach Europa zu gehen, da sie in Wien an ihrer Doktorarbeit schreiben wollte.

Neben dem Studium spielt natürlich oft der Job eine Rolle: Auch bei Remick war es die Arbeit, wegen der er schließlich dauerhaft in Österreich blieb. Während seine damalige Freundin studierte, unterrichtete Remick als *native speaker* in einem österreichischen Gymnasium sowie an

einer Handelsakademie. Nach einiger Zeit wollte er in den Journalismus wechseln und daher in die USA zurückkehren. Wie bereits in Abschnitt 4.8.1 erwähnt, kam er jedoch in der Straßenbahn rein zufällig mit einer Frau ins Gespräch, die ihn darüber informierte, dass der Radiosender „Blue Danube Radio“ englischsprachige Journalisten suche. Er bewarb sich, bekam die Stelle, und arbeitete fortan als Journalist in Österreich.

Higazi wiederum inskribierte Publizistik und Psychologie an der Universität Wien. Sie träumte aber von einer Karriere in den Medien: „I wanted to work in radio and TV. That's what I wanted to do.” Im Jahr 1993 fasste sie sich schließlich ein Herz, ging in das Funkhaus des Österreichischen Rundfunks und klapperte auf gut Glück verschiedene Redaktionen ab:

> So I went down this one corridor, and Monika Eigensperger [damals für die Sendung „Treffpunkt Ö3” zuständig; Anm.] was walking there and we bumped into each other. When we bumped into each other I said „Oh, I'm sorry”. And she said: „*Sprichst du Englisch*?” And I said: „Yeah”. „*Was machst du denn da?*” And I said: „I am trying to get a job.” I did not know who she was or anything. I didn't even know what „Treffpunkt Ö3” was. And she said: „*Kannst du eine Band interviewen auf Englisch?*” And I said: „Fuck, yeah. You could do anything you want with me”. So next day I know I am sitting in the Redaktions-Sitzung, and next that I know I am going to interview „*Iron Maiden*”.

Daher blieb sie in Österreich, und abgesehen von einer vierjährigen Unterbrechung — zwischen 1996 und 2002 wohnte sie in London — lebte sie fortan in Wien.

Bostock wiederum kam 1988 erstmals für vier Monate nach Österreich, da sie für ihren damaligen Job Deutsch lernen musste: Sie arbeitete für einen schottischen Reiseveranstalter, der vorwiegend deutsche und österreichische Kunden hatte. Ihr Arbeitgeber verschaffte ihr einen Platz in einem Sprachkurs in Österreich. Dort lernte sie rasch neue Freunde kennen: „Who were very welcoming, very friendly, and who kind of took me into the group straight away.” Ihr neues soziales Umfeld bewog sie schließlich, nach Österreich zu migrieren: „I enjoyed myself, and in September 1989 I came back.”

Ein weiterer Grund, in ein anderes Land zu ziehen, ist die Liebe: Julia Barnes und Jill Zobel lernten in ihren Heimatländern (England respektive USA) Österreicher kennen, und migrierten daher schließlich nach Wien. Hall lernte seine Frau, ebenfalls eine Österreicherin, während seines Studiums in Wien kennen, und das Paar beschloss, fortan in Österreich zu leben. Holzmann wiederum zog wegen seiner damaligen Freundin von Deutschland zurück nach Österreich. Er lebte elf Jahre lang in Mannheim, und während seines letzten Jahres dort pendelte er bereits zwischen Mannheim und Wien: „Und da bin ich fast jedes Wochenende mit dem Auto hin und her gezockelt. Wien — Mannheim ist so zirka 720 Kilometer, eine Strecke. […] Da hab ich dann nach einem Jahr gesagt: Nein, aus. Ich geh jetzt nach Wien.“ Insofern sei er zu jener Zeit, wie er selbst sagt, „noch mal ausgewandert“ — auch wenn es im Prinzip zurück nach Österreich ging. Der Kärntner entschied sich nicht nur wegen der Freundin für Wien: „In Wien hab ich mich schon immer daheim gefühlt, auch dadurch, dass ich als Kind oft da war, weil meine Mutter eben aus Wien war.“

Die aus Neuseeland stammende Joanna King wiederum war schlicht von Neugier angetrieben. Im Alter von 28 Jahren beschloss sie, zu reisen: Sie startete in London, wo damals eine ihrer Schwestern lebte. Die letzte Station ihrer Reise, nämlich Istanbul, begeisterte sie so sehr, dass sie beschloss, dort zu leben. Nach dreieinhalb Jahren migrierte sie weiter nach Wien: Sie hatte in Istanbul nämlich Österreicher kennengelernt, die ihr von der guten medizinischen Versorgung in Österreich berichteten. Da sie zu jener Zeit auf der Suche nach einer wirksamen Behandlung gegen Allergien war, landete sie zufällig in Wien. Sie heiratete, bekam einen Sohn, fand einen Job beim englischsprachigen Radiosender „Radio Österreich International" und blieb in Österreich.

Die Motive zu migrieren sind also, wie bereits angekündigt, komplex und individuell. Anzufügen ist, dass sich keiner in einer wie auch immer gearteten Notlage befand: Meine Interviewpartner migrierten infolge einer Verkettung verschiedener Umstände, keiner sah sich aber zur Auswanderung gezwungen. Außerdem hätten alle theoretisch in ihre Herkunftsländer zurückkehren können. Bei den Eltern jener Interviewpartner, die nicht selbst im Erwachsenenalter migrierten, stellte sich die Sachlage teilweise anders dar: Nicht alle von ihnen migrierten hundertprozentig freiwillig.

Wie bereits in Kapitel 4.8.2 beschrieben, sind zwei meiner Interviewpartner mit Migrationshintergrund — Jenny Blochberger und Ali Cem Deniz — in einem anderen Land (Argentinien respektive Türkei) geboren und im Kindesalter mit ihren Eltern nach Österreich gekommen. Die anderen sind in Österreich geboren und aufgewachsen: Bei Michel Attia und Albert Farkas sind beide Elternteile nach Österreich immigriert, bei Conny Lee ist der Vater eingewandert. Bei Barbara und Sebastian Schlachter Delgado sowie bei Mari Lang ist die Mutter Migrantin. In diesen Fällen habe ich mit den Menschen, die die Migrationsentscheidung fällten, nicht persönlich gesprochen. Insofern kann ich nur auf das zurückgreifen, was meine Gesprächspartner über die Motive ihrer Eltern wissen und preisgegeben haben. Der Vollständigkeit halber seien aber auch deren Motive — soweit bekannt — kurz skizziert.

Attias Eltern kamen Anfang der 1970er-Jahre von Ägypten nach Österreich. Einer seiner Onkel lebte zu dieser Zeit bereits in Österreich. Seines Wissens spielte die Religion als Migrationsmotiv eine Rolle. Seine Eltern sind koptisch-orthodox und gehören somit einer Minderheit in Ägypten an: „Wir haben nie so viel drüber gesprochen, es wird bei uns auch sehr wenig über ‚früher' und ‚zu Hause' gesprochen. Ich erkläre es immer so: Man kommt nur bis zu einer gewissen Grenze als Christ." Und er ergänzt: „Das ist auch der Grund dafür, warum ich Verwandte auf der ganzen Welt habe. Sehr viele haben versucht, rauszukommen. Ich hab Verwandte in Australien, in Amerika, in der Schweiz, in Italien, in Österreich. In Deutschland lustigerweise nicht. Also schon ganz schön verstreut, eigentlich."

Farkas wiederum erzählt, seine Mutter sei „im Alter von zehn Jahren, im Zuge des ungarischen Volksaufstandes, zuerst nach Österreich und dann nach Brasilien geflohen." Als sie

wieder zurück nach Europa kam, lernte sie einen Ungarn kennen, zog mit diesem aber nicht nach Ungarn. Das Paar beschloss, stattdessen in Wien zu leben.

Auch Blochberger schildert, dass ihre Eltern Argentinien während der Militärdiktatur verlassen mussten. Freilich war sie zu jener Zeit noch zu klein, um die politischen Umstände bewusst wahrzunehmen. Ihr Vater sprach aber oft darüber:

> Er hat es immer so dramatisch erzählt, so: „Wir sind grade noch mit dem letzten Schiff davongekommen." Da hab ich mir immer nur gedacht, das ist ein bisschen übertrieben. Aber […] ich habe mit meinem Onkel gesprochen […] und der hat dann gemeint, es war wirklich so. Am nächsten Tag, nachdem wir weg waren, haben sie dort unsere Wohnung auf den Kopf gestellt, ja?

Lee und Deniz wiederum erklären, ihre Eltern — in Lees Fall nur der Vater — seien migriert, da sie die wirtschaftliche Lage in ihren jeweiligen Herkunftsländern wenig aussichtsreich empfanden. Lees Vater ging daher von Südkorea zuerst nach Deutschland und danach nach Österreich, Deniz' Eltern emigrierten aus der Türkei.

Bei der Mutter von Barbara und Sebastian Schlachter Delgado war es ihr Studium der klassischen Musik, das sie von Peru nach Europa brachte: Sie studierte in Lima klassische Musik, wollte ihre Ausbildung aber in Europa fortsetzen. Dann traf sie in Österreich ihren zukünftigen Ehemann: „Die haben sich auch deshalb kennengelernt, weil sie beide Musik studiert haben. Mein Vater ist Oboist, er hat im Mozarteumorchester in Salzburg gespielt. […] Sie haben sich kennengelernt, weil meine Mama als Postgraduate gekommen ist […]. Sie hat in Lima fertig studiert und sie ist dann nach Europa gekommen", erklärt Barbara Schlachter Delgado. Die Liebe zu einem Österreicher spielte auch im Leben von Mari Langs ungarischstämmiger Mutter eine Rolle: Sie lernte einen Österreicher kennen und zog mit ihm nach Österreich, wo sie eine Familie gründeten.

5.2 Die Distanz zu „Migrant" oder „Migrationshintergrund"

Greift man nun auf die in Kapitel 2.4.1 genannten Definitionen von Migration zurück, zeigt sich, dass es sich bei allen, die selbst migrierten, eindeutig um Migranten handelt. Bei jenen, die nicht selbst migrierten, erfüllen die Eltern diese Kriterien — sie haben also Migrationshintergrund. Das ist insofern betonenswert, als sich meine Interviewpartner mit den fachlich durchaus korrekten Bezeichnungen wie „Migrant" oder „Migrationshintergrund" wenig bis gar nicht identifizieren konnten. Bereits in Favells (2008) Studie zu innereuropäischen Migranten tritt eine Ambivalenz zutage, mit der viele seiner Interviewpartner auf die Bezeichnung „Migrant" reagierten (siehe 3.12). Meine Forschungsergebnisse verdeutlichen nun, dass Begriffe wie „Migrant" oder „Migrationshintergrund" im öffentlichen Diskurs nur einen Teilbereich des komplexen Phänomens Migration umfassen.

Das zeigte sich bereits, als sich einige meiner Gesprächspartner entschuldigten, dass sie mir kaum von negativen Erfahrungen berichten können, die sie aufgrund ihres Migrationshintergrundes gemacht haben. Ein Interview mit einer Migrationsforscherin weckt

anscheinend die Erwartung, diese interessiere sich vor allem für Widrigkeiten, die Migranten betreffen. Erlebten sie tatsächlich Schwierigkeiten — egal ob sie im Außen oder in der eigenen Gedankenwelt stattfanden —, wurden diese relativ rasch thematisiert. Im Gegenzug sprachen übrigens alle ebenso darüber, in welchen Situationen ihr Migrationshintergrund eine wertvolle Ressource war. Allerdings entschuldigte sich umgekehrt niemand dafür, dass er „zu wenig" Positives berichten könne.

Tendenziell äußerten jene weniger Distanz zu den besagten Bezeichnungen, die aufgrund ihres Migrationshintergrundes auch schwierige Situationen durchlebten. Das heißt allerdings nicht, dass sie sich selbst als „Migrant" bezeichnen würden. Das gilt übrigens für Angehörige der ersten wie der zweiten Generation. Die Erfahrungen können sich in alltäglichen Situationen — also zum Beispiel im Kontakt mit anderen Menschen oder in öffentlichen Einrichtungen (etwa in der Schule, auf Ämtern etc.) — zugetragen haben. Sie können aber auch in der Gefühlswelt des Betroffenen stattfinden, etwa wenn Aspekte des eigenen Migrationshintergrundes jemandem Kopfzerbrechen bereiten oder für Unsicherheiten in gewissen Lebensbereichen sorgen.

Jene Menschen, die kaum oder keine Schwierigkeiten aufgrund ihres Migrationshintergrundes hatten, empfanden tendenziell weniger Bezug zu diesen Begriffen. Sie fühlten sich damit noch weniger gemeint, und zumeist würden sie diese Bezeichnungen auf sich selbst nicht anwenden. Manche reagierten eher neutral, und gaben an, schlicht nicht darüber nachzudenken, ob sie denn Migrantin oder Migrant seien. Andere verneinten reflexartig, Migrant zu sein, oder sie äußerten auf andere Art und Weise eine deutliche Distanzierung.

Außerdem spielt das Herkunftsland eine Rolle: Zwar stellen zum Beispiel Deutsche die zahlenmäßig größte Immigrantengruppe in Österreich, (Um eine Vorstellung von der Größenordnung zu haben: Immerhin lebten im Jahr 2012 in Österreich 153.491 deutsche Staatsbürger; Statistik Austria 2012d.), dennoch wird eine Wanderung zwischen Deutschland und Österreich oft weniger mit Migration assoziiert als etwa ein Umzug von der Türkei nach Österreich. Zur Illustration führe ich im Folgenden einige Fallbeispiele aus den Interviews an.

Ali Cem Deniz, der noch ein Kind war, als er nach Österreich kam, sagt zum Beispiel, wenn es schon eine Bezeichnung brauche, würde er sich „Migrant der ersten Generation" nennen. Grundsätzlich steht er derartigen Begrifflichkeiten aber kritisch gegenüber, und er spricht humorvoll die klischeehaften Vorstellungen an, die diese transportieren: „Aber natürlich, wenn ich sage ‚erste Generation', dann klingt das, als wäre ich ein ‚Gastarbeiter' (lacht). Na wenn ich erste Generation höre, dann denke ich automatisch an die 70er-Jahre und so weiter. […] Und wenn ich an zweite Generation denke, dann denke ich an Reumannplatz[6] und so was (lacht)." Die Erfahrung, als Achtjähriger in ein anderes Land zu ziehen, habe ihn jedenfalls geprägt: Er musste eine neue Sprache lernen, sich in einem neuen Schulsystem behaupten und neue Freunde finden. Als Erwachsener beschäftigt er sich beruflich, in seinem Studium und privat mit dem Thema Migration: „Ich glaube, das geht gar nicht anders. Alle meine Freunde, die Migrationshintergrund

[6] Der Reumannplatz befindet sich in einem Bezirk Wiens mit hohem Migrantenanteil.

haben: Also ich kenne niemanden, der sagen kann: Mir ist dieses Thema komplett egal, ich konzentriere mich nur noch auf Kunstgeschichte oder so was, ja?“

Auch Michel Attia erzählt, dass ihn sein Migrationshintergrund prägte: „Auf jeden Fall. Also nicht nur Migrationshintergrund, sondern auch Religion. So eine Mischung.“ Gedanken darüber, „anders“ zu sein, beschäftigten ihn im Kindes- und Jugendalter oft:

> Nein, nein, ich hab immer viel drüber nachgedacht. Auch in der Musik. So was wie „*Advanced Chemistry*“, die einen Hit hatten namens *Fremd im eigenen Land*. Ein Hit, also Underground-HipHop […], wo es dann heißt im Refrain: „Kein Ausländer und doch ein Fremder“. Oder von „*Schönheitsfehler*“: *Ich dran*. Das waren zum Beispiel zwei Stücke, die mir extrem viel bedeutet haben.

Die Auseinandersetzung fand aber nicht nur in seinen Gedanken statt. Seine Mutter thematisierte die Folgen der Migration für die Familie immer wieder: „Ich wurde auf der einen Seite von meiner Mutter dahin gedrängt, mich damit auseinander zu setzen. Weil wir haben es ja so schwer, und es ist so hart für uns, und die schenken dir gar nichts.“ Ebenso wurde ihm außerhalb des Elternhauses immer wieder deutlich gemacht, er sei „anders“: „Wenn ich nie drauf angesprochen worden wäre, oder wenn ich nie blöd angemacht worden wäre, wäre es für mich vielleicht auch ganz normal. Aber durch so Alltagssituationen […] bist du halt ständig damit konfrontiert. Da reflektierst du natürlich: Wie kommst du rüber, und warum ist das so, und was ist da komisch.“

Bei Albert Farkas waren es — abgesehen von seinen Eltern — nicht die Menschen in seiner Umgebung, die seinen Migrationshintergrund thematisierten. Er stellt auch gleich zu Beginn des Interviews klar: „Nichtsdestotrotz glaube ich, dass mir in meinem Leben bis jetzt kaum jemand auf den Kopf zugesagt hat, ich hätte Migrationshintergrund.“ Dieser sei schließlich weder optisch noch akustisch noch aufgrund seines Namens erkennbar. Im Alltag erwuchsen ihm daraus also keine Schwierigkeiten — was aber nicht bedeutet, dass ihm das Thema nicht Kopfzerbrechen bereitete. Er wollte als Kind zum Beispiel weder Ungarisch sprechen, noch nach Ungarn reisen, weswegen sein Vater Druck auf ihn ausübte (siehe 6.5). Die Auseinandersetzung mit seinem Migrationshintergrund findet in seinen Gedanken nach wie vor sehr häufig statt: „Ja, komplett. Ich glaube, ich habe ein relativ komplexes Identitätskonstrukt und betrachte mich nicht in erster Linie als Migrant. Aber dennoch beschäftigt es mich mehr als fast alles andere, würde ich meinen.“

Riem Higazi berichtet von Unsicherheiten, die sie im Kindesalter plagten: „And there were times, as a child in Canada, where I wanted to be white, you know, because I thought white was pretty or something. Just little phases that kids go through. […] There were times, like when the kids did ‚Erstkommunion’, or things like that, where I thought: I just want to fit in.” Mittlerweile, als Erwachsene, profitiere sie aber von ihrem Migrationshintergrund:

> But all in all, my *multikulti*-background is a source of pride for me. And it definitely is an every-single-day-thing. Every single day. And the more that I get to know the world and that I get to know the people in the world — the even more I enjoy multiculturalism. I also like to cook, and I cook everything. You know what I mean: there is nothing I won’t try. And it informs my friendships, it informs my relationships, it informs my work, it informs my everything. It really

> does. There is not a dentist that I visit, where it does not come up something that has to do with multiculturalism. It is everything. And it is okay. *Es ist nicht fad*, you know.

Als eine Art „Spezialfall“ wird oft die Migration zwischen Deutschland und Österreich wahrgenommen. Springenschmid ging zu Beginn des Interviews daher darauf ein, dass seine Migrationsgeschichte für eine Migrationsforscherin wohl ungewöhnlich sei: „[E]rstens wahrscheinlich deswegen, weil die Migration nur Deutschland — Österreich war. Oder noch weniger aufregend: Österreich — Bayern.“ Interessant ist seine Wortwahl: Er habe, wie er weiter ausführt, in seiner „Gedankenwelt einige Dinge gefunden“, wie es auch „klassische Migranten“, wie er sie nennt, beschreiben würden. „Dieses Gefühl, dass man da nicht daheim ist und dort nicht daheim ist. Oder sich nirgendwo wirklich zugehörig fühlt. Und deswegen denke ich, dass ich da durchaus auch einen Migrationshintergrund für mich in Anspruch nehmen kann.“ Denn, wie er anfügt: „Jedenfalls haben mich diese Schilderungen von türkischen Migranten, die dann, wenn sie in die Türkei kommen, als ‚Deutschländer’ bezeichnet werden, daran erinnert. Das war mir total bekannt: dass man eben da nicht daheim ist, und da nicht daheim ist.“

Holzmann war lange nicht bewusst, dass er selbst Migrant ist: „Ich mein, Mannheim ist jetzt keine riesige Stadt, aber wenn du von Spittal nach Mannheim kommst … Große Welt und so weiter und so fort. Ich hab dort angefangen, und mich jetzt eigentlich keinen Moment irgendwie gefühlt wie ein Migrant. Das ist mir eigentlich später erst bewusst geworden (lacht).“ Er führt das unter anderem auf die Gedankenbilder zurück, die das Wort „Migrant“ evoziert:

> Also wenn man von Migranten redet: Dass das auch Migration ist, ist eh klar. Aber keine Ahnung, ob es daran liegt, dass man nach Deutschland zieht, oder weil das Image des Migranten […] immer so quasi dieses „Gastarbeiter“-Ding ist. Das ist irgendwie so ein Stempel, den man hat. Deshalb ist mir das gar nicht so bewusst gewesen. Ich bin halt dort einfach hin und hab dann dort gelebt.

Möglicherweise lag es auch daran, wie er mutmaßt, dass ihm keine Schwierigkeiten aus seiner Migration erwuchsen. Holzmann vergleicht seine Erfahrungen mit denen seiner Mutter: Sie sei im Prinzip ebenfalls migriert, und zwar von Wien nach Kärnten. (Dabei handelt es sich um Binnenmigration.) Holzmann erzählt, sie sei in Kärnten aufgrund ihrer Herkunft durchaus mit Ablehnung konfrontiert gewesen: „Für einen Wiener nach Kärnten zu ziehen — das heißt eigentlich schon fast Migration. […] Ich glaube, aus der Erfahrung die ich gemacht habe, in den elf Jahren, die ich in Deutschland gewohnt habe: Es ist sicher härter, für einen Wiener nach Kärnten zu ziehen, als für einen Österreicher nach Deutschland.“

Einige würden „Migrant“ oder „Migrationshintergrund“ nicht auf sich selbst anwenden, stehen den Bezeichnungen aber neutral gegenüber. Und auch wenn sie ihn nicht so nennen, räumen doch alle ihrem Migrationshintergrund Einfluss in verschiedenen Lebensbereichen ein. Sebastian Schlachter Delgado etwa erinnert sich, während seiner Kindheit und Jugend ein gewisses Unzugehörigkeitsempfinden verspürt zu haben: „Also mittlerweile jetzt nicht mehr so. Es hat mich eine Zeit lang schon sehr beschäftigt. Dieses nicht dazugehören, das hat sich eben natürlich auch in andere Bereiche gezogen […], in Freundschaften und so.“ So gehörte er zum

Beispiel nie einer Clique an. Je älter er wurde, desto besser konnte er damit umgehen, und schlussendlich empfand er auch nicht mehr den Wunsch, irgendwo dazuzugehören. „Ich war dann echt zufrieden, so: Okay, ich bin ein Spezialfall.“ Was blieb, ist, dass er sich auch als Erwachsener keinem Land zuordnen möchte. „Die Sache ist, dass ich weder Peruaner bin, noch Österreicher. Ich fühle mich weder als Österreicher, noch als Peruaner.“ Wegen seiner dunklen, lockigen Haare werde er immer wieder auf seine Herkunft angesprochen. Unter anderem wurde er für einen Italiener, Argentinier, Franzosen oder Marokkaner gehalten. Andererseits: „In Peru werde ich als Gringo bezeichnet.“

Mari Lang wiederum empfand im Kindes- und Jugendalter Angst davor, „anders“ zu sein als die anderen Kinder. „Erstens war es so, dass meine Mama anders gesprochen hat als alle anderen, und deshalb hab ich das Gefühl gehabt, ich bin anders. Ich wollte aber nicht anders sein.“ Auch sie haderte damit, sich nirgends zugehörig zu fühlen: „Also früher hab ich überhaupt das Gefühl gehabt, ich hab gar keine Heimat. Und es ist eigentlich wurscht, wo ich lebe, weil: Es ist eh das Gleiche. Mittlerweile, je älter ich werde, spüre ich, das stimmt nicht.“ Diese Sorgen hat sie als Erwachsene nicht mehr: Mittlerweile empfindet sie eine Verbundenheit zu Österreich und auch zu Ungarn. Geblieben ist aber, dass sie bei Themen wie Migration und Integration emotionaler reagiert als andere Menschen: Immerhin ist das Thema Migration über ihre Mutter auch Teil ihrer Lebensgeschichte.

Auch sind sich einige meiner Interviewpartner durchaus der Tatsache bewusst, dass ihr Herkunftsland sie in eine privilegiertere Position als andere Migranten gebracht hat. So schildert Bostock: „I think I was very aware from quite early on that, yes, I am a foreigner. But I am a foreigner who is treated differently to other foreigners in Austria.” Die Frage, ob sie sich überhaupt als Migrant bezeichnen würde, stellt sie sich nicht. Auch mit der Bezeichnung „Migrationshintergrund“ identifiziert sie sich nicht, denn: „I am not somebody for whom that has made life difficult.” Ihre Distanz zu diesen Begriffen begründet sie auch damit, dass sie nicht weiß, ob sie für immer in Wien bleiben wird. Mehrmals kommt sie auf eine mögliche Rückkehr nach Schottland zur sprechen: „I’m aware of the fact that, as you get older, [...] you probably want to return to your roots. Or at least think about your roots more. So maybe that’s why I don’t sort of consider myself a migrant. A temporary migrant (lacht).”

Auch King ist sich dessen bewusst, sich in einer sichereren Position zu befinden, als andere Immigranten: „If I hadn’t managed, my family would have helped me, you know? I came from a country which was secure. If I really couldn’t cope I had somewhere really safe and fine to go. I was quite conscious of people here whose circumstances here were very different.” Darüber, Migrantin zu sein, denkt sie aber häufig nach: „I do think about it rather a lot — the separation from my original language, for instance, is very significant to me.” Und auch wenn die kulturellen Unterschiede nicht gewaltig seien, so fügt sie hinzu: „I have a permanent awareness of ‚difference’.”

Remick wiederum vergisst zumeist darauf, Migrant zu sein. Er wird nur in gewissen Situationen daran erinnert, etwa wenn ihn jemand auf seinen Akzent anspricht. Er fügt hinzu, dass er sich aber eigentlich nicht als Migrant bezeichnen würde: „But no, a migrant … not really. Well, in a sense, yeah, I guess." Mit Migranten assoziiert er eher *communities,* deren Mitglieder dieselbe Sprache sprechen:

> But because, you know, I know other English speakers and stuff, but we don't think of ourselves as a big community or something. Maybe there are people who do think of themselves as being part of an expat-community or something. But I don't really think in those terms. I never think like: all of us English speakers have to stick together or something. I think every person is kind of different.

Auch Julia Barnes sagt, gewöhnlich nicht darüber nachzudenken, Migrantin zu sein. Bewusst werde es ihr lediglich dann, komme das Thema Migration auf negative Art und Weise in die Schlagzeilen. Das war zum Beispiel der Fall, als publik wurde, dass österreichische Polizisten den Gambier Bakary J. misshandelt hatten (siehe z.B. Amnesty International 2012:9–10; ECRI 2010:47–48). „It is only then that I really think about it. Or if we are in an election campaign and I find some of the campaign posters particularly offensive. That's the only time I really think about it. When I am confronted with the negative aspects. But otherwise, I don't feel foreign here."

Barbara Schlachter Delgado wiederum bezeichnet sich selbst als „halbe Südamerikanerin". Die Bezeichnung „Migrationshintergrund" würde sie dennoch nicht auf sich anwenden. Nicht, weil sie diese ablehnt — vielmehr denke auch sie schlicht nicht darüber nach, Migrationshintergrund zu haben: Wohl auch, wie sie sagt, da ihr daraus keinerlei Nachteile erwuchsen. Deshalb kam es ihr auch nie in den Sinn, sich in einer Migrantenorganisationen zu engagieren, während sie sich an anderen Fronten durchaus einsetzt: Schlachter Delgado lebt in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung und hat einen Sohn. Daher engagiert sie sich im Verein „FAmOs — Familien Andersrum Österreich" für die Rechte gleichgeschlechtlicher Paare und deren Kinder. Insofern war sie sich im Vorfeld nicht sicher, eine passende Interviewpartnerin für mein Forschungsvorhaben zu sein: „Deshalb habe ich mich auch gar nicht gerührt zuerst. Ich habe die erste Anfrage […] eh schon ganz am Anfang gesehen. Aber ich hab mich überhaupt nicht angesprochen gefühlt. […] Weil ich hab mich nicht als Migrantin gefühlt, jemals. Weil ich bin hier geboren, ich bin nur zur Hälfte Südamerikanerin."

Vergleichbares beschreibt Conny Lee: Auch sie sagt über sich selbst, sie sei „halb Südkoreanerin". Schwierigkeiten erlebte sie deshalb aber keine. Meist vergesse sie daher, Migrationshintergrund zu haben. Manchmal werde sie von anderen Menschen auf ihr asiatisches Aussehen angesprochen: „Das lustige ist dann, wenn Leute mich fragen, dass sie *irrsinnig* vorsichtig sind. Ich weiß nicht, ob das ein österreichisches Ding ist, aber sie trauen sich nicht zu sagen: ‚Du, deine Augen schauen anders aus.' […] Sondern es ist mehr so ein Gestammel, so ein Gestottere."

Ähnlich ergeht es Murray Hall, der in der Regel ebenfalls nicht darüber nachdenkt, dass er Migrant ist: „In irgendeiner Definition bin ich das wahrscheinlich. Nicht, dass ich mich so fühle."

Er würde sich eher als „*part of the furniture*“ bezeichnen — ein englischer Ausdruck, für den er noch keine Entsprechung im Deutschen gefunden hat: „Hier kann man sagen, ich bin ‚*part of the furniture*’ geworden. Das heißt, ich falle nicht mehr so auf als Ausländer, nehme ich mal stark an (lacht).“

Andere wiederum äußern eine deutliche Distanz zur Bezeichnung Migrant. Victor Turner etwa verneint ohne zu zögern, als ich nachfrage, ob er sich selbst als Migrant bezeichnen würde. Er habe sich diese Frage selbst auch noch nie gestellt: „No, because of the European Union. I’m an English guy living in Austria.” Wer seiner Ansicht nach ein Migrant sei? Eher jemand, der endgültig in ein anderes Land geht: „Who leaves a place to start a new life.“ Und er fügt hinzu: „Which is, I guess, what I did, but it doesn’t feel like that.”

Besonders aufschlussreich in dieser Hinsicht ist das Gespräch mit Jill Zobel: Wir nahmen per eMail Kontakt auf, um einen Termin für unser Interview zu vereinbaren. In meinem ersten Schreiben erklärte ich mein Forschungsprojekt, und ich fragte, ob sie bereit wäre, mir ein Interview zu geben. Ja, das sei sie, antwortete sie mir, fügt aber hinzu: „I also think you should know the following. I came here 34 years ago for one reason, to marry an Austrian. […] I have never felt like a migrant and frankly those feelings of being a foreigner date back so many years.” Einige Tage nach unserer eMail-Konversation empfing Zobel mich schließlich in ihrer Wohnung. Ich hatte kaum das Wohnzimmer betreten, äußerte sie erneut Zweifel, ob sie mir überhaupt helfen könne — hätten sie, und andere, die sie kenne, doch im Prinzip alle die gleiche Geschichte: Sie verliebten sich, sie kamen und sie blieben. Auch im Laufe unseres Interviews kam sie mehrmals auf das Thema Migrant-sein zu sprechen. „But that’s what I told you at the beginning: I never felt like an immigrant. I *moved* here — I didn’t migrate here.” Als Migrant betrachte sie sich jedenfalls nicht: „I moved here and I stayed. That’s it.” Auf die Frage, warum nicht, entgegnet sie: „I know what migrants are and I live in the second district in an immigrant community, or a community to which many people from other countries have migrated. But I look at them and it’s not because of their color or whatever … You know, I just feel different.” Für sie sei das Wort Migrant keineswegs abwertend, sie fühle sich damit einfach nicht angesprochen: „I find this migrant-thing … I don’t see it as negative. I just don’t feel like it has anything to do with me.” Sie fügt hinzu, dass ihre Migration freiwillig und ohne Schwierigkeiten von statten ging: „I parted from my things easily in the States. I took books here, which was weird, but I had thousands of books, I gave away thousands of books. I took some records here (lacht), and clothing, and that was about it. Some pots and pans — they were good ones. Other than that I sold everything.”

Was sie persönlich unter einem Migranten verstehe? „Someone who migrates to some place for food, for money, perhaps for love, for political reasons — I mean, for all sorts of reasons. I never would have — I am very certain — I never would have left the States, I never would have had to leave the States, had I not fallen in love with K.” Ja, räumt sie ein: Liebe sei vermutlich auch ein Grund. „I think that people migrate for reasons. And I guess love is a reason. […] I guess it is, you know … I don’t think of that.”

Sie grenzt sich außerdem von anderen amerikanischen Immigranten ab. Als Beispiel erzählt sie von Begegnungen mit Frauen der „American Women's Association". Sie hatte nicht das Gefühl, dort dazuzugehören: „Because they weren't me. […] And they always talked about the same things. They always talked about migration, integration issues, or problems, or ignored the fact that they were not living at home and tried to rebuild America." Ähnlich erging es ihr, als sie Frauen der „United Nations Women's Guild" kennenlernte: „I went to their Christmas bazaars but I don't belong to that UN community. I interviewed a lot of people at the UN and had dinners or drinks with them, with or without my husband, but I don't belong to that community." Freundschaften schloss sie in diesen internationalen Kreisen nicht. Der Kontakt bestand eher aus einer Einladung zu einer Geburtstagsfeier hier, einem Spielplatzbesuch mit anderen Müttern dort: „But I never jumped into that world." Sie lebe einfach nicht in deren Welt, ergänzt sie. Sie untermauert ihre Überlegungen mit einem weiteren Beispiel: „I know people, who used to all sit together at the end of a work day. And I had a feeling they were all sort of expatriates. And I wasn't." Auf meine Frage, ob sie Gründe dafür nennen kann, warum sie sich dort nicht zugehörig fühlte, erwidert sie: „I had enough to do, being a wife and mother, I had a stepson and a kid and a job. […] And we had a good circle of friends. We were about as social as we could be. […] So I had a working world, I had our original circle of friends and family, and then I had this kid's world."

Ovtcharov wiederum stellt lakonisch fest, er fände es am besten, würde man gar keine Begrifflichkeiten mehr verwenden, die darauf hinweisen, dass jemand von woanders stammt: „Migrant, das hört sich wie Mutant an. Mir ist es egal. Ich finde, wenn man das irgendwann lernt, nur Mensch zu sein, ohne Migrationshintergrund und so … Verdammt, es ist egal, wir leben im 21. Jahrhundert — es ist absolut egal, wo du geboren bist! Man kann weder stolz sein, dass man von irgendwo ist, noch sich schämen. Ich weiß nicht, das passiert einfach."

Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle abschließend betont, dass die Distanzierungen bei niemandem mit einer wie auch immer gearteten Migranten-feindlichen Einstellung zusammenhängen. Stellvertretend sei hier Turner zitiert, der sich eindeutig nicht als Migrant bezeichnen würde, der aber betont, dass es definitiv eine Bereicherung sei, an verschiedenen Orten gelebt zu haben: „The more cultures you have in your heart, the better. I do think where you live: part of that becomes part of you. I was in Paris only for six months. […] Yes, it is part of you. I think if you have that, it is enriching."

5.3 Begriff „Migration" weckt vor allem negative Assoziationen

Die Fallbeispiele weisen interessante Diskrepanzen auf: Der Migrationshintergrund spielt in allen Biographien eine Rolle — mit den entsprechenden Fachtermini („Migrant" oder „Migrationshintergrund") identifizieren sich die Radiomitarbeiter jedoch wenig bis gar nicht. Ist von der abstrakten Figur eines „Migranten" die Rede, assoziieren sie damit vorwiegend

schwierige Lebensumstände. Anders in ihren konkreten Fällen: Hier kann der Migrationshintergrund nämlich sehr wohl eine positive Ressource darstellen.

Dass Migration auch positive und lehrreiche Erfahrungen mit sich bringen kann, sei anhand weiterer Beispiele unterstrichen. Higazi etwa stellt fest: „And so, throughout all the years of all the places where I have lived as a teenager and as an adult, I really learned a really interesting lesson, and I think I have a unique perspective." King spricht von wertvollen Lernprozessen: „It gives you another perspective to live in another country. And without any doubt, to live in a culture not your own is to discover borders you don't know you had, until you were in an environment which is *fremd*." Das Leben in verschiedenen Ländern erweitere den Horizont, beschreibt Bostock: „And I think sort of having lived abroad, and okay, it's not like people who have lived in Asia — but I lived in France, lived in Austria: but at least I have a more open attitude to […] what's out there, who is out there, and just life generally, I think."

Auch jene, die „nur" zwischen Österreich und Deutschland migrierten, wurden von diesen Lebenserfahrungen geprägt. Springenschmid blickt zurück: „Aber ich glaub schon, dass ich durch das Aufwachsen in München und auch durch das, wie die Schule war, in der ich war, ein Maß an — wie soll man sagen — Weitsicht gewonnen hab, das ich wahrscheinlich in Österreich nicht so gewonnen hätte." Er resümiert: „Irgendwie ist dieses Deutschland-Österreich-Ding dann schon so eine Art Lebensthema bei mir. Das ist schon etwas, womit ich mich dauerhaft beschäftige. Weil man halt auch ständig drauf gestoßen wird." Das führte in seinem Fall auch zu einem großen Interesse am Thema Migration:

> Ich hab mich mit der Migrationsthematik auch journalistisch und politisch recht beschäftigt. Möglicherweise kommt das auch aus der eigenen Betroffenheit heraus. Und schaff es aber leider nicht immer, innere Distanz herzustellen. Ich reagiere da wirklich auch aggressiv, wenn ich Politiker-Sprüche oder so was lese. Das Reduzieren eines Menschen auf seine Herkunft macht mich aggressiv.

Auch Holzmann kommt mehrmals darauf zu sprechen, dass ihn seine Migration nach Deutschland beeinflusste: „Für mich war das schon wichtig, dass ich dort war. Also mich als Menschen hat das bestimmt. Also wenn ich drüber rede, wird mir das wieder bewusster. Für mich, dass ich der geworden bin, der ich bin, […] dafür war die Zeit schon sehr wichtig." Er schließt das Interview mit der Feststellung: „Unterm Strich muss ich sagen, war es eine positive Erfahrung. Ich glaube, würde ich woanders hingehen, wäre es wieder eine."

Auch Angehörigen der zweiten Generation können dank ihres Migrationshintergrundes Ressourcen zur Verfügung stehen. Jenny Blochberger, Barbara und Sebastian Schlachter Delgado sowie Mari Lang sind zweisprachig aufgewachsen. Während Lang als Jugendliche nicht gerne Ungarisch sprach (siehe 6.5), bezeichnet sie ihre Sprachkenntnisse mittlerweile als „Geschenk". Eine Dienstreise nach Ungarn führte ihr das vor Augen. „Da ist mir das erst so bewusst geworden: Das ist ja eigentlich gefragt, und wow, ich hab da ja einen totalen Vorteil, weil wer kann schon die Sprache." Daher begann sie im Erwachsenenalter, ihre Ungarischkenntnisse aufzufrischen und zu vertiefen. Manche profitieren auch in anderer Hinsicht: Sebastian Schlachter Delgado erzählt

zum Beispiel, seine Mutter habe ihren Kindern Hilfsbereitschaft gegenüber Schwächeren gelehrt und Weltoffenheit vermittelt. Das führt er nicht zuletzt auf die Erfahrungen zurück, die sie als Immigrantin machte: „[S]ie hat mir überhaupt einen ganz anderen Fokus auf alles beigebracht. Ja, und wie gesagt, wenn du eine Mischung bist, dann geht es gar nicht anders, weil was soll mir meine Mutter sagen? Hey, denk an die österreichischen Werte?“

Migrationserfahrungen oder ein Migrationshintergrund können also durchaus eine Bereicherung darstellen. Wie auch der Kultur- und Sozialanthropologe Daniel Reichman feststellt: „The experience of migration broadens horizons and produces a new, critical perspective on social reality“ (Reichman 2011:554). Dennoch werden Weltläufigkeit, Weitsicht, Erkenntnisgewinn, Bildung oder Mehrsprachigkeit nicht in erster Linie mit Migration in Verbindung gebracht. Dabei ist Mobilität per se keineswegs nur negativ besetzt. Man denke alleine an Reisen: Diese gelten in der westlichen Welt gemeinhin als erstrebenswert, und sie stehen für Erkenntnisgewinn und die Möglichkeit, persönlich zu wachsen (Kaplan 2003:212).

Wie aber der deutsche Migrationsforscher und Journalist Mark Terkessidis anmerkt: „Es gibt kaum Bilder, die Einwanderung als etwas Positives entwerfen“ (Terkessidis 2010:105). Aufschlussreich ist auch die Feststellung der Soziologin und Migrationsexpertin Riva Kastoryano: „Words and concepts concerning immigration or the presence of immigrants are controversial and loaded with feeling, sometime spawning conflicts and sometimes contributing to them“ (Kastoryano 2002:15). Der Soziologe Thomas Geisen wiederum stellt fest: „Im 20. Jahrhundert ist der soziale Typus des Migranten neu zu einem zentralen Modell der gesellschaftlichen Produktion von Außenseitern geworden“ (Geisen 2007:35).

Daher auch die Reaktionen in den Interviews: Mit Migration assoziierten die Radiomitarbeiter vorwiegend problematische Lebensumstände, Schwierigkeiten, Endgültigkeit und Unfreiwilligkeit, oder auch einen schmerzhaften Abschied. Ebenso verbanden sie damit unbehagliche Gefühle, wie etwa ein „da und dort nicht zuhause sein“, ein „sich fremd fühlen“, oder die Angst davor, „anders zu sein“. Ebenso evoziert die Thematik Vorstellungen von Menschen, die in irgendeiner Form abgegrenzt von der Mehrheitsgesellschaft — etwa in einer sogenannten *community* — leben.

Einige erwähnen, sich nicht als Migrant zu „fühlen“ — ohne freilich zu konkretisieren, was die Gefühlwelt eines Migranten denn speziell ausmachen könnte. Andere räumten ein, sie seien wohl Migranten, der Migrationshintergrund erschwere ihnen aber das Leben nicht. Dass das extra erwähnt wird, zeigt, dass gemeinhin die Annahme herrscht, Migrant zu sein gehe mit problematischen Lebensumständen einher. Manche betrachten sich, wenn schon, dann eher als „andere“ Migranten: Während die „normalen“ Migranten Benachteiligungen erfahren, erwachsen ihnen selbst aus ihrem Migrationshintergrund in der Regel keine Nachteile.

Insofern ist „Migrant“ keine Selbstbezeichnung, die man — wie etwa Student, Journalist oder Tourist, um willkürlich einige Beispiele aus dem Alltag aufzuzählen — vermutlich ohne lange nachzudenken in passenden Situationen auf sich selbst anwenden würde.

5.4 Der Migrant innerhalb der nationalstaatlichen Ordnung

Die Bezeichnung „Migrant“ bezieht sich also im alltäglichen Verständnis tatsächlich meist nicht auf alle Migranten. Dass der Begriff Migration Unbehagen hervorruft, fußt übrigens keineswegs zwingend in einer Ablehnung von Migranten: Auch meine Feldforschung zeigt, dass Menschen, die selbst Migrationshintergrund haben und in keiner Weise einer Migranten-feindlichen Gesinnung verdächtig sind — die dem Thema aufgeschlossen und interessiert gegenüber stehen —, Migration mit problematischen Lebenssituationen assoziieren.

Nun geht es freilich nicht darum, zu ignorieren, dass sich zahlreiche Migranten tatsächlich in schwierigen Umständen wiederfinden und mit sozialer sowie ökonomischer Ausgrenzung zu kämpfen haben. Vielmehr geht es um eine Bewusstmachung, dass Migration ständig geschieht — dass im öffentlichen Diskurs aber zumeist nur gewisse Formen davon Aufmerksamkeit erregen, während andere weitgehend ignoriert werden.

Dabei ist Mobilität nichts anderes als eine allgegenwärtige Lebensrealität. Wie auch die Interviews demonstrieren, sind zum Beispiel Auslandssemester, Auslandspraktika oder Au-pair-Aufenthalte für viele junge Menschen der sogenannten Mittelschicht nahezu selbstverständlich geworden. Dieser Selbstverständlichkeit — dieser Normalität — steht der Begriff „Migrant“ gegenüber: Wie eingangs (siehe Kapitel 2) erwähnt, wird Migration als Ausnahmeerscheinung im System wahrgenommen, die im Gegensatz zu Sesshaftigkeit einer Erklärung bedarf. Diese Vorstellung wurzelt darin, dass die Unterteilung der Welt in Nationalstaaten gemeinhin als selbstverständlich gilt und auch nicht hinterfragt wird. Und das, obwohl die Nationalstaaten, wie wir sie heute kennen, eigentlich vergleichsweise jung sind (Wicker 1998:9). Führt man sich dieses System vor Augen, wird deutlich, warum sich die Außenseiterrolle des Migranten so hartnäckig hält.

Hier fehlt der Raum, um detailliert auf die historische Herausbildung der Nationalstaaten einzugehen, festgehalten sei bloß, dass sich im 18. und 19. Jahrhundert in Europa Nationalstaaten bildeten, die die größten Anteile der (meist namensgebenden) Ethnien in sich vereinten. Die Grenzen der vormaligen Großreiche (Russland, Österreich-Ungarn, Osmanisches Reich) hatten zuvor unterschiedliche Bevölkerungsgruppen und Kulturen umfasst. Die Neuordnung strebte schließlich eine „Deckungsgleichheit“ — also eine Art politischer und nationaler Einheit — an. Diese Neugliederungen verliefen nicht friktionsfrei, sondern waren von Kriegen und Konflikten begleitet (Oswald 2007:56). Vor allem nach dem Ersten Weltkrieg wurde die nationalstaatliche Souveränität über ein bestimmtes Terrain schließlich immer selbstverständlicher (Geisen & Riegel 2007:12–13; Oswald 2007:57–59; Wimmer 2002:62).

Der Anthropologe Ernest Gellner (1983) führt die steigende Hinwendung zur Nation ab dem 19. Jahrhundert unter anderem auf die Industrialisierung zurück: Die Menschen waren plötzlich deutlich mobiler, und wurden somit Teil von ungleich größeren sozialen Systemen. Sie konnten sich nicht mehr länger entlang von Verwandtschaftsgruppen, Religionen oder lokalen *communities* organisieren. Die großen Veränderungen verunsicherten, und schürten das Verlangen

nach einer zusammenhaltenden Ideologie. Nationalismus schien dieses Bedürfnis befriedigen zu können. Demnach wäre die Hinwendung zur Nation eine Art Ersatz für ältere Formen der sozialen Organisation. Kritiker (z.B. Wimmer & Feinstein 2010) ergänzen, dass auch die strukturellen Möglichkeiten, Macht auszuüben, eine Rolle spielten: Den Machthabern der ehemaligen Sowjetunion gelang es zum Beispiel, nationalistische Bewegungen in den hoch industrialisierten Provinzen in Schach zu halten. Spanien wiederum, geschwächt durch die Napoleonische Invasion und die darauffolgenden Unruhen, gelang dies in den Überseekolonien weniger gut (Wimmer & Feinstein 2010:778). Ebenso räumen sie der wirtschaftlichen und kulturellen Modernisierung keinen derart starken Einfluss ein: „This global outcome — the almost universal adoption of the nation-state form — therefore emerges from local and regional processes that are not coordinated or casually produced by global social forces" (Wimmer & Feinstein 2010:785). Welcher Argumentation man auch anhängen mag: Der Kernpunkt ist, dass die Aufteilung in Nationalstaaten — siehe: „almost universal adoption of the nation-state form" (Wimmer & Feinstein 2010:785) — ohne Frage die gegenwärtige Ordnung der Welt darstellt. Benedict Anderson (1991) etwa spricht von einer Nation als „*imagined community*", also einer „imaginierten Gemeinschaft": Eine gemeinsame Vergangenheit wird imaginiert und auch instrumentalisiert, da so die Durchsetzung nationaler Interessen gerechtfertigt wird.

In der Praxis wachsen jedenfalls nahezu alle Menschen innerhalb der nationalstaatlichen Denklogik auf. Schüler lernen mithilfe der Weltkarten, wo sich welche Länder befinden. Sie erkennen auf den ersten Blick, dass jedes Land mit einer anderen Farbe gekennzeichnet ist, und so von seinen Nachbarn unterschieden werden kann. In den einzelnen Ländern wiederum bestimmen die jeweiligen Machthaber, wie gesetzliche, politische, militärische oder soziale Fragen gehandhabt werden (Wimmer 2002:56–57). Der Soziologe Andreas Wimmer, zu dessen Forschungsschwerpunkten die Entwicklung, die Rolle und der Einfluss des Nationalstaates zählen, erklärt Dynamiken des Machterhalts durch „*ethnic boundary-making*":

> The change from empires to modern nation-states, however, implied three fundamental differences in the politics of ethnic boundary-making. First, the principle of ethnonational homogeneity and of the ethnic-national representativity of the ruling elite became *de rigueur* for the legitimization of authority. Thus, state elites now attempted to systematically homogenize their subjects in cultural and ethnic terms, usually by declaring their own ethnic background, culture and language as the ‚national' core into which everyone else should aspire to melt. Secondly, stratifying ethnicity, dividing rulers from ruled, privileged groups from less privileged ones, was replaced by a vertical ethnic boundary that separated foreigners from nationals, national majority from ethnic minority. […] Third, for all these reasons, the state apparatus now embarked upon an active politics of diversity management that pre-modern empires were neither interested in nor capable of. (Wimmer 2006:337)

Da die Folgen der Globalisierung schließlich immer deutlicher ins Auge stachen, gingen manche Theoretiker (siehe z.B. Appadurai 1996) übrigens davon aus, Nationalstaaten würden an Einfluss verlieren, und transnationale Ströme und diasporische Nachbarschaften gewännen im Gegenzug an Bedeutung. Dem widersprechen aber rezente Entwicklungen: Nationalstaaten wurden in der Vergangenheit zahlenmäßig nicht weniger, sondern sogar mehr. Ein Beispiel dafür ist die

postsozialistische Staatenbildung nach dem Ende der Sowjetunion (Kappeler 2005:250). Außerdem tragen sich nach wie vor tagtäglich Konflikte zu, die entlang nationaler oder ethnischer Linien argumentiert werden und organisiert sind (Gedalof 2003:91). Menschen definieren auch ihre Identität zunehmend über die Zugehörigkeit zu einem Nationalstaat (Glick Schiller et al. 1995:52–53; Wicker 1998:11).

Was die Identifizierung mit dem Nationalstaat betrifft, spricht der Philosoph und Kulturkritiker Slavoj Žižek (im Original auf Englisch) von einem „*Nation-Thing*" (Žižek 1990:51): Die Menschen glauben gemeinsam an dieses „Ding", von dem zwar niemand weiß, um was genau es sich handelt, aber dennoch hält es die Menschen zusammen. Diese Beziehung zur Nation, die mithilfe dieser Vorstellungen geformt wird, scheint auf dem Spiel zu stehen, wenn der eigene „*way of life*" durch vermeintliche „Fremde" bedroht scheint. Was dieser „*way of life*" genau ist, ist ebenfalls nicht genau festgeschrieben. Antworten bleiben meist vage und beschränken sich auf Fragmente, wie etwa auf die Art und Weise wie man feiert, wie Menschen Beziehungen aufbauen, wie sie Initiationsriten zelebrieren, oder schlicht auf: „[…] all the details by which is made visible the unique way a community *organizes its enjoyment*" (Žižek 1990:52; Hervorhebung im Original)."

Abgesehen von Fragen der Identität und der Identifizierung beeinflussen Staaten und deren Regeln die alltägliche Handlungspraxis der Menschen freilich in vielerlei Hinsicht. Migriert ein Individuum in einen anderen Nationalstaat, ist es mit den dort herrschenden Machtstrukturen konfrontiert. Die Gesetze prägen die strukturellen Rahmenbedingungen, sie geben ausländer- und asylrechtliche Bestimmungen vor, sie regeln den Zugang zu Bildung und Arbeitsmarkt, den Anspruch auf diverse Förderungen und so weiter. Das bedeutet: Sie beeinflussen stark die individuellen Gestaltungsmöglichkeiten in verschiedenen Bereichen (Reißlandt 2007:102). Der Einfluss der Nationalstaaten darf also, aller weltweiten Verflechtungen zum Trotz, nicht unterschätzt werden: „This means that we have to take the ‚nation' in transnationalism very seriously indeed" (Dahinden 2010:70).

Die nationalstaatliche Ordnung ist also ein machtvolles Gefüge, das im Hintergrund wirkt, und das das Leben auf mannigfaltige Weise beeinflusst. Da es allgegenwärtig ist, ist es für die meisten Menschen zur Selbstverständlichkeit geworden, innerhalb dieses Systems zu leben und zu agieren. Erwähnenswert in diesem Kontext sind die Ausführungen von Wimmer und Glick Schiller in *Methodological Nationalism and the Study of Migration* (2002). Darin gehen sie auf das nicht-Hinterfragen der nationalstaatlichen Ordnung und die damit verbundenen Folgen ein. Sie sprechen in diesem Kontext von „methodologischem Nationalismus" (im Original: „*methodological nationalism*", ein Begriff der in den 1970er-Jahren vom Soziologen Herminio Martins eingeführt wurde; Anm.). Die Einteilung der Welt in die Nationalstaaten schlicht nicht zu hinterfragen, ist laut Wimmer und Glick Schiller bereits eine Form des methodologischen Nationalismus (Wimmer & Glick Schiller 2002:221). Eine weitere ist die Naturalisierung des Nationalstaates: Das bedeutet, dass man Gesellschaften innerhalb der nationalstaatlichen Grenzen

als Gemeinschaft und somit auch als natürliche Analyseeinheit — etwa als Ausgangspunkt für Studien — betrachtet. Die meisten Institutionen des täglichen Lebens nehmen den Nationalstaat als Rahmen für ihre Untersuchungen: Eine Universität untersteht zum Beispiel einem Ministerium, das wiederum Forschung und Lehre von „nationaler Relevanz“ wünscht. Ebenso nehmen Statistik-Ämter in der Regel eine nationale Bevölkerung, Wirtschaft und Politik als gegebene Einheit an (Wimmer & Glick Schiller 2002:223; siehe auch Perchinig 2010:15).

Wie Wimmer und Glick Schiller außerdem ausführen, scheinen Menschen, die nun in den „eigenen“ Nationalstaat eindringen, „kulturell anders“ zu sein. Dieses Unterstreichen der Unterschiede ist unter anderem eine Folge der Politisierung von Ethnizität während der Entstehungsphase der Nationalstaaten: War es doch ein zentrales Anliegen des Nationalstaats-Projekts, alle Gruppen, die nicht die vermeintlich „nationale Kultur“ repräsentierten, als „fremd“ und somit als „nicht dazugehörend“ abzugrenzen (Wimmer & Glick Schiller 2002:223).

Daher ist oft von der sogenannten „Mehrheitsgesellschaft“ die Rede, oder auch von „Minderheiten“: „‚*Minority Issues*’ are therefore *the true-born child of the modern state*, where the ambitions to standardise and unify, and the demands of participation, are greater than in other large-scale political entities” (Eriksen 2001:279; meine Hervorhebung). Ebendiese Mehrheiten wie Minderheiten sind jedoch soziale Konstrukte: Beide entstehen durch das Definieren von Grenzen zwischen einander (Wimmer 2008:67–68). *Die* Mehrheitsgesellschaft innerhalb eines Nationalstaates existiert also nicht: „Die Deutsche und noch vielmehr der Deutsche — das sind Ideen, Vorstellungen, Konzepte, Schemen, Phantasien, Träume, Programme, Entwürfe, Fiktionen, Wünsche, doch keine greifbare Realität: Sie und ihn gibt es nicht“ (Mecheril & Teo 1994:9). Das gilt umgekehrt auch für die sogenannten Minderheiten. Übrigens weist der Terminus Minderheit nicht zwangsläufig darauf hin, dass eine Gruppe zahlenmäßig kleiner ist als eine andere: Ebenso kann diese Bezeichnung ein Hinweis auf die Machthierarchie sein (Eriksen 2001:282; Oswald 2007:21–22). Eine sogenannte Minderheit — ob nun diskriminiert oder nicht — ist jedenfalls eine „konstruierte, erfundene gesellschaftliche Einrichtung“ (Buden 1999:33).

5.5 Die Folgen für Migranten

Trotz der imaginierten und angestrebten Homogenität herrscht freilich bereits unter den Staatsbürgern eines Nationalstaates keine Gleichheit. Wie Wallerstein (2007) erklärt, fußt das System der kapitalistischen Weltwirtschaft auf dem Grundprinzip der endlosen Anhäufung von Kapital. Technologie und Wohlstand verbreiteten sich auch tatsächlich weit — allerdings auf Kosten einer weltweiten Polarisierung zwischen Reich und Arm (Wallerstein 2007:62–64).

Durch die Selektionsmechanismen der modernen Marktwirtschaft kam es nicht bloß zwischen verschiedenen Ländern zu deutlichen Unterschieden, sondern auch innerhalb eines Staates: etwa hinsichtlich Bildung, sozialer oder ökonomischer Positionen. Diese Ungleichheiten werden bis zu einem gewissen Maße geduldet. Immerhin gründet die freie Marktwirtschaft auf dem Wettbewerbsprinzip, und der Zugang zu knappen Gütern sowie zu sozialen Positionen wird

permanent verhandelt. Das führt unweigerlich zur Koexistenz der Prinzipien Gleichheit und Ungleichheit. Eine Gleichstellung aller Bürger, egal ob im sozialen, ökonomischen oder in einem anderen Bereich, ist nicht vorgesehen (Wicker 1998:10–11). Wie es Perchinig formuliert: „Das zentrale Paradigma des Marktes ist nicht Gleichheit, sondern Ungleichheit“ (Perchinig 2010:25). Eine Veränderung dieses Systems scheint im Übrigen auch nicht in Sicht zu sein:

> Der Kapitalismus ist allerdings welthistorisch jenes Gesellschafts- und Wirtschaftssystem, das — als System insgesamt — aus Krisen gestärkt und nicht geschwächt hervorgeht: Mögen einzelne Unternehmen untergehen, mögen einzelne Unternehmer — wie es so schön heißt — den „bürgerlichen Tod“ erleiden, mögen zahlreiche Menschen arbeitslos werden und in Not und Elend dahinvegetieren; der Kapitalismus wird dadurch nicht gefährdet, sondern gesichert. (Dvořák 2011:43)

In dieser Weltordnung laufen Migranten nun verstärkt Gefahr, Benachteiligungen zu erfahren. Wie oben (siehe 5.4) geschildert, trägt die Vorstellung einer quasi-natürlichen, homogenen Gemeinschaft innerhalb eines Staates dazu bei, die „anderen“ im „eigenen“ Inneren rasch identifizieren zu können (Geisen & Riegel 2007:12–13). Differenz innerhalb der sogenannten Mehrheitsgesellschaft gilt häufig als etwas, das assimiliert, in einer eigenen Enklave abgegrenzt, oder gar zerstört gehört. So können sich die Angehörigen der sogenannten Mehrheitsgesellschaft ihrer vermeintlichen Homogenität — und vor allem: der damit verbundenen privilegierten Position — erneut bestätigen (Tölölyan 1991:6).

Migranten wird daher manchmal bereits die Einreise verwehrt: „The privileged access to the modern state that some ethnic groups — turned into nations — enjoy is mirrored in the exclusion of those who are being declared aliens, ethnic minorities, or immigrants with no such privileged relationship to the state” (Wimmer 2006:336). Hierbei spielen freilich Machthierarchien zwischen verschiedenen Staaten eine Rolle: Handelt es sich um Staaten mit ähnlichem Wohlstandniveau, wird der Migrant tendenziell weniger als „fremd“ wahrgenommen, und ihm wird eher Zutritt gewährt, als wenn er aus einem Land mit geringerem Wohlstandniveau kommt (Hochgerner 2011:162). Staatsbürger aus wohlhabenden Ländern bekommen zum Beispiel rascher Visa für EU-Länder, als Bürger aus den Ländern der sogenannten Dritten Welt (Bauböck & Volf 2001:34). Immigranten ist der Zugang zu diversen Ressourcen — z.B. Bildung, Arbeit, Sozialleistungen, Wohnen usw. — oft nur begrenzt oder gar nicht möglich. Sind die gesetzlichen Rahmenbedingungen ungünstig, können soziale Ungleichheiten richtiggehend einzementiert werden (Reißlandt 2007:102).

Zudem wird Migranten oft Illoyalität attestiert: Innerhalb eines Nationalstaats wird die Loyalität der Bürger gegenüber „ihrem“ Staat in der Regel vorausgesetzt. Diese Loyalität wiederum garantiert ihnen jene Rechte, die ebendieser Staat bietet. Migranten könnten nun einem anderen Staat gegenüber loyal sein. Somit kann der Migrant als eine Art „Störenfried“ innerhalb der imaginierten Solidaritätsgruppe konstruiert werden (Wimmer & Glick Schiller 2002:228). In diesem Kontext spielen auch Oppositionspaare wie sesshaft/Nomade oder verwurzelt/entwurzelt

eine Rolle, denn diese unterstreichen „[…] the characterization of migrant populations as nationally suspect and potentially disloyal“ (Silverstein 2005:366).

Ein Beispiel zur Veranschaulichung ist das Sozialsystem, das sich innerhalb eines Staates entwickelte: Migranten scheinen nicht wirklich hineinzupassen — andererseits kann man sie auch nicht völlig ausschließen, da sie durch diverse Prozesse (z.B. im Zuge der „Gastarbeiter“-Rekrutierung) auch aktiv ins Land geholt wurden. Dennoch bleibt ein Beigeschmack von Illegalität und Missbrauch, der sich politisch nur allzu leicht ausschlachten lässt (Wimmer & Glick Schiller 2002:228). Populistische Politiker in Österreich lancieren beispielsweise regelmäßig Vorwürfe, Immigranten stellten eine Belastung für den Staat und das Sozialsystem dar. Derartige „Sozialschmarotzerdebatten“ werden seit den 1990er-Jahren immer wieder geführt (Lebhart & Münz 1999:21).

Da sie eben nicht in die sogenannte Mehrheitsgesellschaft zu passen scheinen, werden Migranten außerdem häufig einer „Minderheit“ zugerechnet, zum Beispiel einer ethnischen *community*: „Ein Großteil der bisherigen Forschung betrachtet ethnische Gruppen als selbstevidente Beobachtungs- und Analyseeinheiten und setzt voraus, dass sich diese von der Mehrheitsgesellschaft kulturell unterscheiden und sozial abgeschlossene Gemeinschaften bilden, deren Mitglieder einander in Solidarität verbunden sind“ (Wimmer 2008:57). Die Menschen unterscheiden sich voneinander aber durch ihre Interessen, ihre Sprache, ihre Herkunft, ihren Aufenthaltstitel und vieles mehr. Unterstellt man ihnen alleine aufgrund ihrer Herkunft Gemeinsamkeiten, spricht man ihnen ihre individuellen Motivationen und Handlungsfähigkeiten bis zu einem gewissen Grad ab. In diesem Fall kann man von „methodologischer Ethnizität“ sprechen, die mit dem methodologischen Nationalismus vergleichbar ist (Glick Schiller & Caglar 2007:41–42). Ein Beispiel dafür wäre, wenn man Migranten, die aus urbanen sowie ländlichen Regionen stammen, über einen Kamm schert und schlicht unter „die Dominikaner“ subsumiert. Individuelle Umstände, Lebenserfahrungen und Unterschiede werden so vernachlässigt (Glick Schiller & Caglar 2007:47).

Zusätzlich bestätigen auch Statistiken laufend die Sonderstellung von Migranten: Da bei statistischen Erhebungen zumeist Durchschnittswerte einer nationalstaatlichen Bevölkerung als Analyseeinheit hergenommen werden, halten das nationale Mittel bei Einkommen, Kinderzahl pro Familie oder Arbeitslosenrate als Vergleichsgrößen her. Statistiker vergleichen also Durchschnittswerte der Bevölkerung eines Nationalstaates mit denen verschiedener Migranten. Vergleichsweise selten werden Migranten hingegen mit jenen Staatsbürgern verglichen, die ihnen bezüglich Einkommenshöhe und Bildungsgrad ähnlich sind (Wimmer & Glick Schiller 2002:229).

Immigranten können also rasch als „problematisch“ konstruiert werden: als Eindringlinge, als Bedrohung der nationalen Identität, Integrität und Solidarität sowie einer imaginierten Gemeinschaft und deren gemeinsamer Geschichte, Sprache und Kultur (Stolcke 1995:8).

5.6 „Migrationshintergrund“ ist kein neutraler Begriff

Theorie und Feldforschung zeigen also, dass Bezeichnungen wie „Migrant“ oder „Migrationshintergrund“ nicht neutral sind. Die Vorstellungen, die diese Begriffe evozieren, erklären auch die Zögerlichkeit mancher, Migrant-sein als Teil der eigenen Identität zu betrachten. Interessanterweise geht es übrigens gerade beim Thema Migration häufig um Identitätsfragen (Gleason 1983:910). Das ist unter anderem deshalb der Fall, weil bei Fragen nach Identität der Faktor Verunsicherung eine Rolle spielt. Fragt man sich beispielsweise: „Wo gehöre ich eigentlich hin?“, kann der Grund dafür sein, dass man fürchtet, einen Aspekt seiner Identität zu entbehren. Umso eher wiederum wird sie zum Thema (Riegler 2005:15). Mittlerweile ist Identität ein wissenschaftlicher *umbrella term*, der alles und nichts bedeuten kann (Bauman 1996:18), und auch innerhalb der Kultur- und Sozialanthropologie gibt es bloß einen minimalen Konsens darüber, was „Identität“ überhaupt ist (Gingrich 2004:14). Zumindest aber herrscht Einigkeit, dass es dabei *nicht* um einen stabilen oder „fixen“ Kern im Menschen oder um essentialistische Konzepte von Differenz geht (Gingrich 2004:14; Hall 1996:4). Vielmehr geht es um Mehrdimensionalität: um fluide Teilidentitäten, und um ein Wechselspiel zwischen Fremd- und Eigenzuschreibungen (Gingrich 2005:40; siehe auch Cox 2007:60; Baumann & Gingrich 2004b:x; Krist & Wolfsberger 2009:167; Sting 2006:45).

Folgt man beispielsweise den Ausführungen des Soziologen Stuart Hall, spielen unter anderem historische Gegebenheiten, Sprache und Kultur eine Rolle: Es geht darum, wie man repräsentiert werden möchte, wie man bisher repräsentiert wurde, und wie sich das wiederum auf die Eigenrepräsentation auswirkt. Identitäten stehen im Zusammenhang mit der Narrativierung des Selbst, also der eigenen Lebensgeschichte: ein Prozess, der fiktionaler Natur ist und zum Teil der Imagination entstammt — der aber dennoch diskursiv oder politisch effektiv sein kann. Es geht dabei meist eher um das Suchen nach Differenz, als um das Finden einer inkludierenden Gemeinsamkeit. Identität kann im Prinzip also nur bestehen, wenn auch Differenz wahrgenommen wird: Sie definiert sich über eine Beziehung zu einem „Anderen“ und darüber, was sie im Vergleich zu diesem „Anderen“ *nicht* ist oder hat (Hall 1996:4).

Bedenkt man nun, wie Migranten häufig wahrgenommen werden — als „Sonderfall“ in der nationalstaatlichen Ordnung, anfällig für wirtschaftliches wie soziales Außenseitertum —, erklärt sich die Zurückhaltung, eine derartige Selbstbeschreibung für die Narrativierung der eigenen Biographie anzuwenden. Daher auch der Blick auf die „anderen“ Migranten, mit dem gleichzeitig eine Abgrenzung von ebendiesen „anderen“ einhergeht: *sie* haben es schwer, *sie* erleben Benachteiligung, *sie* leben abgeschottet. Diese Distanzierung kann auch bei Menschen auftreten, die selbst migrierten, und die diese Erfahrung für sich persönlich als wertvoll erachten: Die Bezeichnung „Migrant“ impliziert für sie Aspekte, die sie so in ihrem Leben nicht erfahren haben.

Die Begrifflichkeiten werden aber erst langsam hinterfragt. Gerade die Bezeichnung „Migrationshintergrund“ gilt als neutrale sowie politisch korrekte Bezeichnung: „Migrationshintergrund ist ein Begriff, der in den letzten Jahren — aus der Fachsprache kommend

— in einer breiteren Öffentlichkeit als politisch korrekter Ausdruck den Bezeichnungen von zugewanderten Bevölkerungsteilen als ‚Migranten' — oder noch pauschaler als ‚Ausländer' — gegenüber gestellt wird" (Hochgerner 2011:162). Von wissenschaftlicher Seite bringt etwa Migrationsexperte Josef Hochgerner vom Zentrum für soziale Innovationen die gedanklichen Assoziationen, die der Begriff „Migrationshintergrund" hervorruft, auf den Punkt:

> In Migrationsdebatten wird selten thematisiert, dass der Begriff Migrationshintergrund nur scheinbar neutral und allgemein gültig ist. In der Praxis werden damit sehr spezifische Annahmen, Erwartungen und Wertungen verbunden: Trotz Bemühen um *political correctness* bringt die Bezeichnung „Migrationshintergrund" zum Ausdruck, dass hier ein sozio-kultureller Hintergrund durchschimmert, der von dem dominanten sozialen und kulturellen Vordergrund verschieden ist und damit nur begrenzt kompatibel und überlagert. Der Ausdruck transportiert, entgegen der ursprünglichen Absicht, eine Differenz im Sinn von Über- und Unterordnung. Daher sind ZuwanderInnen und ihre Kinder aus „gleichrangigen" (das heißt im Allgemeinen: mit vergleichbaren Wohlstandsniveaus ausgestatteten) Staaten und Regionen wie etwa Deutschland, Frankreich, Niederlande oder Nordamerika primär *nicht* gemeint, wenn von MigrantInnen oder Menschen mit Migrationshintergrund die Rede ist. In der persönlichen Wahrnehmung von nach Österreich aus diesen Kulturkreisen zugewanderten Personen löst die Erkenntnis, dass dieser „neutrale" Begriff auch auf sie angewendet werden kann, überwiegend Überraschung aus. (Hochgerner 2011:162–163)

Ein erwähnenswertes Beispiel aus dem öffentlichen Diskurs wiederum ist das Statement der Schriftstellerin Julya Rabinowich. Rabinowich, 1970 in St. Petersburg in der damaligen Sowjetunion geboren, hat selbst Migrationshintergrund. Nach Österreich kam sie im Jahr 1977. In einer Kolumne mit dem Titel *Migrant ist der neue Tschusch. Der Umgang mit den Nichthiesigen*, die in der Tageszeitung „Der Standard" erschien, hält sie fest:

> Es scheint Menschen zu geben, die Selbstwert nicht mit ihren Qualitäten definieren, sondern mit Abwertung des Gegenübers. […] Wenn man zu zweit bis zum Hals im Dreck steckt und den anderen kopfüber eintunkt, hat man — relativ betrachtet — den besseren Stand und somit in den eigenen Augen ein gewisses Niveau gehalten. „Migrationshintergrund" wird gerne dort eingesetzt, wo man nimmer Tschusch sagen darf. Gemeint: mittellose, bildungsferne Zuwanderer. Der beschriebene Zustand soll einbetoniert werden, in Stein gemeißelt, ja nicht verändert. Die russische Opernsängerin, der wohlhabende Inder, die Schriftsteller aus England — das sind doch keine Menschen mit Migrationshintergrund! (Rabinowich 2012:A12)

Rabinowich spricht somit einige der Vorurteile an, die die Erwähnung des Wortes „Migrationshintergrund" (oder auch: „Migrant") evoziert. Ebenso listet sie auf, welche Migranten — etwa Opernsänger oder Schriftsteller — der Begriff zumeist nicht umfasst. Auch der Publizist und Bühnenautor Richard Schuberth veröffentlichte im „Standard" einen Gastkommentar zum Thema Migrationshintergrund:

> Unzählige Enkel türkischer oder jugoslawischer Einwanderer müssen sich tagtäglich die Reduktion auf eine Abstammungsgemeinschaft gefallen lassen, ganz gleich, ob sie das wollen oder nicht. Denn interessanterweise verblasst der MH [Migrationshintergrund, Anm.] plötzlich, wenn die eingewanderten Vorfahren Franzosen, Deutsche und unter Umständen russische Investoren waren. Beim MH sind beinahe immer Menschen aus Süden und Osten gemeint, deren Namen und Aussehen sie als das kulturell Differente identifizieren, welches das fiktive Eigene zu seiner Selbstvergewisserung braucht. (Schuberth 2012:35)

Die Argumente von Hochgerner, Rabinowich und Schuberth untermauern abschließend erneut, welche Gedankenbilder im öffentlichen Diskurs weit verbreiteten sind: Kommt jemand aus dem Osten oder Südosten — zum Beispiel aus der Türkei oder aus dem ehemaligen Jugoslawien — nach Österreich, wird er eher als „Migrant“ oder „Mensch mit Migrationshintergrund“ wahrgenommen. (Dabei kommen Migranten freilich mitnichten nur aus diesen Regionen: Zieht man die Statistik zu Rate, zeigt sich, dass im Jahr 2012 in Österreich zum Beispiel immerhin fast 400.000 Menschen lebten, die die Staatsbürgerschaft eines anderen EU-Landes oder die der Schweiz hatten; Statistik Austria 2012d)

Stammt er oder sie zum Beispiel aus dem Osten, verfügt gleichzeitig aber über ein entsprechendes Vermögen oder über beruflichen Erfolg (als Sänger, Autor etc.), spielt der Migrationshintergrund häufig eine geringere Rolle. Und noch weniger tut er das, wenn jemand aus einem Land mit vergleichbarem Wohlstandsniveau stammt und zum Beispiel Franzose oder Deutscher ist. Die Herkunft aus einem ökonomisch schwächeren Herkunftsland macht einen somit eher zum „Migranten“ oder zum „Menschen mit Migrationshintergrund“. Faktoren wie Armut, optische Erkennbarkeit als „Ausländer“ oder ein niedriger Bildungsstand rücken den Migrationshintergrund zusätzlich in den Vordergrund. Sind umgekehrt ein hoher Bildungsabschluss, eine Karriere oder ausreichende finanzielle Mittel vorhanden, so kann der Migrationshintergrund tatsächlich bloß zu einem Hintergrund werden.

Zu Beginn von Kapitel 2 stand die Frage: Wer ist eigentlich ein Migrant? Hier zeigt sich, dass von allen Migranten nur manche auch als solche wahrgenommen werden. Die negativen Vorstellungen, die man gemeinhin mit Migration verbindet, lassen sich politisch leicht ausschlachten, und eine Folge davon ist, dass manche Migranten rasch zum Sündenbock und für allerlei Unheil verantwortlich gemacht werden.

Freilich ist die nationalstaatliche Ordnung nun einmal eine Tatsache. Es geht an dieser Stelle nicht darum, diese zu bewerten, sondern sich bewusst zu machen, dass die Art, wie Migranten wahrgenommen werden, auch in diesem System wurzelt. Bleiben diese Vorstellungen unhinterfragt, können Ungleichheiten regelrecht einzementiert und immer hartnäckigere Abgrenzungen von „uns“ gegenüber „ihnen“ etabliert werden. Und abgesehen von rechtlichen Ungleichstellungen — die freilich deutliche Nachteile für die Betroffenen mit sich bringen können — geschehen derartige Abgrenzungen vorwiegend im Kopf.

Selbstredend wäre es nicht zielführend, Benachteiligungen, von denen zahlreiche Migranten fraglos betroffen sind, einfach zu ignorieren. Ebenso existieren im wissenschaftlichen wie öffentlichen Diskurs noch keine brauchbaren Alternativen zu Begrifflichkeiten wie „Migrant“ oder „Migrationshintergrund“. Möglicherweise könnte aber eine Art Bewusstseinsbildung helfen, zu einem weiter gefassten Bild von Migration beizutragen, und so mit einigen Vorurteilen aufzuräumen: dass Migration viel mehr umfasst, als die schmal gefassten, negativen Stereotypen suggerieren. Und: dass Erfahrungen, die jemand aufgrund seiner Migration gemacht hat, gar auch eine wertvolle persönliche Ressource darstellen können. Es geht nicht um ein Leugnen des

Problematischen, sondern darum, den Blick *auch* auf die positiven Aspekte von Migration zu richten, um so zu einer umfassenderen — und somit auch realistischeren — Sichtweise von Migration zu gelangen.

Insofern sollen auch weitere Facetten des Phänomens der (noch) „unsichtbaren“ Migration beleuchtet werden: Im folgenden Kapitel 6 bespreche ich positive wie negative Erfahrungen, die meine Interviewpartner im Kindes- und Jugendalter aufgrund ihres Migrationshintergrundes machten. In Kapitel 7 gehe ich auf das weite Spannungsfeld zwischen Anpassungsdruck und Freude an Differenz ein: In welchen Situationen waren meine Interviewpartner mit Rassismus konfrontiert? Wurde an sie jemals die Forderung gestellt, sich anzupassen? Und was halten sie eigentlich von Integration?

6. Die Rolle des Migrationshintergrundes im Kindes- und Jugendalter

Meine Deutschlehrerin hat vor allem auf jedem Elternsprechtag immer wieder wiederholt, dass ich unmöglich das Gymnasium abschließen kann. (Ali Cem Deniz, freiberuflicher Journalist und Student der Internationalen Entwicklung, blickt im Dezember 2012 auf seine Schulzeit zurück)

Ein Ort, wo der Migrationshintergrund eine bedeutende Rolle spielen kann, ist die Schule. Kinder und Jugendliche verbringen einen großen Teil ihrer Zeit dort. Insofern nimmt die Schule meist eine zentrale Rolle in ihrem Alltag ein. Manche meiner Interviewpartner waren mit — teils massiven — Benachteiligungen konfrontiert, andere berichten auch von positiven Erlebnissen. Die Schule hat außerdem insofern Bedeutung, als dort entscheidende Weichen für die Zukunft gestellt werden. Daher setze ich die Fallbeispiele in Bezug zu theoretischen Erkenntnissen zum österreichischen Bildungssystem. Hierbei zeigt sich, dass das Erlebte zum Teil richtiggehend beispielhaft für zahlreiche Hürden ist, die hartnäckig bestehen bleiben: Das Schulsystem ist sozial wenig durchlässig, und es erschwert Aufstieg eher, als es ihn fördert. Kinder mit Migrationshintergrund laufen Gefahr, ihr Potenzial nicht voll ausschöpfen zu können und in Schulzweigen mit niedrigem Ausbildungsniveau zu landen.

Aber auch außerhalb der Schule kann ein Migrationshintergrund in dieser Lebensphase von Bedeutung sein. Gerade Kinder und Jugendliche empfinden es häufig als verunsichernd, „anders“ zu sein als ihre Altersgenossen: Manche Kinder versuchen, ihren Migrationshintergrund zu verbergen, manche sehen sich mit handfestem Rassismus konfrontiert, andere wiederum können von Differenz auch profitieren.

6.1 Erlebnisse von Migrantenkindern in der Schule

Meine Feldforschung zu Migranten der zweiten Generation in Österreich demonstrierte bereits, dass gerade Kinder mit türkischem Migrationshintergrund massiven Benachteiligungen im Schulsystem ausgesetzt sein können: So berichtete zum Beispiel der EDV-Dienstleister Akif C., dass er in der Volksschule von seiner Lehrerin in ausnahmslos allen Fächern mit „Nicht Genügend“ beurteilt wurde (Kreid 2010:87–88). Efgani Dönmez, der später als Politiker für die Grünen im österreichischen Bundesrat sitzen sollte, wurde als Kind gar der Besuch einer Sonderschule nahegelegt (Kreid 2010:78–79).

Auch dem ebenfalls türkischstämmigen Ali Cem Deniz wurden viele Steine in den Weg gelegt. Er kam als Achtjähriger nach Österreich und stieg in die Volksschule ein: „Ich bin in Salzburg in die Volksschule gegangen. Ich bin in eine Integrationsklasse gekommen, weil man gemeint hat, vielleicht könnte ich nicht Deutsch lernen.“ Das Konzept einer Integrationsklasse bezeichnet er als paradox, denn: „Die, die in der Integrationsklasse integriert werden sollen, kommen ja mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit in die Sonderschule.“ Er schaffte es jedoch, später in eine reguläre Volksschulklasse umzusteigen.

Für Deniz war es nicht einfach, als Quereinsteiger in eine neue Klassengemeinschaft zu kommen: „Ich war auch in der Klasse der einzige Türke. Und vor allem im ersten Jahr … Ich bin auch mitten im Semester gekommen. Also 1996, im März, sind wir gekommen. Und ich bin in die erste Klasse gekommen und hab noch keine Noten bekommen für das Jahr, sondern nur dieses ‚Teilgenommen' stand da am Zeugnis. Ja, das ist schon sehr schwer." Es dauerte, bis er Freunde fand: „Na es war nicht so einfach. In der zweiten Klasse ist ein Türke dazugekommen, und in der dritten Klasse und so. Also wir waren schon so klassisch, ja? Ich war aber auch mit anderen Kindern befreundet."

Er vermutet, dass er seinen Schulabschluss ohne das tatkräftige Engagement seiner Eltern nicht geschafft hätte. Zum einen halfen sie ihm beim Lernen: „Ich hatte dadurch, dass ich Einzelkind bin, auch das Glück, dass meine Eltern sich mit mir beschäftigen konnten. Also ich hab immer genügend Unterstützung von zuhause bekommen. Ich glaube nicht, dass alleine durch die Schule alles passieren würde [dass man die Schule schafft, Anm.]. Oder durch die Lehrerinnen oder so was." Viele seiner Mitschüler hatten keinen derart starken Rückhalt: „Ich hab halt schnell gemerkt, dass es in anderen Familien nicht so zugeht, ja? Also wenn man irgendwie fünf, sechs Kinder hat, dann können sich die Familien schwer auf alle Kinder konzentrieren. Also das ist schon was anderes. Also insofern hab ich schon immer gewusst, dass das eine sehr interessante Ausnahmesituation ist."

Zum anderen setzten sich seine Eltern auch dafür ein, dass er ein Gymnasium absolvieren konnte. Wie viele Migrantenkinder war er davon betroffen, dass er in manchen Entwicklungsphasen rascher und leichter Deutsch lernte als in anderen: Während er in der Volksschule sehr gute Noten in Deutsch gehabt hatte, fiel ihm das Fach in der Unterstufe des Gymnasiums plötzlich schwer. „Ich weiß jetzt nicht, woran das liegt. Also ich weiß nicht, ob ich mich da wieder zurück entwickelt hab, oder ob da irgendwas war. Aber ich hab mir sehr schwer getan. Und ich hab mir deswegen auch in den anderen Fächern schwer getan. So in Mathe zum Beispiel, Problembeispiele zu verstehen. Oder in Englisch." Dass Heranwachsende beim Erlernen einer neuen Sprache derartige Phasen durchleben, ist im Übrigen keineswegs ungewöhnlich, wie Elfie Fleck, Expertin für bilingualen Spracherwerb, erläutert: „Sprachentwicklung ist ein langjähriger Prozess, der auch am Ende des 4. Schuljahres […] noch nicht abgeschlossen ist. So können auch im 3. und 4. Jahr zahlreiche sprachliche Turbulenzen festgestellt werden, die darauf schließen lassen, dass der Spracherwerbsprozess (noch) voll im Gange ist" (Fleck 2007:261).

Deniz' Lehrer jedoch zogen daraus den Schluss, er sei für das Gymnasium schlicht nicht geeignet: „Im Gymnasium wurde meinen Eltern dann auch mehrfach geraten, ich soll vielleicht doch auf eine Hauptschule gehen. Meine Deutschlehrerin hat vor allem auf jedem Elternsprechtag immer wieder wiederholt, dass ich unmöglich das Gymnasium abschließen kann", erinnert er sich. Das war für seine Eltern jedoch keine Option: Sie wollten, dass ihr Sohn ein Gymnasium absolviert und mit Matura abschließt. Schließlich erzielte er auch im Deutschunterricht wieder bessere Noten:

> Also ich hab immer sehr gerne gelesen, schon als kleines Kind. Und ich hab dann halt angefangen, extrem viele Bücher zu lesen in der Unterstufe. Und komischerweise hab ich ab der fünften Klasse … Also die Unterstufe hab ich wirklich mit sehr viel Mühe geschafft. […] Und ich weiß es nicht, ich kann es mir selbst nicht erklären, aber ab der Oberstufe war ich wieder ein sehr guter Schüler.

Im Laufe seiner Schulzeit verfestigte sich sein Eindruck, Kinder mit Lernschwierigkeiten erhielten zumeist keine entsprechende Förderung: „Ich hab schon das Gefühl, dass die Lehrer schon versuchen, so ein bisschen abzuschieben. Also wenn sie einen Schüler sehen, der sich irgendwie schwer tut mit der Sprache. Aber das war jetzt nicht nur, weil ich Türke bin. Im Gymnasium, da waren wir zwei Türken in der Klasse. Aber es gab viele österreichische Kinder, die genauso Probleme mit Deutsch hatten."

Auch Michel Attia berichtet, dass er in der Schule von manchen Lehrern anders behandelt wurde als seine Mitschüler. So sagt er über seine Deutschlehrerin: „Es waren schon oft komische Bemerkungen. Ich hab immer das Gefühl gehabt, ich muss mich besonders beweisen in Deutsch. Wenn ich dann, keine Ahnung, *Don Carlos* gelesen hab: Da ging es um irgendeine Interpretation, und ich hab das wohl ziemlich gut getroffen. Und dann hat sie so getan, als könnte das nicht von mir kommen." Seine Mutter hatte ihn auf derartige Ungleichbehandlungen vorbereitet, sie erwartete aber dennoch gute Noten von ihm.

> Von meiner Mutter wurde mir immer eingeimpft: Du musst mehr arbeiten als die Österreicher. Du wirst es schwerer haben. Die wollte auch immer, dass ich Jus oder Medizin studiere. Damit was aus mir wird, sozusagen. Ihr war das sehr wichtig. Nicht unbedingt ein karrieristisches Denken im klassischen Sinn, obwohl das schon auch. Aber so: Kind, du musst doppelt so viel — oder eigentlich: drei Mal so viel — machen, um als gleich gut zu gelten.

Rainer Springenschmid wiederum erzählt, dass er sich in der Schule in München aufgrund seiner österreichischen Herkunft ausgegrenzt fühlte. Und zwar nicht vonseiten der Lehrer, sondern von den Klassenkameraden: „Wobei ich jetzt nicht weiß, ob ich das [die österreichische Herkunft, Anm.] sozusagen selber für mich in Anspruch genommen habe, um als etwas Besonderes zu gelten (lacht) — oder ob das dazu benutzt wurde, mich zu brandmarken. Also ich war in der Schule dann teilweise ein bisschen ein Mobbing-Opfer." Er fügt hinzu: „Ich kann mich erinnern, einer in meiner Klasse war auch Österreicher, bei dem hat es aber keine Rolle gespielt. In der Wahrnehmung, sozusagen, von den Kollegen. Also es wird wohl was damit zu tun gehabt haben, dass ich es wahrscheinlich auch für mich reklamiert habe, um mich in den Mittelpunkt zu spielen."

Auf der anderen Seite äußert Conny Lee den Verdacht, dass sie aufgrund ihres Migrationshintergrundes von manchen Lehrern sogar bevorzugt wurde: „Ich hatte Gott sei Dank auch keine Probleme mit dem Lernen, ich hatte immer gute Noten — also so ganz das Klischee vom asiatischen Mädchen. Also immer Einser und Zweier, und im Schulorchester, und in allen Zusatzgruppen meiner Schule war ich irgendwie aktiv, und Klassensprecher und so." Sie mutmaßt, dass auch der Faktor Gender eine Rolle spielte: „Ich glaube, das liegt eben auch daran, dass ich ein asiatisches *Mädchen* war, und kein Junge. Weil eben als Mädchen hatte ich diesen

süß-Bonus, der einfach ganz stark in diesem Stereotyp drinnen ist.“ Sie zieht Parallelen zu den Erfahrungen ihrer Geschwister. Ihre drei Brüder wurden verspottet, weil sie kleiner waren als ihre Mitschüler, ihre Schwester wiederum machte positive wie negative Erfahrungen: „Auf der einen Seite sagt sie, dass sie als Kind schon immer ein bisschen gehänselt wurde. Auf der anderen Seite sagt sie, dass sie schon durch ihr exotisches Aussehen auch viele Vorteile hatte. Ich glaube, dass man es als asiatische Frau da irgendwo einfacher hat, als ein asiatischer Mann.“

Auch Sebastian Schlachter Delgado erinnert sich, im Kindesalter eine Zeit lang aufgrund seines Aussehens Sympathien der Lehrer geerntet zu haben. Hinzu kam, dass er ab seinem vierten Lebensjahr Cello spielte: Er wuchs in Salzburg in einem Umfeld auf, in dem klassische Musik hohes Ansehen genoss, und Erwachsene nahmen ihn wahr als „so ein Kleiner, exotischer, mit Lockerln und so, der Cello spielt in dieser klassischen Welt.“ Das führte dazu, dass ihn manche Lehrer bevorzugten. Als er im Teenageralter sein Studium der klassischen Musik beendete, verlor er diesen Bonus. „Ich hab mich auch nie wirklich zuhause gefühlt, und ich hab mich nur anerkannt gefühlt aufgrund dessen, dass ich Cello spiele, und nicht aufgrund der Person, die ich bin“, erklärt er. Nachsatz: „Was sich dann auch irgendwie bewiesen hat, weil ich hab das Cello aufgehört, und dann bin ich in der Schule überall durchgeflogen.“

6.2 Schule: eine Institution zur Reproduktion

Bereits die wenigen Fallbeispiele verweisen auf systemimmanente Probleme, die im österreichischen Bildungssystem existieren. Migrantenkinder erfahren häufig Benachteiligungen, wobei ein Migrationshintergrund aus Südkorea zum Beispiel weniger Probleme mit sich bringt, als aus Ägypten oder der Türkei. Wie es Lee selbstironisch in Worte fasst: „Die Stereotype, und die Klischees, die es gibt über Asiaten, sind nicht so negativ. Das ist eben: Wir sind die Streber. Es sind die, die Geige oder Flöte spielen. Ich spiele Flöte (lacht).“ Kinder türkischer Herkunft hingegen stoßen auf Hürden, die ihnen eine Bildungskarriere erschweren oder gar verunmöglichen. Dahinter steckt jedoch nicht schlicht mangelhaftes Talent oder fehlender Leistungswille der Kinder.

Lange schrieb man die Verantwortung für Erfolg oder Misserfolg in der Schule den Individuen zu. In der Ära nach dem Zweiten Weltkrieg galt das Bildungssystem *grosso modo* als leistungsorientierte Institution, in der Talent und Anstrengung zum Erfolg führen. Ab den 1960er-Jahren kamen daran jedoch Zweifel auf, da sich zeigte, dass das Schulsystem Ungleichheit und soziale Strukturen häufiger perpetuiert, als dass es hilft, diese aufzulösen (Collins 2012:193). Das Schulsystem erwies sich nicht als Aufstiegshilfe, sondern vielmehr als „[…] tool devised by the majority population to maintain the inequality of the status quo“ (Suárez-Orozco 1991:108). Da sich der angestrebte soziale Aufstieg oft nicht realisieren ließ, und gerade Kinder aus ärmeren Familien geringe Bildungserfolge erzielten, wuchs das Interesse an den Hürden, die im Schulsystem existierten (Collins 1988:300).

Ein erwähnenswertes Beispiel für die Erforschung von Bildungskarrieren ist *Learning Capitalist Culture* (1994 [1990]) des amerikanischen Historikers und Anthropologen Douglas Foley: Seine teilweise sehr reportageartige ethnographische Studie handelt vom Werdegang von Schülern in einer Kleinstadt im texanischen Süden, wo Foley in den 1970er- und 1980er-Jahren Feldforschung betrieb. Zu jener Zeit herrschte dort eine hohe Arbeitslosenrate, betroffen waren vor allem mexikanische Zuwanderer. Armut war also ein weit verbreitetes Problem. Auch hier reproduzierte die Schule die sozialen Klassen, und der spätere soziale Status zeichnete sich bereits in den Jugendjahren ab: „The school is a cultural institution where youth perform their future class roles in sports, youth groups, and classroom rituals" (Foley 1994:xv). Die ärmeren mexikanischstämmigen Bewohner tendierten zum Beispiel eher dazu, in der Kleinstadt zu bleiben oder nach einem Aufenthalt anderswo wieder zurückzukehren als die Amerikaner, die häufiger wegzogen. Nicht viele der Jugendlichen schafften nach ihrem Schulabschluss einen Aufstieg in eine höhere berufliche Position: „Only a minority of their families (9%) had upper middle class jobs […]" (Foley 1994:135).

Vergleichbares gilt für das österreichische Schulsystem, das ebenfalls soziale Schichten reproduziert. Haben die Eltern eine höhere Ausbildung, stehen die Chancen besser, dass auch die Nachkommen eine solche bekommen werden (Herzog-Punzenberger 2007a:239; Perchinig 2010:23). Anders formuliert: „Welche Faktoren haben den größten Einfluss auf die Schulleistungen? Neben der Intelligenz, die erwartbarerweise Einfluss auf Leistungen hat, ist vor allem die soziale Schicht zu nennen" (Khan-Svik 2007:261) Das funktioniert auch über den Zugang zu verschiedenen Schultypen, die über mehr oder weniger Prestige verfügen. Dieser Zugang ist eine Art „[…] border control, regulating access to membership in the group and to the resources the group controls" (Heller 2003:106). Zwar steht das österreichische Bildungssystem aufgrund seiner sozialen Undurchlässigkeit regelmäßig im Kreuzfeuer der Kritik (siehe z.B. ECRI 2010), entscheidende Reformen lassen aber nach wie vor auf sich warten. Dass etwa Deniz oder Dönmez eine entsprechende Ausbildung zuteil wurde — Dönmez wurde gar nur der Besuch einer Sonderschule zugetraut —, haben sie auch der Tatsache zu verdanken, dass sich ihre Eltern in den entscheidenden Momenten dafür einsetzten.

Zudem gilt nicht jedes Wissen und nicht jede Fertigkeit als gleichwertig: So haben im Unterricht zumeist Inhalte Priorität, die in irgendeiner Form als national relevant gelten. Während Kinder in England zum Beispiel von den Taten von Guy Fawkes hören, lernen sie oft nicht, wer Pieter Stuyvesant war[7] (Eriksen 2001:278). Was in der Schule gelehrt wird, hängt also auch mit dem jeweiligen Nationalstaat zusammen: „Schule ist eine jener staatlich kontrollierten Institutionen, wo Reproduktion von Erinnerung, Wissen und Kultur stattfindet" (Binder & Gröpel 2009:284). Insofern trägt das Schulsystem auch dazu bei, das System der Nationalstaaten aufrecht zu erhalten, denn: Um ein derartiges System möglichst effizient zu erhalten, gilt es, möglichst

[7] Fawkes war ein katholischer Offizier, der ein Sprengstoffattentat auf das englische Parlament und den König plante, das jedoch fehlschlug; Stuyvesant war gebürtiger Holländer, der u.a. niederländische Kolonien in der Karibik leitete.

früh — also bereits im Kindesalter — anzusetzen. Das Schulsystem spielt eine Rolle dabei, eine nationalstaatliche Identität zu schaffen: Auch insofern hat die Institution Schule bis heute die Funktion, eine (Bildungs-)Bürgerschicht auszubilden und zu erhalten, sowie verschiedene (etwa kulturelle) Normen zu reproduzieren (Binder 2005:183–185; siehe auch Eriksen 2001:278).

Das hat wiederum zur Folge, dass Fertigkeiten oder Wissen von Migrantenkindern in der Schule oft nicht als Ressource gewertet werden (Heller 2003:15–16). Ein Beispiel dafür sind die Muttersprachen vieler Kinder: Ihre Mehrsprachigkeit gilt oft eher als Problem oder Hemmnis denn als wertvolles Wissen (Binder 2002:197; Binder & Gröpel 2009:286). Und das, obwohl Sprachwissenschaftler wie Rudolf de Cillia und Fleck argumentieren, dass solide Kenntnisse in der Erstsprache eine wertvolle Ressource und zudem ein wesentliches Fundament zum Erlernen weiterer Sprachen darstellen (de Cillia 2007:251; Fleck 2007:262). Hinzu kommt, dass es das Selbstvertrauen der Kinder stärkt, wenn ihre Muttersprache anerkannt wird, und sie diese etwa auch im Schulunterricht verwenden dürfen (Bauböck & Volf 2001:32–33). Was den Spracherwerb betrifft, empfiehlt Fleck übrigens: „Druck von den LehrerInnen nehmen, LehrerInnenausbildung modernisieren, Deutsch- und Muttersprachenförderung im Kindergarten intensivieren, Förderung der Muttersprache in der Schule sichern und intensivieren, Deutsch zunächst wie eine ‚Fremdsprache' unterrichten sowie verstärkt auf die Kompetenzen der Eltern zurückgreifen" (Fleck 2007:262).

Freilich macht es einen Unterschied, welche Sprache das Kind als Muttersprache hat, und welcher sozialen Schicht es entstammt: „To put the matter succinctly, with middle-class students bilingualism remains invisible, while with working-class students it is seen as a problem" (Collins 2012:201). Manchen Kindern wird also vermittelt, ihre Sprache sei weniger wert als andere. In Österreich kann das etwa Kinder mit ost- oder südosteuropäischen Muttersprachen betreffen. Ebenso gilt das für Schüler, die die Sprachen der Roma und Sinti sprechen (Larcher 1999:140). In Neuseeland oder Australien wiederum widerfuhr das zum Beispiel Kindern der Indigenen: In Folge starben viele der indigenen Sprachen sukzessive aus (Gunew 2003:50).

Auch Deniz machte die Erfahrung, dass seine türkische Muttersprache keineswegs als Ressource betrachtet wurde. Lehrer attestierten ihm stattdessen ein nicht vorhandenes Sprachdefizit, aufgrund dessen sie ihm auch ein Versagen im Gymnasium prophezeiten. Und das, obwohl er später ein Universitätsstudium absolvierte und als freischaffender Journalist für deutschsprachige Medien schrieb. Teilweise werden selbst Schülern, die in Österreich geboren und aufgewachsen sind und deren Erstsprache Deutsch ist, aufgrund eines Migrationshintergrundes mangelnde Sprachkenntnisse unterstellt. So geschehen etwa bei Attia, dessen Deutschlehrerin ihm nicht genügend Kompetenz zur treffsicheren Interpretation eines deutschen Dramatikers zutraute.

Ein weiterer Faktor ist, dass es in der Schule nicht bloß um Bildung in Form von Wissensvermittlung geht. Die dort herrschende ständige Überwachung, die strikte Orientierung am Konkurrenzprinzip, die strenge Sitzordnung, oder auch der Statusunterschied zwischen

Lehrenden und Lernenden, der ständig hervorgehoben wird, spielen eine Rolle. Diese Organisationsstruktur wird häufig zur *eigentlichen* Lernerfahrung, gegenüber der die Bildungsziele in den Hintergrund treten. Diese Strukturen stellen insofern ebenfalls eine Art Lehrplan dar: Weltdeutungen und Wertungen werden nicht reflektiert, sehr wohl aber reproduziert (Larcher 1999:139). Alles in allem vermittelt der Unterricht die vorherrschenden Werte, Denkweisen und Inhalte, an denen es sich zu orientieren gilt. Eine Abweichung von diesen Normen gilt eher als Verfehlung denn als Kreativität oder gleichberechtigter individueller Ausdruck. Wie etwa Foley analysiert: „The life style and values of *middle class youth* are held up to rebellious working class youth as the *cultural ideal*" (Foley 1994:xv; meine Hervorhebung). Es geht in der Schule darum, „[…] nach Möglichkeit Menschen mit vorfabrizierter nationaler und/oder ethnischer Identität zu produzieren — Mitglieder der Gemeinschaft also …" (Larcher 1999:137).

Was die Wahrnehmungsprofile der Kinder betrifft, können sich Faktoren wie soziale Schicht, Gender, Alter, Klassenzugehörigkeit, Ethnizität etc. überschneiden, gegenseitig verstärken oder auch abschwächen. Mädchen werden zum Beispiel tendenziell positivere Attribute zugeschrieben als männlichen Jugendlichen, die rascher als „problematisch" konstruiert werden (siehe Alexander 2004; Connell 2005:75; Hart 2008:69). Das asiatische Mädchen zum Beispiel, das als strebsam galt, passte scheinbar durchaus in das hierarchische Schulsystem. Schlachter Delgado wiederum verlor im Teenageralter bei seinen Lehrern den Bonus des „kleinen, süßen Jungen", der Cello spielen kann.

Wer nicht in das System hineinpasst, hat es also schwerer. Davon sind freilich nicht ausschließlich, aber durchaus oft, Migrantenkinder betroffen. Anstatt das Augenmerk auf die Mängel im System zu legen, wird stattdessen häufig den Schülern attestiert, von vornherein „nicht hineinzupassen" oder sich schlicht „zu wenig zu bemühen" (Geisen & Riegel 2007:8; Terkessidis 2010:79). Der Politologe und Kultur- und Sozialanthropologe Thomas Schmidinger unterstreicht jedoch die Verantwortung des Schulsystems: „Wenn […] ein beträchtlicher Teil der hier aufgewachsenen Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund nicht ausreichend Deutsch lesen und schreiben kann, dann ist dies nicht primär der Türkei anzulasten, sondern nicht anders als ein völliges Scheitern des österreichischen Bildungswesens zu beschreiben" (Schmidinger 2010:38). Der Vollständigkeit halber seien im folgenden Abschnitt wesentliche Charakteristika des österreichischen Schulsystems näher erläutert.

6.3 Blockaden und Segmentierungen im österreichischen Schulsystem

Nicht nur der österreichische Arbeitsmarkt kann als „ethnisch segmentiert" (z.B. Bauböck & Volf 2001:55; Fassmann et al. 1999:111; Gärtner 2003:449; Herzog-Punzenberger 2005a:203) bezeichnet werden: Vergleichbares trifft auch auf das Schulsystem zu. Es gibt Schultypen, in denen gewisse ethno-kulturellen Gruppen überrepräsentiert sind, und andere, in denen sie kaum vertreten sind (Gärtner 2003:449; Herzog-Punzenberger 2005a:191). Diese Ungleichverteilung

wurzelt mitunter in der Ära der „Gastarbeiter“-Rekrutierung: Zu jener Zeit herrschte die Annahme, die Arbeiter würden nach einigen Jahren ohnehin in ihre Herkunftsländer zurückkehren. Kinder waren in diesem System schlicht nicht vorgesehen. 1972 — also gegen Ende der Rekrutierungsphase — boten zwar die ersten Schulen „muttersprachlichen Zusatzunterricht“ auf Serbokroatisch, Slowenisch und Türkisch an. Dabei ging es aber nicht um eine wie auch immer geartete Integration der Kinder, sondern vielmehr auf eine Vorbereitung auf ihre Rückkehr „nach Hause“ (Bauböck & Volf 2001:177).

Die Folgen davon, dass die Anwesenheit der Kinder lange ignoriert wurde, sind bis heute spürbar: „Das ‚Erbe der Gastarbeit’ zeigt sich an den geringen Bildungserfolgen der Jugendlichen aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien, also den klassischen Anwerbeländern Österreichs“ (Weiss & Unterwurzacher 2007:241). Die Benachteiligung beginnt bereits im Kindergarten: Lange Zeit besuchten nur wenige Immigrantenkinder Kindergärten (mittlerweile ist der Kindergartenbesuch spätestens ab dem fünften Lebensjahr verpflichtend, Anm.). Je früher Kinder in den Kindergarten kommen, und je höher die Teilnehmerrate verschiedener sozialer Gruppen ist, umso höher kann aber der Lernerfolg ausfallen (Herzog-Punzenberger 2005a:207). Der Besuch eines Kindergartens ermöglicht es den Kindern nämlich, möglichst früh mit der Zweitsprache in Kontakt zu kommen (Bauböck & Volf 2001:202). De Cillia nennt in diesem Kontext etwa den mehrsprachigen Kindergarten des Wiener Integrationshauses als beispielhaft, wo neben Kindergartenpädagoginnen auch muttersprachliche Betreuer arbeiten (de Cillia 2007:253).

Maurice Crul, der zu Bildungswegen von Immigrantenkindern forscht, und der Kultur- und Sozialanthropologe Hans Vermeulen (Crul & Vermeulen 2003), zeigen auf, welche Hürden in Österreich bestehen. Sie verglichen die Bildungserfolge von Migranten der zweiten Generation in Schweden, Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich und Österreich. Ein signifikanter Unterschied ist demnach, in welchem Alter die Kinder eingeschult werden. In Österreich und Deutschland geschieht das in der Regel im Alter von sechs Jahren — und somit vergleichsweise spät. In Frankreich und Belgien startet die Ausbildung im Alter von rund zweieinhalb Jahren, in den Niederlanden mit fünf. Insofern haben Immigrantenkinder in Schulen in Deutschland und Österreich weniger Zeit, um mit der deutschen Sprache in Kontakt zu kommen und diese zu erlernen (Crul & Vermeulen 2003:978). Weiters variiert die Anzahl der Stunden, in denen die Kinder *face-to-face*-Kontakt mit einem Lehrer haben: Die Anzahl ist in Österreich (und auch in Deutschland) unterdurchschnittlich, vor allem in den ersten Schuljahren. Die Mehrheit der österreichischen Kinder geht nur halbtags zur Schule. Im Gegenzug haben sie mehr Hausübungen: Können die Eltern nicht helfen — etwa weil sie keine Zeit haben, oder weil sie die Sprache nicht so gut beherrschen —, sind die Kinder im Nachteil (Crul & Vermeulen 2003:978–979).

Außerdem erfolgt die Selektion, die den weiterführenden Schulbesuch bestimmt, in Österreich vergleichsweise früh: Beim Großteil entscheidet sich bereits im Alter von zehn Jahren, ob sie nach der Volksschule eine Hauptschule oder ein Gymnasium besuchen (Crul & Vermeulen

2003:977; siehe auch Bauböck & Volf 2001:183; Herzog-Punzenberger 2005a:207).[8] Diese frühe Selektion wiederum stellt meist bereits bei Zehnjährigen die Weichen für den weiteren Bildungsweg: So berechtigt der Hauptschulabschluss nicht zum Besuch einer Höheren Schule — in der Regel benötigt man wiederum den Abschluss einer Höheren Schule, um zum Studium an einer Universität zugelassen zu werden. Diese frühe Selektion ist für Migranten eine weitere Hürde: Im Alter von zehn Jahren hatten viele noch nicht genügend Zeit, die deutsche Sprache zu erlernen, und schaffen daher den Übertritt von der Volksschule in ein Gymnasium nicht. Zum Vergleich: In Belgien geschieht diese Selektion im Alter von 14 Jahren, in Frankreich im Alter von 15. Eine spätere Selektion führt dazu, dass mehr Immigrantenkinder die Aufnahme in Höheren Schulen schaffen (Crul & Vermeulen 2003:977; Herzog-Punzenberger 2005a:207).

Erwähnenswert ist aber auch eine Kehrseite, die Crul und Vermeulen aufzeigen: Auch wenn die Eintrittsrate von Immigrantenkindern in die Höheren Schulen in Frankreich oder Belgien höher ist, so ist es die Drop-out-Rate ebenfalls. Scheiden diese Kinder aus der Schule aus, enden sie oft ganz ohne Schulabschluss. In diesem Fall ist das System der Lehre, das es in den deutschsprachigen Ländern gibt, von Vorteil, da es eine Alternative zur Schule darstellt, und eine Ausbildung, einen Arbeitsplatz und ein Einkommen bietet (Crul & Vermeulen 2003:977).

Gegenwärtig haben vor allem Hauptschulen in Österreichs Städten aufgrund ihres hohen Migrantenanteils einen schlechten Ruf: Sie gelten als „Auffangbecken“ für all jene, die den Übertritt in eine Höhere Schule nicht geschafft haben. Migrantenkinder sind somit in jenen Schulzweigen überproportional vertreten, die ein geringes soziales Prestige besitzen. Gleichzeitig sind sie an Höheren Schulen deutlich unterrepräsentiert (Bauböck & Volf 2001:183). Im Schuljahr 2011/12 besuchten in Österreich insgesamt 163.659 Schüler eine Hauptschule, 20.212 hatten nicht die österreichische Staatsbürgerschaft. 19,93 Prozent (in absoluten Zahlen: 4029 Schüler) aller nicht-österreichischen Hauptschüler hatten die türkische Staatsbürgerschaft, und 73,61 Prozent (7602 Schüler) hatten die Staatsbürgerschaft eines Landes des ehemaligen Jugoslawiens. Zum Vergleich: Kinder mit deutscher Staatsbürgerschaft stellten nur 5,87 Prozent (1188 Schüler) der Hauptschüler. Im selben Zeitraum besuchten 184.417 Österreicher eine AHS, aber nur 15.473 Schüler mit nicht-österreichischer Staatsbürgerschaft. Davon stellten die Türken nur 6,16 Prozent (953 Schüler). Immerhin 27,53 Prozent (4260 Schüler) hatten die Staatsbürgerschaft eines ex-jugoslawischen Landes. Der Anteil der Deutschen hingegen betrug 21,34 Prozent (3302 Schüler) (Statistik Austria 2013).

Besonders kritisch für den Bildungs- und Karriereverlauf ist es, wenn Migrantenkinder als „lernschwach“ abqualifiziert werden und in Sonderschulen landen. Laut der „Homepage des Österreichischen Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur“ bietet eine Sonderschule Sonderpädagogik für „Schüler/innen mit sonderpädagogischem Förderbedarf“ (URL7). Ebenso

[8] Dazu ist anzumerken, dass es zwar seit April 2012 als Alternative die Neue Mittelschule gibt, dass aber die Mehrheit der Schüler nach wie vor zwischen Hauptschule und Gymnasium wählt. Zum Vergleich: Im Schuljahr 2011/12 besuchten in Wien 25.407 Schüler eine Hauptschule und 57.385 Schüler eine AHS. Die Neue Mittelschule besuchten hingegen nur 5445 Schüler (Statistik Austria 2013).

heißt es dort: „Integrativer Unterricht und integrative Erziehung eröffnen behinderten und nicht behinderten Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit einer gemeinsamen Lernerfahrung“ (URL7). Das mag vorerst durchaus begrüßenswert klingen. Bei näherer Betrachtung zeigt sich freilich, dass der Besuch einer Sonderschule bei vielen Migrantenkindern jeglichen sozialen wie beruflichen Aufstieg blockiert, denn: „Arbeitslosigkeit und marginalisierte Berufslaufbahnen sind fast immer an die schulische und berufliche Qualifikation gebunden“ (Fassmann et al. 2007:24).

Verfügt jemand über eine geringe Schulbildung, hat das zumeist eine schlechte Platzierung auf dem Arbeitsmarkt zur Folge. Damit einher geht ein höheres Arbeitslosigkeitsrisiko während der gesamten Berufslaufbahn (Fassmann & Reeger 2007:191). Kann man überhaupt „nur“ einen Sonderschulabschluss vorweisen, ist es in der Praxis so gut wie unmöglich, eine auch nur halbwegs ansprechende Stelle am Arbeitsmarkt zu finden (Bauböck & Volf 2001:184). Daher kann man in diesem Kontext von „Bildungssackgassen“ (Lebhart & Münz 1999:20) sprechen.
Dennoch sind Migrantenkinder häufig davon betroffen, in eine Sonderschule „abgeschoben“ zu werden: Im Schuljahr 2011/12 besuchten österreichweit 13.748 Schüler eine Sonderschule, davon hatten 2530 Schüler nicht die österreichische Staatsbürgerschaft. 653 davon waren Türken, und 846 kamen aus den Ländern des früheren Jugoslawiens. Die Kinder mit türkischer Staatsbürgerschaft stellten somit 25,81 Prozent der nicht-österreichischen Sonderschüler, die Kinder aus dem ehemaligen Jugoslawien 33,43 Prozent. Zum Vergleich: Die Deutschen stellten mit 193 Schülern nur 7,63 Prozent (Statistik Austria 2013). Zwar nahm die Überrepräsentation türkischstämmiger Schüler in den Sonderschulen seit den 1990er-Jahren ab, dennoch sind sie weiterhin überproportional stark vertreten (Weiss & Unterwurzacher 2007:229).

Nun ist nicht davon auszugehen, dass Kinder, deren Familien aus der Türkei oder dem ehemaligen Jugoslawien stammen, markant höheren Bedarf an sonderpädagogischer Förderung haben. Die Gründe liegen anderswo: Tendenziell scheint die Hemmschwelle der Lehrer bei Migranten niedriger zu sein, wenn es darum geht, einen Sonderschulbesuch vorzuschlagen. Dazu kommen Informationsmängel und Verständnisschwierigkeiten mancher Eltern, die nicht abschätzen können, was der Besuch einer Sonderschule impliziert (Bauböck & Volf 2001:184). Hinzu kommt, dass die Mehrsprachigkeit der Kinder, wie oben bereits erwähnt, oft als Hemmnis oder Lernschwäche gilt (Binder 2002:197; Collins 2012:201). Auch falsch interpretierte kulturelle Unterschiede können zu einem Sonderschulbesuch führen: Absolvieren Kinder zum Beispiel Aufnahmetests für eine Schule, sind diese in der Regel nach mitteleuropäischen Maßstäben gestaltet. So kann es passieren, dass Kinder mit Spielzeugen wie Lego oder einem Puzzle nichts anzufangen wissen. Sie führen eine geforderte Übung daher nicht wie gewünscht durch, und werden fälschlicherweise als „dumm“ oder „unbegabt“ abqualifiziert (Viehböck & Bratić 1994:48).

Ein Grund dafür, dass gerade türkischstämmige Kinder häufig in der Sonderschule landen, kann auch ein simpler Übersetzungsfehler sein. Der Politiker Efgani Dönmez, einer der Interviewpartner meiner früheren Studie (siehe auch 6.1), wäre beinahe Opfer dieses

Missverständnisses geworden wäre. Er erklärt, dass die Bezeichnung Sonderschule im Türkischen mit „*özelokul*“ übersetzt werden kann: Dieser Begriff wiederum lässt sich dahingehend interpretieren, dass es sich um eine Art Begabtenschule handelt. Auch seine Mutter war zuerst stolz, dass ihrem Kind der Sonderschulbesuch nahegelegt wurde — bis ihr jemand erklärte, um welche Art Schule es sich dabei tatsächlich handelt. Sie setzte schließlich durch, dass er eine Hauptschule besuchen konnte, und Dönmez stellt fest: „Wenn ich damals in diese Schule geschickt worden wäre, dann kann ich mit hundertprozentiger Sicherheit sagen, dass ich heute nicht in dieser Funktion, die ich bekleide, wäre“ (Kreid 2010:78–79).

Auch relativ aktuelle Erhebungen bestätigen, dass Migrantenkinder im Bildungssystem nach wie vor im Nachteil sind. So kritisiert etwa der Bericht der European Commission against Racism and Intolerance (ECRI) im Jahr 2010: „Im Bildungsbereich sind nichtösterreichische Kinder im Vergleich zu österreichischen Kindern noch immer in einer benachteiligten Lage; insbesondere sind sie in Sonderschulen überrepräsentiert“ (ECRI 2010:10). Ebenso erschien im Juni 2013 im österreichischen Nachrichtenmagazin „profil“ ein Beitrag mit dem Titel *Keine Chance*, in dem festgehalten wird:

> Dennoch sind Migranten die Bildungsverlierer in Österreich. Sie werden häufiger in die Sackgasse Sonderschule gesteckt und haben deutlich schlechtere Bildungschancen: Von allen 15- bis 34-Jährigen, deren Eltern lediglich Pflichtschulabschluss haben, schaffen 14 Prozent der Nicht-Migranten ebenfalls nur die Pflichtschule — bei der Gruppe mit Migrationshintergrund schnellt dieser Wert hingegen auf 53 Prozent. Wobei Zuwanderer nicht gleich Zuwanderer ist: Migranten aus Osteuropa weisen einen deutlich höheren Bildungsgrad auf als Kinder mit türkischen Wurzeln. (Linsinger & Zöchling 2013:30)

Abgesehen von systemimmanenten Faktoren, die dazu führen, dass Migrantenkinder häufig in Schulen mit geringem Prestige landen, spielt auch die Tendenz vieler Österreicher, ihre Kinder in Privatschulen zu schicken, eine Rolle. Österreichische Eltern richten ihre Schulpräferenzen nämlich auch nach der Höhe des sogenannten „Ausländeranteils“ (Bauböck & Volf 2001:185; siehe auch Terkessidis 2010:72). Im Schuljahr 2011/12 besuchten 113.481 Schüler österreichweit Privatschulen. Davon hatten 10.759 Schüler (9,5 Prozent) nicht die österreichische Staatsbürgerschaft, wobei die Statistik Austria leider nicht deren Herkunftsländer auflistet (Statistik Austria 2013). Erwähnenswert in diesem Kontext ist ein Beitrag der Autorin Sybille Hamann. Sie publizierte im Mai 2013 einen Beitrag in der Wiener Stadtzeitung „Falter“ (abgerufen in der online-Ausgabe), in dem sie die Motive, Kinder in eine Privatschule zu schicken, kritisch hinterfragt:

> Wie genau dieser Mechanismus abläuft — das sieht man manchmal erst im Nachhinein klarer. Auch ich. Unsere heute zehnjährige Tochter ging in eine andere Volksschule, eine private. Es war die nächstgelegene Schule, direkt gegenüber, mit Ganztagsbetreuung und einem großen Garten. […] Sie ist wegen der Ganztagsbetreuung dort und wegen des Gartens — ich habe das oft gesagt in jenen vier Jahren. So oft, bis es sich in meinen eigenen Ohren seltsam anhörte und ich begann, unseren eigenen Motiven zu misstrauen. Wegen der Ganztagsbetreuung, wegen des Gartens, wegen der Montessori-Materialien — das sagen sie nämlich alle, immer. Jene Eltern, die täglich durch halb Wien fahren, um ihre Kinder hierherzubringen; […] und sie sagen es auch dann, wenn der Garten winzig ist und niemand je die Montessori-Materialien anrührt. Warum eigentlich geht

> kaum ein Kind aus unserem Bekanntenkreis in die öffentliche Schule ums Eck? Immer penetranter stand diese Frage im Raum, wie ein dicker weißer Elefant, aber jeder redete demonstrativ unangestrengt weiter, als sei der weiße Elefant gar nicht da. „Zu viele Ausländerkinder“ — nein, so hätte das niemand formuliert, das war die Diktion der FPÖ, und „Ausländerkinder“ gab es schließlich auch in den Privatschulen, nur andere halt. (URL8)

Das zeigt, dass auch in intellektuellen Kreisen, die sich dezidiert nicht Immigranten-feindlich geben, eine gewisse Zögerlichkeit vorherrscht, wenn es darum geht, die eigenen Kinder in eine öffentliche Schule mit hohem Migrantenanteil zu schicken. So verfestigen sich die ethnischen sowie sozialen Segmentationen, wie auch Hamann feststellt: „Sie entstehen aus dem Bedürfnis von Eltern, sich mit Ähnlichen zu umgeben und von anderen zu unterscheiden. So landen, wie von Zauberhand sortiert, immer wieder die Schriftstellerkinder mit Schriftstellerkindern in einer Klasse, und die Friseurinnenkinder mit den Friseurinnenkindern“ (URL8).

Da Migrantenkindern also auf vielerlei Art und Weise der Zugang zu höherer Bildung erschwert wird, gelingt es vielen nicht, ihr Potenzial auszuschöpfen, was wiederum eine Verschwendung von Humanpotenzial darstellt. Höhere Bildung sowie eine gute Ausbildung haben außerdem nicht nur in beruflicher Hinsicht hohen Wert. Wie André Béteille, einer der führenden Soziologen Indiens, festhält: „Obviously, education is valued because it provides access to well-paid occupations but it is valued for other reasons as well. Education gives people access to knowledge and to the inner meaning of life both within and outside their own occupational sphere; all of this is valued for its own sake and not merely for the financial returns it provides” (Béteille 2004:1008).

6.4 Kindern neue Facetten von Migration vermitteln

Freilich gibt es kein Patentrezept, die Situation rasch und grundlegend zu verbessern. Parteipolitische Machtspiele blockieren seit langer Zeit tiefgreifende Reformen des Bildungssystems in Österreich, und Verbesserungen scheinen auch in naher Zukunft nicht realistisch zu sein. Einige Gedanken, von der Feldforschung sowie der Literatur inspiriert, seien hier dennoch angeführt. Mehrmals war bereits die Rede davon, dass Migration vorwiegend mit problematischen Umständen und Folgen assoziiert wird (siehe Kapitel 5). Hilfreich wäre etwa, Kindern Migration als das zu vermitteln, was es ist: nämlich schlicht eine uns alltäglich umgebende Realität. Hier könnte man im Schulunterricht zum Beispiel bei den Unterrichtsmaterialien — ansetzen.

Interessant sind in diesem Kontext die Beobachtungen von Victor Turner. Geboren und aufgewachsen in Großbritannien, kommt er mehrmals auf die Unterschiede zu sprechen, die er zwischen Österreich und England beobachtete. Seiner Erfahrung nach werden Migranten, die optisch als „anders“ auffallen, in Österreich noch anders rezipiert als in England. Er führt das unter anderem auf die unterschiedliche historische Entwicklung zurück: „I think it is about the mix. You have got to imagine that England is an island and it was a trading country. Long before colonialism people had contact to black people. They were living in England as traders. We were

used to having exchange. London always was a mixed city." Er erzählt, dass auch die Kinder in seiner Schule aus aller Welt stammten, etwa aus Pakistan, aus Bangladesch oder aus der Karibik: „I went to primary school alongside lots of British Asians. After school I'd go and play at their houses sometimes. They ate different food and so their houses smelled of spices. Their parents listened to different music than I was used to. But that doesn't mean they weren't integrated." Die Vielfalt an Ethnien erschien ihm nicht weiter ungewöhnlich. Angst oder Ablehnung erlerne man seiner Ansicht nach erst im Laufe der Jahre: „We are never racist as kids. You notice different skin colors the same way you notice different eye colours and hair colours and you like it that people are different. We don't really lose this instinct — that's why we spend so much money travelling! But somewhere along the way in our own back yards we are taught to fear differences."

Wie oben angeführt, hat das Schulsystem auf die Formung des Weltbilds der Kinder großen Einfluss. Selbstverständlich spielt es eine Rolle, wie Lehrer sowie Schulunterrichtsmaterialien das Phänomen Migration erklären. Kommt das Thema vorwiegend in negativen Kontexten vor, sind unter Umständen rasch (falsche) Argumente zur Ein- und Unterordnung anderer Menschen zur Hand (Herzog-Punzenberger 2005b:68). Bereits im Experteninterview im Jahr 2009 kritisierte auch Simon Inou die Art und Weise, wie Migration in den Schulbüchern dargestellt wird:

> Wir haben ein Strukturproblem: die Art und Weise, wie Bilder von Migrantinnen und Migranten transportiert werden. […] Wo lernt ein österreichisches Kind ganz normal über Migrantinnen und Migranten? […] In der Schule. […] Betrachten wir die Schulbücher: Was für Bilder gibt es von Menschen, die von woanders kommen, in diesen Schulbüchern? Nehmen wir das Beispiel von Schwarzen: In den meisten Schulbüchern in Österreich wirst du sehen, dass es Geschichten über Sklaverei, über den Kolonialismus und den Neokolonialismus gibt. Und heute über die Konzerne irgendwo in Afrika. […] Nehmen wir die Türken: Die Türken kommen sehr oft vor: entweder als Eroberer, die Österreich oder Wien geschadet haben, oder als „Gastarbeiter". Die eingeladen waren, hier zu sein, und die kaum Deutsch reden, und die unfähig sind, sich zu integrieren, ja? Das ist sehr, sehr, sehr wichtig. Wenn wir nun diese zwei Beispiele nehmen: Kinder wachsen mit diesen Bildern auf. Türkische Kinder wachsen auf wie wir, gehen in die Schule, und wachsen auf mit diesen Bildern. Schwarze Kinder, die aus Afrika, Lateinamerika oder den USA kommen, wachsen auf mit diesen Bildern. Was für ein Potenzial haben wir, wenn wir diese Kinder einfach als Österreicher von morgen betrachten wollen? Kein Potenzial. Warum? Weil man nicht auf einer negativen Geschichte aufbauen kann.

Auf der anderen Seite würden die Schulbücher ein relativ positives Bild von Österreich und Europa zeichnen. Inou fügt hinzu: „So wachsen die Kinder in derselben Klasse mit zwei parallelen Welten auf. Und genau dort muss man ansetzen." Als wir einander im März 2012 erneut treffen, konstatiert er jedoch nach wie vor: „Es gibt im Bereich Schulbücher in Österreich starke Diskriminierungen. Man muss das verbessern. Man muss das ändern."

Auch Barbara Schlachter Delgado kommt auf Unterrichtsmaterialien und deren Einfluss zu sprechen. Wie erwähnt, engagiert sie sich für die Rechte gleichgeschlechtlicher Paare mit Kindern. Sie zieht Parallelen zum Thema Migration:

> Bei uns ist es ein Thema, dass wir einfach gerne hätten, dass in Schulbüchern mal ein Kind mit zwei Mamas vorkommt. Einfach so unkommentiert, dass ein Kind einfach zwei Mamas hat, ohne dass man sagt: Das ist jetzt was Besonders. Einfach so. Könnte man auch mit Menschen mit

> Migrationshintergrund machen. […] Das ist irrsinnig wichtig. Damit die Kinder einfach damit groß werden. Damit sie wissen, das ist ganz normal in unserer Stadt.

Prozesse der Meinungsbildung bei Kindern auf diese Art zu beeinflussen, erachtet sie als grundlegend: „Ja, das ist das wichtigste, weil das sind ja dann die zukünftigen Erwachsenen, die das dann wiederum weitergeben an die nächsten Generationen."

Dass es in dieser Hinsicht einer Verbesserung bedarf, wird mittlerweile auch von wissenschaftlicher Seite bestätigt. Die Migrationsforscherin Christina Hintermann und die Anthropologinnen Christa Markom und Heidi Weinhäupl evaluierten für das Projekt *Migration(en) im Schulbuch*, wie die Unterrichtsmaterialien Migration thematisieren. Zwischenergebnisse der Studie wurden im Rahmen einer Tagung an der Universität Wien im April 2013 vorgestellt. Die „Austria Presse Agentur" (APA) lancierte eine Meldung über die Präsentation, und der Titel bringt die Botschaft bereits auf den Punkt, denn er lautet *Studie: Migration kommt in Schulbüchern vor allem als Problem vor*.

Die Agenturmeldung fasst die zentralen Aussagen Weinhäupls zusammen: Demnach werden als Migrationsmotive vor allem ökonomischer Druck oder Flucht genannt. Gründe wie Liebe oder Neugier kommen hingegen kaum zur Sprache. Ist in den Lehrbüchern von Migranten die Rede, geht es häufig um Türken — dass Deutsche eine große Einwanderergruppe stellen, thematisieren sie hingegen meist nicht. Im Kontext mit türkischen Immigranten ist außerdem oft von „Integration" die Rede, oder auch von den sogenannten „Parallelgesellschaften". In den Schulbüchern stößt man somit häufig auf den Diskurs „Mehrheitsgesellschaft versus Migranten" (APA 2013).

Auch ein bereits im Jahr 2012 veröffentlichter Zwischenbericht (Hintermann et al. 2012) zu dieser Studie besagt über die Darstellung von Migranten in Schulbüchern: „Häufig überwiegt dieser *Problemdiskurs*, bei dem die negative Bewertung von Migration im Vordergrund steht und andere Motive für Migration vielfach ausgeblendet werden" (Hintermann et al. 2012:5; Hervorhebung im Original). Migration wird also bereits Schulkindern als etwas vermittelt, das vor allem infolge „problematischer" Umstände geschieht, und das „Probleme" mit sich bringt. Weinhäupl ortet Handlungsbedarf: „Es wäre wichtig, positive Aspekte und die Vielfältigkeit von Migrationsgeschichten in die Schulbücher hineinzubekommen" (APA 2013).

6.5 Sprache als „Quelle der Disintegration"

Zwar spielt der Schulbesuch im Leben der meisten Kinder und Jugendlichen eine zentrale Rolle, freilich können sie aber auch außerhalb des Unterrichts vielerlei Erfahrungen aufgrund ihres Migrationshintergrundes sammeln. Fallbeispiele für diesbezügliche Erlebnisse möchte ich nun im Folgenden anführen.

Kinder können zum Beispiel aufgrund ihrer Muttersprache Angst haben, von Gleichaltrigen nicht akzeptiert oder ausgegrenzt zu werden. Die Themen Sprache und Schule sind natürlich miteinander verknüpft, denn die Sprache, die im Unterricht gesprochen und gelehrt wird, ist in der

Regel jene, die in den Familien der sogenannten Mehrheitsgesellschaft gesprochen wird. Insofern kann man von einem „*dominant code of society*“ (Eriksen 2001:89) oder auch von einem „*sociolect of the middle class*“ (Eriksen 2001:89) sprechen. Da das Thema aber auch in Kontexten thematisiert wurde, die nicht direkt mit dem schulischen Erfolg in Zusammenhang stehen, fasse ich diese Erfahrungen in einen eigenen Abschnitt.

In manchen Fällen reichen bereits Abweichungen in Form eines Dialekts oder Akzents, um Ausgrenzungserfahrungen zu machen (siehe z.B. Bauböck & Volf 2001; Collins 1988, 2012; Harrison 2012; oder LaDousa 2005 zur Situation in Indien). Wenn Menschen aufgrund solcher sprachlichen Unterschiede Benachteiligungen erfahren, kann man von „*linguistic othering*“ (siehe z.B. Harrison 2012) sprechen: Sie stoßen zum Beispiel in ihrem Beruf an die sogenannte gläserne Decke, da sie wegen ihres Akzents nicht in höhere Positionen befördert werden (Harrison 2012:10).

Auch Kinder können sich aufgrund ihres Dialekts ausgegrenzt fühlen. Das erlebte Springenschmid bereits im Alter von vier Jahren: „Zum ersten Mal sozusagen ‚ausgeschlossen’ gefühlt — oder negative Erfahrungen mit diesem Migrations-Ding gemacht — hab ich im Kindergarten in München.“ Eine Zahnärztin kontrollierte die Zähne der Kindergartenkinder. Sie lobte Springenschmids gesunde Zähne, woraufhin er erklärte, das liege daran, dass er zuhause „Zahnzucki“ bekäme. Zahnärztin wie Kindergärtnerin lachten über den österreichisch gefärbten Ausdruck. Springenschmid erinnert sich, dass „die Kindergärtnerin zur Zahnärztin gemeint hat: ‚Sind Österreicher.’ So ein bisschen gönnerhaft. Oder ein bisschen so: ‚Lieb, sind halt Österreicher.’ (lacht) Allein die Tatsache, dass ich so was noch weiß, spricht wahrscheinlich Bände.“

Daher stellt er auch fest: „Die Sprache, die hab ich eigentlich immer so als Quelle der Disintegration erlebt. Also immer so als Ausschließungsmoment, eher als als Einschließungsmoment.“ Als Kind und Jugendlicher gestaltete sich sein Alltag quasi dreisprachig: Außer Haus sprach er deutsches Hochdeutsch, zu Hause Deutsch mit österreichischem Einschlag. Im Alter von etwa 16 Jahren begann er, außer Haus hauptsächlich bayrisches Deutsch zu sprechen. Sprache und die unterschiedlichen Formen des Deutschen sind auch im Erwachsenenalter ein bestimmendes Thema geblieben. Mittlerweile nerve ihn „Sprachfaschismus wahnsinnig“, wie er erzählt: Erklärt man ihm in Wien, dass man „Haube“ sagt, verwendet er stattdessen manchmal absichtlich das deutsche Wort „Mütze“. Auch in seinem Beruf wird er immer wieder mit dem Thema konfrontiert: Etwa wenn er einen Radiobeitrag neu einsprechen muss, weil er ein Wort in deutschem Deutsch ausgesprochen hat.

Auch Holzmann machte im Kindesalter Erfahrungen mit unterschiedlichen Formen der deutschen Sprache. Seine Mutter, eine nach Kärnten migrierte Wienerin, lehrte ihn, Hochdeutsch anstelle des Kärntner Dialekts zu sprechen. Das führte mitunter zu Missverständnissen: „Bis zum fünften, sechsten Lebensjahr haben die anderen Kinder immer geglaubt, dass meine Schwester und ich deutsche Urlauberkinder sind. Weil wir so schön nach der Schrift geredet haben.“ Als er

nach seinem Schulabschluss nach Deutschland zog, war es für ihn übrigens von Vorteil, dass er als Kind gelernt hatte, Hochdeutsch zu sprechen.

Manche Migrantenkinder wiederum orientieren sich eher an der Sprache der Mehrheitsgesellschaft, und sprechen die Sprache der Eltern nicht gerne. Das kann zum Beispiel dann der Fall sein, wenn es sich um eine Sprache handelt, die ein niedrigeres soziales Prestige aufweist. Das erlebte Albert Farkas, der in Wien als Kind ungarischer Eltern aufwuchs. Er erinnert sich, dass er bereits als Kind lieber Deutsch sprechen wollte. Er spricht ausführlich darüber, dass er zu Ungarn lange Zeit einen negativen Bezug hatte. „Die Art und Weise, wie Ungarn an mich herangeführt wurde, als ich noch ein Kind war, hab ich als extrem zwangsweise empfunden. Und ich hab deswegen lange Jahre das Land und die Leute und die Sprache und die Gepflogenheiten mit negativen Stereotypen belegt. Ich bin von daher vielleicht relativ atypisch, das weiß ich nicht", erklärt er. Das enttäuschte seinen Vater, denn: „Mein Vater hat eine wie mir scheint extrem kuriose Liebe — fast Obsession — zu Ungarn. Also wie ich finde: fast eine absurd übersteigerte Liebe zu Ungarn. Und eben eine, die ich nie nachvollziehen konnte." Während seiner Kindheit fuhr er mit seinen Eltern relativ häufig — etwa alle zwei bis drei Monate — nach Ungarn. Auch diese Besuche belasteten ihn eher, als dass sie ihn erfreuten: „Aber mir hat's nie gefallen. Und mein Vater war immer bitterlich von mir enttäuscht. Nicht nur, dass ich die Sprache nicht gescheit gelernt habe. Sondern ich war nie glücklich, dort zu sein."

Interessanterweise kann er sich nicht erinnern, ob er als kleines Kind mehrheitlich Ungarisch oder Deutsch gesprochen hat. Ab dem Kindergarten, erzählt er, sprach er jedenfalls fließend Deutsch. Da seine Eltern zu Hause auf Ungarisch miteinander kommunizieren, vermutet er, vor allem durch das Fernsehen Deutsch gelernt zu haben: „Ich glaube sogar, dass ich schon im Alter von drei, vier oder fünf Jahren Fernsehen ausgesetzt war und deshalb vielleicht damals schon mehr Deutsch gesprochen habe als Ungarisch. Wie gesagt, ich weiß es nicht mehr genau, was seltsam ist." Ebenso las er viel auf Deutsch: „Ich hab sehr früh lesen gelernt. Und ab da war es, wie wenn man einen Schalter umgelegt hätte, und alles, was von selbst aus mir raus kam, war nur noch Deutsch." Bis er etwa sieben Jahre alt war, versuchte sein Vater, ihm Ungarisch beizubringen, er weigerte sich aber: „Wenn man sich mit so einem Druck konfrontiert sieht — also ich hab dann abgeschaltet."

Dass er als Kind Ungarisch nicht lernen wollte, führte im Erwachsenenalter zu ungewöhnlichen Situationen. „Das war eben die seltsame Sache: Es gibt wahrscheinlich nicht viele Kollegen von mir, die bekunden könnten, dass, wenn sich ihre Eltern unterhalten, sie mitunter nicht alles verstehen. Aber meine Eltern haben sich miteinander immer auf Ungarisch unterhalten, fast immer." Im Verlauf des Interviews sprach ich Farkas schließlich auf seine auffällig gewählte Ausdrucksweise an. Auch das führt er auf sein Aufwachsen mit nicht-deutschsprachigen Eltern zurück: „Ja, aber wahrscheinlich gerade deswegen, weil ich keine österreichischen Eltern hatte und deshalb nie Dialekt beigebracht bekommen habe." Dass er den österreichischen Dialekt nicht beherrscht, bedauert er:

> Worunter ich eigentlich heute noch leide. In meinem Metier ist Dialekt sprechen zu können ein integraler Bestandteil. Aber ich bin erbärmlich, ich kann es einfach nicht. […] Ich find es fantastisch. Es ist die Sprache der Leute. Und all der gute Humor, den man kennt aus Österreich — das war alles in Mundart. Also Schmäh führen kann man nur im Dialekt. Schmäh führen kann man nicht auf Hochdeutsch — das geht nicht.

Die Ablehnung, die er als Kind Ungarn gegenüber empfand, begleitet ihn auch in seinem Erwachsenenleben. Er erzählt, sein Bild von Ungarn erst im Laufe der vergangenen eineinhalb Jahre etwas revidiert zu haben: „Ich hab erst durch andere Ungarn, oder Exil-Ungarn, die ich kennengelernt habe, langsam angefangen, mir ein neues, unabhängiges Verhältnis aufzubauen zu dem Land — ein positiver besetztes. Ich bin, wenn man so möchte, eigentlich jahrelang davor davongelaufen." Schließlich begann er sogar, sich mit der ungarischen Sprache zu befassen. „Das hat eben jetzt bis in mein mittleres Erwachsenenalter gedauert, bis ich angefangen habe, mir zu denken: Eigentlich hat's, wenn schon nichts anderes, dann einen lustigen *novelty*-Faktor, ein paar ungarische Wörter einzustreuen."

Auch Mari Lang, deren Mutter aus Ungarn stammt, haderte als Jugendliche in mancher Hinsicht mit ihrem Migrationshintergrund. Grundsätzlich wuchs sie zweisprachig auf: Ihre Eltern sprachen zu Hause zwar Deutsch. Da sie als Kind aber viel Zeit bei ihren Großeltern in Ungarn verbrachte, lernte sie auch deren Sprache. Bis sie zirka 14 Jahre alt war, sprach sie so gut Ungarisch, dass ihre Spielkameraden in Ungarn sie ebenfalls für eine Ungarin hielten. Im Teenageralter besuchte sie ihre Großeltern schließlich nicht mehr so oft, und ihre Ungarischkenntnisse rosteten langsam ein. Zu jener Zeit betrachtete sie ihre Zweisprachigkeit auch nicht als Vorteil, vielmehr verheimlichte sie ihre Sprachkenntnisse sowie ihre ungarischen Wurzeln vor ihren Mitschülern. Ihre Mutter versuchte zwar, mit ihr Ungarisch zu sprechen, das wehrte Lang jedoch ab. „Wo ich im Nachhinein drüber nachdenke: Es macht halt wenig Sinn. Mein Vater kann nicht Ungarisch, das heißt, es ist immer irgendeiner ausgeschlossen. Da war mir das irgendwie unangenehm. Und es war für mich ganz klar so dieses Ding: Ich möchte nicht anders sein als die anderen." Dass ihre Mutter aus Ungarn stammt, merkten selbst ihre Freunde oft erst, wenn sie zu ihr nach Hause auf Besuch kamen:

> Und ich bin ja auch aufgewachsen damit, dass meine Mama Deutsch spricht. Und dann war es aber öfter so, dass, wenn jemand das erste Mal zu uns gekommen ist: Also ich hab das nicht erzählt. Und dann haben sie halt so gesagt: „Woher kommt denn deine Mama? Die macht ja ur viele Fehler." Und so. Und für mich war das dann echt immer so ein Schlag ins Gesicht, weil es erstens für mich nicht so war. Also für mich hat meine Mama ganz normal gesprochen, so wie sie halt spricht.

Dass sie ihren ungarischen Migrationshintergrund verbarg, führt sie vor allem darauf zurück, dass Ressentiments gegenüber Ungarn zu jener Zeit weit verbreitet waren. Sie bringt diese zugespitzt auf den Punkt: „Die haben nix, und das ist alles ur hinterwäldlerisch, und da schaut es voll arg aus und so. Und dann kommen die Ungarn und fladern [stehlen, Anm.]. Man hat halt dann so Vorurteile gehabt." Sie fragt sich, ob sie als Jugendliche einen anderen Migrationshintergrund eher akzeptieren hätte können.

> Ich mein, ich hab dann später öfter drüber nachgedacht: Wenn meine Mama vielleicht aus England oder aus Frankreich gewesen wäre, dann wäre das ur cool gewesen. So war sie halt aus dem Ostblock. Auf das hat man zu der Zeit nicht stolz sein können. Oder, dass ich gesagt hätte, ich find das ur super weil ich kann zwei Sprachen. Nein, ich hab mich geniert dafür und ich hab mir gedacht, ich will das überhaupt nicht.

Riem Higazi wiederum war in ihrer Kindheit damit konfrontiert, zwischen Sprachen wechseln zu müssen. Ihr Vater stammt aus Ägypten, er sprach mit den Kindern jedoch nicht Arabisch. Er begründete das damit, dass sich seine Kinder in Kanada gut integrieren sollten. Dennoch kam Higazi in Lebenssituationen, in denen sie sich mit einer anderen Sprache arrangieren musste. Die familiären Umstände erforderten es, dass sie als Volksschulkind vorübergehend zu ihren Großeltern nach Österreich zog. Dort lernte sie Deutsch, zurück in Kanada musste sie aber wieder auf Englisch umschalten: Dazu besuchte sie ein halbes Jahr lang eine Klasse für Kinder mit Englisch als Zweitsprache. „So I had that weird thing going on. As far as fitting in and adjusting. As far as integration is concerned."

Als Kind und Jugendliche machte Higazi außerdem ihr in Kanada ungewöhnlicher Name zu schaffen: „I hated the fact that I was called Riem, and wasn't called Cindy." Ihr Name ist auch in Österreich nach wie vor Thema. Ein Phänomen, dass Migranten übrigens häufig erleben, wie Terkessidis ausführt: „Auch der Name ist ein stetiger Anlass zum ‚Fremdeln' — der Name gilt, selbst wenn er nur aus vier Buchstaben besteht, als ‚zu kompliziert' und wird ziemlich konsequent falsch ausgesprochen oder geschrieben" (Terkessidis 2010:81). Nach der online-Buchung eines Fluges rief zum Beispiel ein Mitarbeiter der Fluggesellschaft bei Higazi an, und fragte, ob sie tatsächlich „Riem Higazi" heiße. Auch im Alltag reagieren Menschen immer wieder verdutzt, wenn sie ihren Namen nennt. Sie skizziert derartige Situationen humorvoll in ihrer unverkennbaren Mischung aus Englisch und Deutsch:

> *„Wie heißt du? Was, Irene? Maria?"* — Und dann: Es ist ganz einfach. Es ist Riem. Es ist ganz einfach, ja? — *„Ja, was ist das für ein Name?"* — Ja, das ist ein ägyptischer Name. — *„Ah, du bist so eine Araberin, eine Terroristin."* — Nein, eigentlich bin ich auch zur Hälfte aus dem Waldviertel. — *„Was? Du bist aus dem Waldviertel?"* — Ja. — *„Welche Hälfte, die untere Hälfte?* — Hahaha. Weißt eh, und dann plötzlich ist es like this … not just because you are making it with humor. It has changed a lot.

Insofern, fügt Higazi hin, habe sie den Eindruck, dass die Offenheit der Menschen in dieser Hinsicht stetig zunehme.

6.6 „Anders" aufwachsen als andere Kinder

Auch in anderen Bereichen, abseits von Sprache und Schule, übt der Migrationshintergrund Einfluss aus: Michel Attia etwa sprach lange darüber, wie er es empfand, als Immigrantenkind ein „anderes" Familienleben zu führen als andere Kinder in Wien.

Wie viele Immigranten waren seine Eltern davon betroffen, dass ihre Qualifikationen — sein Vater war in Ägypten Tierarzt, seine Mutter Philosophie-Professorin — in Österreich nicht anerkannt wurden. In diesem Falle spricht man von Dequalifizierung (siehe z.B. Fassmann &

Reeger 2007:191; Gächter 2007:249), die im Übrigen eine doppelte Ineffizienz zur Folge hat: „First, an inefficient matching of graduates and jobs occurs so that graduates do not attain their full productive potential. Second, low transferability creates a handicap in the global competition for international talents" (Mechtenberg & Strausz 2012:965). Sein Vater arbeitete in Österreich als Zeitungsverkäufer und Kellner, seine Mutter war Putzfrau und Näherin. Das Geld war oft knapp. Attia erinnert sich an die erste Wohnung seiner Familie: „Da haben wir im 18. [Bezirk] gewohnt, in einer Kakerlaken-verseuchten Wohnung. Das weiß ich noch." Seine Eltern lehrten ihn, sehr sparsam zu leben, was er auch im Erwachsenenalter nicht ablegen kann:

> Ich hab das aber auch am meisten [von allen Geschwistern, Anm.] abbekommen, wie arm wir waren, ich hab das am meisten im Kopf. Ich weiß noch zum Beispiel: Unser erstes Auto war so ein grüner Opel. Und wir hatten ein riesiges Loch hinten im Auto. Und ich bin ganz rechts und meine Schwester immer ganz links gesessen als Kinder, und wir hatten halt voll Angst vor diesem Loch. Weil auch wenn das Auto nicht schnell fährt in der Stadt: Durch die weißen Streifen wirkt das trotzdem schnell. Man hat echt auf die Straße gesehen.

Nach einiger Zeit konnten sich seine Eltern schließlich eine bessere Wohnung im 2. Bezirk leisten. Dafür mussten sie viel und hart arbeiten, und Freizeitbeschäftigungen blieben meist auf der Strecke. Sie hatten etwa keine Zeit, Attia das Fahrradfahren beizubringen. Er lernte es in Eigenregie: Zuerst im Vorzimmer, später draußen im Hof — allerdings erst nach Einbruch der Dunkelheit, damit ihn niemand dabei beobachten konnte. „Also dass sind schon so klassische Sachen glaube ich, für die Eltern mit Migrationshintergrund irgendwie keine Zeit haben", erzählt er. Was er in guter Erinnerung hat, sind die Mahlzeiten, die seine Mutter für die Familie zubereitete. Essen galt als kleiner Luxus, den man sich im Alltag gönnt: Es musste nicht teuer, aber liebevoll zubereitet sein.

Attia lebte mit seiner Familie keineswegs in einer der vielzitierten „Parallelgesellschaften", wiewohl er erzählt, sich teilweise von anderen Kindern abgeschottet gefühlt zu haben: „Wir wurden schon ein bisschen abgekapselt", formuliert er es. Die Eltern fürchteten, ihre Kinder könnten negativen Einflüssen ausgesetzt sein: „Die österreichischen Freunde waren nie so … Es war immer ein bisschen negativ auch, die österreichischen Freunde. […] Also lieber so, dass die dann zu mir nach Hause kommen, als sonst wie. Hab ich aber auch erst sehr spät damit angefangen." Anders als bei den meisten Gleichaltrigen, mit denen er aufwuchs, spielte Religion noch eine zentrale Rolle in seiner Erziehung: Bis er etwa 15 Jahre alt war, musste er jeden Sonntag in die Kirche gehen. Hie und da gab es deshalb Streit, da er lieber ausschlafen wollte. Zuhause musste außerdem jeder für sich beten und in der Bibel lesen. Die religiöse Erziehung prägte ihn seiner Ansicht nach jedenfalls ebenso stark wie sein Migrationshintergrund.

Barbara Schlachter Delgado erzählt, dass gewisse lateinamerikanische Traditionen auch in ihrem Elternhaus eine wichtige Rolle spielten. Ihre Mutter bereitete Gerichte nach peruanischen Rezepten zu. Oft lud sie auch zu Festen mit Salsa-Musik und lateinamerikanischen Speisen:

> Es war schon, glaube ich, für mich als Kind spannend, weil ich einfach beide Kulturkreise mitbekommen habe. Meine Eltern haben da schon sehr viel Kulturpflege, wenn man das so sagen

> kann, betrieben. Meine Mutter hat regelmäßig Feste veranstaltet, wo sie die paar Südamerikaner eingeladen hat, die es damals gegeben hat, viele waren es damals noch nicht. […] Und insofern gab es bei uns immer sehr viele Treffen, sehr interessante, die für mich als Kind immer super spannend waren.

Sie empfand dieses „anders sein“ ihres Elternhauses als positiv, und sie versuchte beispielsweise nicht, ihren Migrationshintergrund vor anderen Menschen zu verbergen: „Also es war sehr schön, das mitzuerleben. Und natürlich hatte ich das österreichische sowieso aufgrund meiner Schule und so weiter. Es hat mich sicher sehr bereichert.“

In Conny Lees Elternhaus wiederum spielten koreanische Traditionen keine zentrale Rolle: „Sondern es war sie [die Mutter, Anm.] — was diese kulturellen Faktoren angeht — einfach die Tonangebende in der Familie.“ Ein Gefühl von „anders sein“ war dennoch präsent: „[D]er Papa schaut halt anders aus, irgendwie, als andere Leute. Und wir haben schon immer gewusst, wir sind irgendwie anders. Wir Kinder auch, anders als andere Kinder. Aber es wurde nicht so der Finger draufgelegt.“ Was sie ebenfalls erlebte, war, dass es zwar keinen dezidierten Druck gab, gute Noten zu haben, dass Leistung aber dennoch einen hohen Stellenwert hatte. Ihr Vater erfülle in dieser Hinsicht das „Klischee des asiatischen Vaters“: „Mein Vater würde nie zu mir sagen, du musst jetzt Leistung erbringen, sonst liebe ich dich nicht. Aber es war schon ein gewisser Druck, dass ich merke, wie irrsinnig stolz er ist, wenn ich eine gute Leistung erbringe. […] Das ist so ein Vater-Stolz, der für mich sehr asiatisch ist.“

Sie schildert, dass ihr Vater außerdem kaum über seine Gefühle sprach: „Also es ist ja im Asiatischen allgemein immer dieses ‚Gesicht wahren’ ganz wichtig. Und wenn man peinlich berührt ist, oder wenn man in Verlegenheit gebracht wurde, oder wenn einem etwas unangenehm ist, dann lacht man.“ Früher missdeutete sie derartige Reaktionen ihres Vaters mitunter, was zu Missverständnissen oder Streit führte. Sie räumt aber ein, dass sie derlei Verhaltensweisen mittlerweile auch an sich selbst beobachtet, denn es fällt ihr schwer, einen Konflikt direkt auszutragen. „Dieses europäische: ‚So, jetzt bin ich wütend und jetzt schrei ich dich an, Schimpfwort, Schimpfwort!’ Und der andere sagt: ‚Selber Schimpfwort!’ Und dann schreit man sich an, und am Schluss ist man dann irgendwie wieder gereinigt und gut — das können wir nicht, da haben wir totale Probleme damit.“

Dass ökonomischer Druck oder unterschiedliche kulturelle Gepflogenheiten den Kindern das Gefühl vermitteln können, ihr Elternhaus sei „anders“, mag nicht überraschen. Aber auch Kinder aus Familien, bei denen derartige Unterschiede nicht augenfällig sind, können so empfinden. Rainer Springenschmids Familie migrierte „nur“ von Wien nach München, und dennoch stellt auch er rückblickend auf seine Kindheit fest: „Natürlich merkst du, dass irgendwas anders ist als bei den anderen.“ Das lag unter anderem daran, dass seine Eltern einen starken Österreich-Bezug hatten, und zuhause oft darüber sprachen. „In den Gesprächen meiner Eltern — mit uns, untereinander oder mit ihren österreichischen Freunden — schwang das immer so ein bisschen mit: Wir sind Österreicher, wir sind anders.“ Seine Eltern legten etwa eine, wie er es nennt, „österreichisch-bürgerliche“ Ablehnung gegen Fußball an den Tag: „Also ich durfte nie in

einen Fußball-Verein, obwohl ich so gerne gegangen wäre. ‚Fußball, das spielen ja nur die Proleten'. Also diese Ablehnung gegen ‚Proleten', das hast du in München so nicht gekannt. Da hat man den Unterschied schon gemerkt."

Ebenso erzählt er, dass er und seine Geschwister zu bestimmten Anlässen für Münchner Verhältnisse ungewöhnlich eingekleidet wurden: „Wir haben am ersten Schultag Lederhose und Dirndl angezogen gekriegt. Und das war halt in München überhaupt nicht üblich. Da ist man sich dann teilweise schon ein bisschen komisch vorgekommen (lacht)." Wobei er auch hinzufügt: „Aber gut, es kommt dazu, dass meine Eltern dann allgemein ein paar ungewöhnliche Verhaltensweisen an den Tag gelegt haben. Wir haben zum Beispiel keinen Fernseher gehabt. Wahrscheinlich war ich das einzige Kind in der Klasse — zumindest hab ich es so empfunden."

Oft sind die Unterschiede subtil, werden von den Kindern aber dennoch registriert. Jenny Blochberger erzählt, grundsätzlich sei sie in ihrer Schulklasse „genauso Österreicherin gewesen wie alle anderen". Sie beobachtete aber, dass sich ihre Eltern von ihrer Mentalität her von anderen Eltern unterschieden. Sie beschreibt ihren Vater und ihre Mutter als im „positiven Sinne freigeistig":

> Sie sind mir auch immer jünger vorgekommen als die Eltern meiner Klassenkameraden. Bisschen weniger Distanz, vielleicht. Bisschen unmittelbarer. Hat Vor- und Nachteile natürlich. Es ist natürlich immer anders, wenn es die eigenen Eltern sind, weil zu denen hat man automatisch weniger Distanz. Aber ich hatte schon ein bisschen das Gefühl, dass andere Eltern auf so Sachen wie Umgangsformen geachtet haben, ja? Das war für mich ganz fremd. Es ging bei uns schon darum, dass man respektvoll ist jemand anderem gegenüber, aber das hat jetzt nicht wirklich viel mit „Bitte" und „Danke" zu tun gehabt. Kann durchaus sein, dass ich vielleicht unhöflich rübergekommen bin teilweise, weil ich diese Floskeln nicht so eingelernt gehabt hab. Dafür waren allerdings meine Großeltern zuständig — also ganz vernachlässigt wurde es dann doch nicht.

Sie mutmaßt, dass das mit den in Argentinien üblichen Umgangsformen zusammenhängt: „Ich glaub schon, dass die argentinische Mentalität ein bisschen so ist. Nicht im Sinne von unhöflich, sondern im Sinne von: Man ist einfach näher aneinander dran. Man braucht nicht so viele Dinge, die einen von den anderen distanzieren, ja? Das distanziert einen ja auch wieder, wenn man mit Floskeln arbeitet."

6.7 Diskriminierungen aufgrund des Aussehens

Welche Erlebnisse Kinder und Jugendliche aufgrund ihres Migrationshintergrundes machen, hängt auch damit zusammen, ob dieser optisch erkennbar ist oder nicht. In dieser Hinsicht kann man zwischen „diskreditierten" beziehungsweise „diskreditierbaren" Kindern unterscheiden: Bei den sogenannten Diskreditierten lässt ihre Aussehen darauf schließen, dass sie Migrationshintergrund haben, während dies bei den Diskreditierbaren nicht der Fall ist (Goffman 1975:12 zitiert nach Viehböck & Bratić 1994:101).

Attias Erfahrung nach macht es einen entscheidenden Unterschied, ob der Migrationshintergrund erkennbar ist: „Für mich war und ist immer die Hautfarbe ausschlaggebend, ja?" Man werde öfter mit rassistischen Anfeindungen konfrontiert, als jene,

denen man den Migrationshintergrund nicht ansieht. „Es wird nie jemand zu denen sagen: ‚Scheiß Tschusch'. Auch wenn die eigentlich genauso Ausländer sind." Er hatte als Kind und Jugendlicher immer wieder Probleme aufgrund seines Aussehens: „[A]b der einen Straße war es eher die gefährliche Gegend. Es waren Österreicher-Banden und auch so Jugo-Banden damals." Versuche, sich mit anderen Migrantenkindern zu solidarisieren, klappten nicht: „Da hab ich es immer mit dem Bruder-Schmäh versucht, aber das hat eigentlich selten funktioniert. […] Na ja, zu irgendwelchen Typen, die mich zusammenschlagen möchten, hab ich gesagt: ‚Ich bin einer von euch.' […] Da merkt man auch, da geht es um nicht viel, außer um: Ich schlag jemanden zusammen. Aber mir ist zum Glück auch nichts Schlimmes passiert."

Zielscheibe verbaler rassistischer Angriffe war er ebenso häufig: „Also dieses ‚Scheiß Tschusch' hören, das hatte ich sehr oft. Mein [jüngerer, Anm.] Bruder zum Glück nicht mehr ganz so oft. Oder ‚Scheiß Kanacke' oder so. Keine Ahnung, diese Sachen." Vor allem ältere Frauen beschimpften ihn, als er noch ein Kind war: „Sehr oft, das war oft mehrmals die Woche." Eine Situation blieb ihm detailgetreu im Gedächtnis: Seine Mutter hatte ihn in den Supermarkt geschickt, um Obst zu kaufen. Er nahm einige Bananen in die Hand, begutachtete sie, und legte sie zurück in die Bananensteige. „Und da hat irgend so eine Oma zu mir gesagt, ich soll sie mit meinen Tschuschen-Drecksfingern gefälligst … Also ich soll sie [die Bananen, Anm.] jetzt nehmen. Und dann hab ich die einfach liegen gelassen und bin nach Hause gelaufen und bin weinend zu meiner Mutter." Er erklärt, dass er als Kind unter anderem auch deshalb gerne in Ägypten war, weil er dort optisch nicht auffiel.

Als er älter und somit auch größer wurde, ließen die Anfeindungen nach: „Ab 15, 16, 17 wurde es merklich weniger. Ich hab das auch gespürt." Wie er es zugespitzt formuliert:

> Ja, weil die Omi, die traut sich nicht mehr, die schubse ich einmal und sie liegt am Boden. Das erwartet sie ja von mir. Was soll ein kleines Kind machen, oder ein junger Mensch … Die fallen alle weg, die Alten. Also es kommen eigentlich nur noch Menschen in Frage, die entweder in der Öffentlichkeit, wenn sie sich geschützt fühlen, irgendwas abschätziges sagen, oder ein Security zum Beispiel oder sonst was, der mich nicht reinlassen will.

Als Jugendlicher begann er also, Rassismus in anderen Bereichen zu erleben. Was ihm nach all seinen Erfahrungen geblieben ist, ist das diffuse Gefühl, das etwas „anders" ist. Attia erzählt zum Beispiel von jener Zeit, als er als junger Musik-Journalist für ein Magazin schrieb, und daher häufig Konzerte in Wien besuchte:

> Bei so Country Bands zum Beispiel. Heute ist das nicht mehr so. Aber früher war ich *immer* der Einzige [nicht-Weiße, Anm.]. […] Hat mir natürlich irgendwie auch getaugt. Rebellenmäßig, der Erste … Aber irgendwie hat es mich natürlich auch belastet. Ich wurde nicht drauf angesprochen, aber man hat sich so komisch gefühlt inmitten von weißen bierbäuchigen Männern bei Country-Konzerten.

Auch Higazi erlebte, wie es sich anfühlen kann, als Kind aufgrund seiner dunkleren Haut- und Haarfarbe aufzufallen. In dem kleinen Dorf im Waldviertel, in dem ihre Großmutter wohnte, lebten zu jener Zeit keine Migranten. Daher fielen sie und ihr Bruder — die beiden Kinder mit

ägyptischen Wurzeln — sofort auf: „At a time when foreigners were ‚Zigeuner'. Because of our dark hair and our looks, you know. That was basically the first word that I learned in German: ‚Zigeuner'." Für die Nachbarn waren sie „die armen Muslim Murlis", wobei Higazi erklärt, dass diese Bezeichnung durchaus freundlich gemeint war. Wiewohl sie hinzufügt, auch Glück gehabt zu haben: Sie und ihr Bruder galten als süße Kinder mit dunklen Haaren und großen, grünen Augen. Sie karikiert die Reaktionen der anderen Menschen: „Nice ‚*Muslim Murlis*'. ‚*Hell, Gott sei Dank. Bisschen haarig für ein Mädchen, was soll man machen.* " Zu wild durfte sie ihre lockige Haarpracht jedoch nicht wachsen lassen: „Die Haare müssen wir zurechtbiegen bei mir, ja, das war immer so. Ich hab nie die Haare offen tragen dürfen. Immer, immer in Zöpfen."

Für ihre eher konservativ eingestellte Großmutter war es in diesem Umfeld eine Herausforderung, plötzlich für zwei muslimische Enkelkinder zu sorgen. Higazi beschreibt sie dennoch als sehr beschützend, wenngleich sie ebenso den Eindruck hatte, dass die Großmutter sie ein wenig anders behandelte als ihre österreichischen Cousinen und Cousins. Die Großmutter setzte sich dennoch sehr für sie und ihren Bruder ein, und wollte sie schließlich auch adoptieren, was ihr Vater jedoch nicht zuließ. Daher kehrten Higazi und ihr Bruder nach eineinhalb Jahren in Niederösterreich nach Kanada zurück.

Lee wuchs in einer kleinen niederösterreichischen Gemeinde auf, gravierende negative Erfahrungen musste sie aufgrund ihres asiatischen Aussehens aber nicht machen. Ihre Brüder und ihre Schwester wurden jedoch manchmal von anderen Kindern gehänselt: „Meine Geschwister erzählen das dann teilweise tatsächlich, dass sie solche Probleme hatten. Aber ich persönlich muss sagen, dass ich solche Probleme fast nie hatte. Also das einzige, was ich gekannt habe, was mir gelegentlich passiert ist, war das Tsching-Tschang-Tschung-Lied." Außerdem hatte sie manchmal das Gefühl, andere Menschen würden sie anstarren, was sie sich aber nicht weiter zu Herzen nahm. Ihre Eltern hatten ihr geholfen, für solche Situationen gerüstet zu sein. „Meine Eltern haben mir das immer versichert: ‚Die sind halt nur überrascht, die anderen Kinder, dass du anders ausschaust. Und die meinen das nicht böse.'" Als sie im Alter von 14 Jahren erstmals nach Südkorea kam, genoss sie es dennoch, einmal nicht anders auszusehen als die anderen Menschen auf der Straße:

> Das Angenehme war, dass ich auf einmal gleich groß war wie alle anderen Leute (lacht). […] Und dass ich auch den Eindruck hatte, dass ich beim ersten Eindruck nach einem ganz anderen Maßstab bewertet werde. Weil in Österreich ist es halt oft so: Da bin ich auf den ersten Eindruck halt mal nur die halbe Asiatin. Und dort hab ich gewusst: Okay, das gilt hier nicht. Hier schauen mich die Leute nicht an wie eine Asiatin, sondern da bin ich einfach nur ein Mädchen, das eine Jean trägt oder sonst irgendwie was.

Grundsätzlich begegneten ihr die anderen Kinder in Österreich aber eher mit Neugier, denn mit Ablehnung: „Bei uns draußen hatte ich eigentlich eher ein bisschen einen Vorteil. […] In Niederösterreich in diesem kleinen Ort. Weil ich hab so ein bisschen anders ausgeschaut, und dadurch war ich für die anderen Kinder irgendwie interessant."

Dass sie, was ihr Aussehen betraf, eher mit „positiven“ Klischees konfrontiert wurde, erzählt auch Barbara Schlachter Delgado. Während ihrer Kindheit gab es in ihrer Heimatstadt kaum lateinamerikanische Einwanderer. „Es waren auch nicht viele, die so ausgeschaut haben. Inzwischen ist es ja Alltag, aber damals gab es nicht so viele. Zumindest in Salzburg gab es nicht so viele, die irgendwie dunkel waren, ich meine, die die Haare so dunkel hatten. Da war ich wirklich irgendwie exotisch, und das war eigentlich nur ein Vorteil damals.“ Die meisten Immigranten zu jener Zeit stammten aus anderen Regionen: „Und ich hatte mit Türkei und Jugoslawien — das waren ja die klassischen Migrantenländer — gar nichts zu tun. Ich war ja aus einem ganz anderen Kontinent, also meine Mutter. Und das war total exotisch und interessant.“ Insofern erntete sie als Kind und Jugendliche vorwiegend interessierte und bewundernde Reaktionen, wenn sie erzählte, ihre Mutter sei Lateinamerikanerin. „Es war eher so: ‚Echt, deine Mutter ist Peruanerin? Wow, echt? Wart du schon dort? Wie ist das dort? Du kannst Spanisch? Wow!’“

Dass das Aussehen, und zwar in Form der Kleidung, mitbestimmt, ob man akzeptiert wird, lernte Todor Ovtcharov, als er als Teenager nach Deutschland kam. Aufgrund seiner Herkunft erfuhr er an der Schule in Berlin niemals Ablehnung, wie er betont. Um dazuzugehören sollte man aber die richtigen Markenkleider tragen. Ihm als Bulgaren war das kaum möglich, da er nicht genug Geld für derartige Kleidung besaß. „Früher in der Schule in Sofia hatten alle nichts. Deshalb war es uns jetzt egal, wer wie angezogen ist. Und in Berlin hab ich es sofort erlebt: Also wenn du jetzt keine ‚Nike’-Schuhe hast, dann bist du niemand. Ich hatte damals zum Beispiel kein Handy — und jeder hatte ein Handy.“ Der Wohlstand in Deutschland beeindruckte ihn als 13-Jährigen aber auch:

> Ich mein, ich hab zum ersten Mal in meinem Leben einen Supermarkt gesehen in Deutschland. Das hatten wir nicht. Jetzt, mittlerweile, gibt es Supermärkte überall. Aber 1999 gab es in Bulgarien keine Supermärkte. Wir hatten ein Geschäft mit Brot, mit Käse und mit Limonade. Aber keine mit zehn Arten von Brot und zehn Arten von Käse und mit zehn Arten von Limonade. Und das war für mich wie ein Wunderland.

Mit der Zeit lernte er, sich derlei materiellen Zwängen zu widersetzen, und seine Kollegen akzeptierten ihn auch ohne teure Kleidung. Eine wertvolle Lektion, denn als er zwei Jahre später nach Bulgarien zurückkehrte, hatte der Materialismus dort ebenfalls Einzug gehalten, und trieb noch wildere Blüten als in Deutschland. Dank seiner Deutschkenntnisse ergatterte Ovtcharov einen Platz an der angesehenen deutschsprachigen Schule in Sofia. Seine Mitschüler stammten mehrheitlich aus wohlhabenden Elternhäusern, und viele protzten mit teuren Handys oder Autos. Ovtcharov gelang es aber dank seiner Erfahrungen aus Berlin, sich von derartigem Druck abzugrenzen.

Abschließend sei noch Remicks Beobachtung erwähnt. Er machte die Erfahrung, aufgrund seiner Kleidung hervorzustechen, als er als junger Student Anfang der 1980er-Jahre nach Europa kam. Seine amerikanischen Kollegen und er trugen T-Shirts und Baseball-Kappen, was zu jener Zeit in Österreich noch unüblich war. Mit Erstaunen sah er wiederum, dass manche seiner

österreichischen Kommilitonen Kleidung aus Lodenstoff oder Dirndln trugen. Auch die Umgangsformen empfand er als formell und altmodisch: dass die Menschen einander mit „Herr“ und „Frau“ ansprachen und per Sie waren. Er hatte nahezu das Gefühl, in eine andere Zeit versetzt worden zu sein, was er aber spannend fand: „I mean it was 1981. But for me, I had kind of a fifties-feeling. Which made it more interesting. You could still feel the history, and the Cold War was still on, the Soviets weren’t that far away. So, it was interesting.”

Wie sich zeigt, laufen Menschen, deren Migrationshintergrund sichtbar ist, bereits im Kindesalter Gefahr, Rassismus zu erleben. Im folgenden Kapitel 7 greife ich das Thema erneut auf: Ich beschreibe mithilfe von Fallbeispielen, in welchen Alltagssituationen meine Interviewpartner im Erwachsenenalter mit Rassismus konfrontiert waren. Außerdem wird an Migranten häufig die Forderung herangetragen, sich anzupassen, sprich: sich zu integrieren. Integration gilt im öffentlichen Diskurs gemeinhin als erstrebenswert, und auch als Vehikel, um eine marginalisierte Position zu überwinden. Bei näherer Betrachtung zeigt sich aber, dass nach wie vor nicht genau definiert ist, was genau „Integration“ eigentlich ist.

7. RASSISMUS UND FORDERUNGEN NACH INTEGRATION

We always impute to the ‚other' an excessive enjoyment: s/he wants to steal our enjoyment (by ruining our way of life) and s/he has access to some secret, perverse enjoyment. In short, what really bothers us about the ‚other' is the peculiar way it organizes its enjoyment: precisely the surplus, the ‚excess' that pertains to it — the smell of their food, their ‚noisy' songs and dances, their strange manners, their attitude to work (in their racist perspective, the ‚other' is either a workaholic stealing our jobs or an idler living on our labour; and it is quite amusing to note the ease with which one passes from reproaching the other with a refusal to work, to reproaching him for the theft of work).(Slavoj Žižek 1990:54)

Der Fokus in der Migrationsforschung lag bisher, wie bereits erklärt (siehe Kapitel 3), häufig auf Migranten, die sich in einer marginalisierten Position befinden, und die somit tendenziell eher Gefahr laufen, Ziel rassistischer Angriffe zu werden. Mithilfe von Fallbeispielen illustriere ich, dass aber auch einige meiner Interviewpartner Rassismus erlebten: etwa in scheinbar harmlosen Gesprächen, bei Interaktionen im öffentlichen Raum, bei der Job- und Wohnungssuche oder auf Ämtern. Ein hoher Bildungsabschluss, sowie eine vergleichsweise privilegierte berufliche oder ökonomische Position schützen also nicht automatisch vor Rassismus — vor allem dann nicht, wenn der Migrationshintergrund sichtbar ist.

Erleben Menschen Rassismus, kommt es manchmal zur Täter-Opfer-Umkehr. Dem Betroffenen wird unterstellt, die rassistische Reaktion provoziert zu haben: etwa durch vermeintlich „unpassendes" Aussehen oder Verhalten. Daher werden oft Forderungen laut, Migranten mögen sich integrieren. In dieser Hinsicht sind meine Interviewpartner gegenüber sozial marginalisierten Migranten tendenziell im Vorteil, da sie Vielfalt in ihrem Alltag eher leben können, ohne dass ihnen daraus Probleme erwachsen: So wird eine Orientierung am Herkunftsland einem türkischstämmigen Migranten eher angekreidet, als etwa einem US-Amerikaner. Anders formuliert: Was bei einem als Anzeichen von „gescheiterter Integration" gilt, weswegen er möglicherweise gar rassistisch angefeindet wird, scheint bei einem anderen kein Problem dazustellen. Bei näherer Betrachtung offenbart sich außerdem eine begriffliche Unschärfe: Während der öffentliche Diskurs zu Integration meist vermeintliche kulturelle Unterschiede thematisiert, geht es aus wissenschaftlicher Sicht um Chancengleichheit. Da aber gerade Migranten in Integrationsdebatten bisher kaum zu Wort kamen, seien abschließend noch Assoziationen meiner Interviewpartner zu Integration zusammengefasst.

7.1 Rassismus: von subtiler Beleidigung bis zu handfester Gewalt

Das Thema Rassismus kam bereits im Interview mit FM4-Senderchefin Eigensperger zur Sprache. Sie berichtet, dass ihr einige Mitarbeiter anvertrauten, rassistisch angefeindet worden zu sein. „Also man darf jetzt nicht vergessen: Deren Aussehen — deren Auftreten — ist schon so, dass sie nicht in irgendwelche einfachen Klischees der Abwertung rutschen können. Aber Menschen mit einer anderen Hautfarbe erleben immer wieder Dinge, die sind sagenhaft." Wobei sie anfügt: „Ich hab jetzt nicht mit permanent traumatisierten Mitarbeitern zu tun. So ist es nicht, ja? Aber es passieren schon Dinge."

Rassismus kann auf vielerlei Art und Weise in Erscheinung treten. Es gibt zum Beispiel institutionellen Rassismus (in Form von Regelungen oder Gesetzen), strukturellen Rassismus (z.B. Benachteiligungen im Schulsystem oder am Arbeitsmarkt), oder Rassismus in öffentlichen Diskursen (Zeitungen, Radio, Fernsehen, Bücher, Flugblätter, diskriminierende Reden etc.) (Melter 2007:109–110). Rassismus kann sich auf grobe Art und Weise Bahn brechen, etwa in Form von körperlicher Gewalt. Rassismus kann aber auch in subtiler Form in Erscheinung treten (Mecheril 1994:60). Ein Beispiel für eine subtile, oft unbeachtete Form von Rassismus ist das ständige Ansprechen auf den Migrationshintergrund, das etwa Michel Attia oder Sebastian Schlachter Delgado erlebten. „Es ist halt immer noch so, dass egal, wenn ich irgendwo auftauche: Wenn ich längere Haare hab, dann wollen mir die Mädels in die Haare greifen. Und man wird halt immer ein Exot bleiben", erzählt Schlachter Delgado. Eine zumeist freundlich gemeinte Form der Aufmerksamkeit, die freilich dennoch anstrengen kann: „Es ist halt so, dass ich mir mehr oder weniger einen gewissen Schutz aufgebaut habe um mich, indem ich grimmiger dreinschaue, als ich eigentlich bin, um mir die Leute fernzuhalten. Also solche Situationen, oder auch Provokationen."

Derlei Fragen sind oft keineswegs böswillig motiviert. In dieser Hinsicht übt Rainer Springenschmid Selbstkritik, der sich in einem unbedachten Moment selbst so verhielt.

> Eine Begebenheit, wo mir erst im Nachhinein geschossen ist, wie diskriminierend und rassistisch ich mich da aufgeführt habe: Da bin ich mal nach Salzburg getrampt und ich bin da in München an einer Stelle gestanden, wo man einigermaßen gut weg gekommen ist. Und da war noch jemand, der vor mir schon da war. Und der sah aus wie ein Türke. Und er hat mich mit eindeutig fremdem Akzent gefragt, ob man da gut weg kommt, wo man sich da am besten hinstellt […]. Und ich hab ihn dann gefragt: „Hey, wo kommst denn du her?" Da hat er gesagt: „Aus Belgien." Und da hab ich gesagt: „Okay, nein, aber wo kommst du denn *wirklich* her?" Und hab dann irgendwie fünf Mal insistieren müssen. Und der fand das total überraschend, der hat mich ganz komisch angeschaut, bis er dann gesagt hat: Naja, okay, seine Vorfahren sind aus der Türkei nach Belgien eingewandert. Aber er ist in Belgien geboren. Er hat sich dann nicht aufgeregt und gar nichts. Aber in Wahrheit war mir das dann irrsinnig peinlich, und es ist mir heute noch peinlich, weil das genau so ein Ding war: einfach so ein rassistisches Verhalten. Gut gemeintes, zwar, ja? Aber eindeutig rassistisches Verhalten.

Daher Springenschmids Fazit: „Ich bin ja auch der Überzeugung, dass man den Rassismus zuerst in seinem eigenen Kopf bekämpfen muss." Betroffene kann dieses Nachfragen jedenfalls belasten, da es ihnen suggeriert, „irgendwie anders" zu sein. Zudem perpetuieren die scheinbar harmlosen Äußerungen den Diskurs „Mehrheitsgesellschaft versus Migranten": „Es geht hier um Erlebnisse, die zunächst nicht groß und gravierend erscheinen, die aber mit erheblicher Penetranz wiederkehren, manchmal täglich, manchmal in längeren Abständen, und die gerade in ihrer Alltäglichkeit sehr deutlich einen Unterschied markieren und dauerhaft eine Grenze etablieren zwischen ‚uns' und ‚ihnen'" (Terkessidis 2010:80).

Ebenso kann es Migranten verdrießen, permanent zum „Experten" für gewisse Themen stilisiert zu werden. Ali Cem Deniz schildert, dass er ständig nach seiner Meinung zu Islam-bezogenen Inhalten gefragt wird: „Na jetzt zum Beispiel während der Beschneidungsdebatte musste ich mich immer wieder dazu positionieren. Wie ich dazu stehe und so was. […] Weil es

kann mir ja einfach egal sein. Vielleicht ist es mir egal. Aber das nimmt niemand an. Es ist mir eh meistens nicht egal — aber trotzdem (lacht).“

Eine weitere subtile Spielart von Rassismus ist die „Entantwortung“ (Terkessidis 2010:83): Zu dieser kommt es zum Beispiel, wenn man Menschen schlicht aufgrund ihrer Herkunft Gemeinsamkeiten unterstellt, und ihnen somit individuelle Motivationen und Handlungsfähigkeiten abspricht (siehe auch 5.5). Derartiges erlebte Todor Ovtcharov in Gesprächen mit einer ehemaligen Freundin. „[D]ie hat jeden Satz angefangen mit: ‚Ja, ihr in Bulgarien, und ihr in Bulgarien, …’ Come on! Ich bin jetzt nicht das repräsentative Beispiel für alle acht Millionen Bulgaren, ja? Wenn ich sie küsste, dann dachte ich, ich küsse sie im Namen des bulgarischen Volkes (lacht).“

Diese Beispiele illustrieren, wie schnell sich Rassismus — oft gänzlich ohne böse Absicht — in Alltagshandlungen einschleichen kann. Aber selbst vermeintliche „Kleinigkeiten“ können für die Betroffenen ärgerlich sein und negative Folgen zeitigen.

Am anderen Ende der Skala finden sich brutale Äußerungen von Rassismus. Die genaue Anzahl der rassistisch motivierten Attacken in Österreich ist nicht bekannt, der Bericht der European Commission against Racism and Intolerance (ECRI 2010) legt aber nahe, dass sie vergleichsweise niedrig ist: „Es gibt […] keine Hinweise darauf, dass in Österreich rassistische Gewalttaten gegen Personen in nennenswerter Zahl vorkommen“ (ECRI 2010:36). Fallweise komme es zu rassistisch motivierter Sachbeschädigung: etwa zu Schändungen jüdischer und muslimischer Friedhöfe, sowie Kult- oder Gedenkstätten. Die Täter werden zumeist der rechtsextremen Szene zugerechnet (ECRI 2010:36).

Immerhin drei meiner Interviewpartner machten Erfahrungen mit rassistischer Gewalt: einer am eigenen Leib, einer wurde Zeuge von körperlichen Übergriffen, und einer erhielt massive Drohungen. Wie erklärt, wurde Attia im Kindes- und Jugendalter aufgrund seines Aussehens von anderen Jugendlichen verprügelt (siehe 6.7). Sebastian Schlachter Delgado wiederum musste mit ansehen, wie ein Freund gewalttätig attackiert wurde:

> Ein Freund von mir ist mal vor meiner Nase von Skinheads zusammengeschlagen worden. Neben mir sind zwei so riesige Pfosten gestanden und haben so den Arm auf meine Schulter gelegt. So auf die Art: Bleib schön ruhig. […] Das war noch in Salzburg. Also er ist nicht komplett kaputt geschlagen worden, aber es war schon so, dass er hinkend nach Hause gegangen ist. Das war für mich auch ganz furchtbar, weil ich nichts machen können hab. Angst hat schon mitgespielt.

Der zweite Vorfall, der ihm in Erinnerung ist, trug sich in Wien zu, und betraf ebenfalls einen seiner Freunde. Schlachter Delgado stößt sich auch an der Tatsache, dass es meist nicht möglich ist, sich auf konstruktive Art und Weise zur Wehr zu setzen:

> Ein Freund von mir, der eben auch halb Peruaner, halb Österreicher ist — witzigerweise, aber aus ganz anderen Ecken —, der hat auch so einen Lockenkopf und ist ganz groß. Und der ist […] mit seiner Frau spazieren gewesen. […] Und da war ein Trupp von Skinheads, und der eine hat ihn einfach so, im Vorbeigehen, voll auf den Oberarm raufgehaut. […] Und normalerweise dreht man sich um, und sagt: „Hey, Alter, bist deppert?“ Aber das ist dann halt so ein Trupp von auftrainierten, aggressiven, jungen Typen, denen alles egal ist. Ob sie jetzt im Gefängnis landen

> wegen irgendwas, das ist denen egal. Dann ist es auch gescheiter, man geht weiter und man ignoriert es. Aber trotzdem — es ärgert einen. Die Ohnmacht, die man hat, die aufgrund dessen ist, dass er einfach die Locken hat.

Simon Inou wiederum wurde massiv bedroht. Er forderte in einem Zeitungskommentar, auf Speisekarten auf die Bezeichnung „Mohr im Hemd“ zu verzichten, da Schwarze diese als rassistisch empfinden. Daraufhin wurde er per eMail wüst beschimpft:

> Wäre ich ein bisschen zu schwach, würde ich das Land schon verlassen. Wahnsinn ist das! […] 2009, zwischen Mitte Juli und August, habe ich ungefähr 500 eMails bekommen. Beleidigende eMails bis zum geht nicht mehr: „Affen.“ „Geh zurück auf den Baum.“ Und so weiter. Und innerhalb dieser 502 oder 503 eMails bekomme ich zwei eMails: „Simon, Herr Inou — wir unterstützen Ihre Arbeit.“ Zwei Frauen. Das gibt Kraft. Ich sage, das muss man nicht vergessen. Es gibt natürlich eine Minderheit, aber diese Minderheit ist wichtig.

Einige Zuschriften beließen es jedoch nicht bei Beschimpfungen, wie Inou schildert: „Ich hab auch Morddrohungen bekommen. Ich musste zwei Wochen unter Polizeischutz in Wien herumgehen.“ Um sich sicherer zu fühlen, entfernte er Tür- sowie Klingelschild seiner in Wien ansässigen Agentur M-Media. So ist nicht auf den ersten Blick ersichtlich, wo sich diese befindet: „Das hab ich weggenommen, weil es kamen eMails, Anrufe — unglaublich.“

Die Bandbreite von rassistischen Äußerungen ist also groß: Sie reicht von subtilen, oft unbedachten Bemerkungen bis hin zu gezielten Gewaltandrohungen oder Attacken. Wichtig ist, das Augenmerk nicht bloß auf die extremen Erscheinungsformen zu legen, denn: „Manifeste fremdenfeindliche Gewalt mit mehr oder weniger eindeutigem rechtsextremen Hintergrund verstellt […] leicht den Blick auf die subtilen Formen alltäglicher Ausgrenzungen und Diskriminierungen gegenüber ‚Fremden’“ (Lebhart & Münz 1999:15). Der ausschließliche Fokus auf den Extremismus kann dazu führen, dass alltägliche rassistische Diskriminierungen sowie deren negative Auswirkungen heruntergespielt oder sogar gänzlich ignoriert werden (Terkessidis 2010:85).

Außerdem ist anzufügen, dass Menschen mit Migrationshintergrund hinsichtlich rassistischer Verhaltensweisen sensibilisiert — und daher auch leichter verletzbar — sein können. So erklärt etwa Attia, das Verhalten anderer Menschen ihm gegenüber genau zu beobachten. Auch Joanna King bestätigt das: Es bereitete ihr daher manchmal Kopfzerbrechen, wenn sie auf unfreundliche Menschen traf. Sie konnte nicht einschätzen, ob deren Verhalten in der Ablehnung ihrer Person wurzelte: „Because you are an outsider and you feel insecure, you feel these things as personal hostility.” Eine verstärkte Sensibilisierung kann auch bei Angehörigen der zweiten Generation auftreten: Conny Lee erzählt lange über rassistische Vorfälle, die ihrem Vater widerfuhren. Daher achte sie genau auf das Verhalten anderer Menschen ihm gegenüber: „Bei mir ist es eher so, dass ich mir eben Sorgen darum mache, dass mein Vater benachteiligt wird. Also dass ich da sehr empfindlich darauf bin.“

Im Folgenden möchte ich anhand einiger weiterer Fallbeispiele zeigen, in welchen Alltagssituationen sich meine Interviewpartner mit Rassismus konfrontiert sahen.

7.2 Fallbeispiele: Wie sich Rassismus im Alltag äußern kann

Vorausgeschickt sei, dass nicht alle Menschen mit Migrationshintergrund gleichermaßen Gefahr laufen, Rassismus zu erleben. Häufig trifft es Menschen, die optisch — vor allem aufgrund ihrer Hautfarbe — „fremd“ aussehen (siehe z.B. Bauböck & Volf 2001; Biffl 2007; ECRI 2010; Hieronymus 2007; Kampmann 1994; Mecheril 1994; Teo 1994), sowie jene mit osteuropäischem Migrationshintergrund (siehe z.B. Bakić-Hayden 1995; Bakić-Hayden & Hayden 1992; Buden 1999; ECRI 2010; Lebhart & Münz 1999; Stolcke 1995). Außerdem sind derzeit türkischstämmige Menschen beziehungsweise Muslime sehr häufig von Rassismus betroffen (siehe z.B. Ansell 2013; Bauböck & Volf 2001; Bernard 2008; Biffl 2007; ECRI 2010; Fassmann & Reeger 2007; Fassmann et al. 2007; Hummrich 2007; Kastoryano 2002; Kohlbacher & Reeger 2007; Kröll 1999; Morgan & Poynting 2012; Noble 2012; Poole 2008; Potz 2007; Schiffauer 2007; Schramkowski 2007; Silverstein 2005; Stölting 1999; Suárez-Orozco 1991; Swietlik 1994; Terkessidis 2010; ZARA 2002). Problematisch ist auch die Situation der Roma und Sinti: Kaum eine andere Gruppe hat mit derartig viel Ablehnung zu kämpfen (Nuscheler 1995:114). Man kann in diesem Fall beispielsweise von „*pariah groups*“ (Barth 1969:31) sprechen, da sie kaum die Möglichkeit haben, akzeptiert zu werden. Diese Wahrnehmung fußt übrigens auch darauf, dass sie eine Lebensweise verfolgen, die mit den bürokratischen und administrativen Routinen der gegenwärtigen Weltordnung der Nationalstaaten schwer vereinbar erscheint (Heinrich 1999:58; siehe auch 5.4, 5.5).

Was die Hautfarbe betrifft, wurde diese während der Zeit des Sklavenhandels zu einem entscheidenden Merkmal (Ansell 2013:129; Rutledge 2004:843). Und sie ist es bis heute, wie Inou aus eigener Erfahrung weiß: „Du bist sichtbar als Migrant. Wenn ich auf die Mariahilfer Straße oder so gehe, dann sieht man schon auf ein paar hundert Meter, das ist ein Schwarzer. Und man weiß schon, okay, ein Schwarzer. Auch wenn man österreichischer Staatsbürger oder so ist.“ Bei dieser Wahrnehmung schwingen nach wie vor rassistische Vorstellungen mit, die die Fiktion von der Überlegenheit von Menschen mit weißer Hautfarbe implizieren (Kampmann 1994:125–126). Damit verbunden sind stereotype Vorstellungen einer zivilisierten, reichen, sauberen, westlichen Gesellschaft, die sich von einem Gegenpart — einer unzivilisierten, armen Gesellschaft — unterscheidet (Hieronymus 2007:141).

Ist der Migrationshintergrund erkennbar, kann das die Interaktion mit anderen Menschen im öffentlichen Raum beeinflussen. Schwarze machen in dieser Hinsicht oft niederschmetternde Erfahrungen. Inou berichtet unter anderem von Erlebnissen in Kaffeehäusern oder Restaurants: „Da wirst du nicht einmal bedient. Du setzt dich hin, wartest. 15 Minuten später: ‚Herr Ober?’ — ‚Wir bedienen keine Schwarzen hier.’ Nicht einmal: ‚Ich habe keine Zeit.’“ Wollte er abends ausgehen, gewährten ihm manche Türsteher keinen Einlass: „Es gibt auch die sogenannten ‚Apartheid-Clubs’, ja? Nachtclubs, wo einfach klar ist: Schwarze dürfen nicht rein.“ Seine Reaktion? „Ich war schockiert, sehr schockiert. Ich hab den Fall sogar zur Gleichbehandlungskommission gebracht. […] Und das ist einer der Gründe für mich, warum ich

nicht mehr fortgehe. Da ist es mir lieber, wir gehen zu ‚Starbucks' oder ‚MacDonalds' oder so. Statt in solche Clubs zu gehen, wo ich weiß, da werde ich sofort abgelehnt." Seine Erlebnisse stellen übrigens keine Ausnahmefälle dar: Der *Rassismus Report*[9] (2002) des Vereins ZARA beinhaltet die Ergebnisse eines „Lokal Rassismus Tests": Arabisch, afrikanisch und europäisch aussehende Menschen versuchten hintereinander, Lokale in Wien zu betreten. Nur in drei von den elf getesteten Lokalen wurden die arabisch oder afrikanisch aussehenden Menschen auf die gleiche Weise behandelt wie die weißen Testpersonen. In den anderen wurde ihnen der Einlass meist wegen eines fehlenden Clubausweises verweigert — nach dem die Weißen hingegen erst gar nicht gefragt wurden (ZARA 2002:19).

Eine rassistische Anfeindung aufgrund ihres Aussehens erlebte auch Barbara Schlachter Delgado: „Da hat mich irgendwann einmal jemand in U-Bahn-Gegend, bei einer U-Bahn-Station, angespuckt. Also mich nicht getroffen, aber er hat dazu gesagt: ‚Scheiß Ausländer.'" Sie ging kommentarlos weiter und versuchte, sich den Vorfall nicht weiter zu Herzen zu nehmen. Dennoch führte ihr dieses Ereignis vor Augen, wie schwierig der Alltag für Immigranten sein kann. „Ich hab mir nur gedacht: Aha, so geht es also vielleicht Leuten, die wirklich eindeutig, vielleicht mit Kopftuch oder so, unterwegs sind. Ich konnte da in dem Moment halt kurz mal fühlen, wie es jemandem geht, dem das wirklich öfters passiert. Also dass es ungut sein kann, ja?"

Auch asiatisch aussehende Menschen sind davor nicht gefeit. Lee erzählt, dass ihre Eltern anfangs nicht als Paar akzeptiert wurden: „Die Leute waren eben alle sehr gegen die Beziehung. Weil der Papa war ‚der Ausländer', er war pauschal ‚der Chinese'." Ebenso schlug ihm im Beruf Skepsis oder Ablehnung entgegen: „Die Leute hatten am Anfang Angst, zu ihm zu gehen. Also mein Vater macht Akupunktur, und das war dann so: ‚Oh Gott, da ist jetzt ein Ausländer, ein Chinese, und der sticht einem Nadeln rein.'" Als sich herumsprach, dass manche Patienten seiner Behandlungsmethoden wegen sogar aus Wien zu seiner niederösterreichischen Arztpraxis anreisten, konnte er sich beruflich schließlich etablieren.

Neben Benachteiligungen im Job — die im Übrigen bereits bei der Bewerbung um einen solchen beginnen —, erleben Migranten auch Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche, oder beim Versuch, sich einen Freundeskreis aufzubauen. Wie Inou berichtet, sind Schwarze häufig von all dem betroffen:

> Gut, für Schwarze haben wir sie [die Benachteiligungen, Anm.] am so genannten Wohnungsmarkt und am Arbeitsmarkt, sowie in interpersonellen Beziehungen. Ich kenne viele, die hier seit 30 Jahren sind, und wenn ich frage: „Haben Sie schon österreichische Freunde?", sagen sie: „Nein, österreichische Freunde habe ich nicht. Nur Bekannte. Aber einen Freund? Einen österreichischen Freund hab ich nicht." Es gibt viele, die seit mehreren Jahren hier leben, und es ist schwer für sie, einen Freund in der — sagen wir mal: österreichischen Mehrheitsgesellschaft — zu finden. Gut, ich hab die Interviews nicht vertiefend fortgeführt, aber ist einfach eine Tatsache, dass viele Schwarze, die in Österreich sind, so leben.

[9] ZARA steht für „Zivilcourage und Anti-Rassismus-Arbeit". Der Report des Vereins basiert auf rassistischen Vorkommnissen, die sich in Österreich im Jahr 2002 ereigneten, und die von Einzelpersonen sowie von anderen Organisationen bei ZARA gemeldet wurden (ZARA 2002:5). Mehr als 300 Menschen meldeten sich, 32 Prozent davon waren selbst von Rassismus betroffen, 59 Prozent waren Zeugen, die restlichen neun Prozent waren Info-Anrufe (ZARA 2002:7).

Ähnlich erging es Ovtcharov, der zur Rezeption von Migranten zynisch feststellt: „Es gibt gute Ausländer, die aus guten Ländern sind — und schlechte wie mich (lacht).“ Seiner Erfahrung nach erleben Migranten in Österreich zwar zumeist keine direkten Anfeindungen. „Keiner wird zu dir gehen und sagen: ‚Hey, du Scheiß Ausländer!’ Aber es gibt viele, die sich das denken.“ Zu Beginn seines Aufenthaltes in Österreich arbeitete er meist in Jobs mit schlechten Arbeitsbedingungen.

> Mein erster Job in Österreich war: Ich sollte Karotten aussortieren auf einem Fließband. Da kommen die Karotten und ich bin wie ein Tintenfisch auf diesem Fließband gewesen, und ich soll alle schlechten, krummen, hässlichen Karotten wegwerfen. Damit nur erste Qualität auf dem österreichischen Weihnachtstisch landet. Es war eine Fabrik in einem Dorf in der Nähe von Wien. Und Suppengrün sollte ich auch machen. So diese Bewegung [zeigt vor, Anm.] — den ganzen Tag. Das war eine Sonderbestellung für Weihnachten, das war rund um Weihnachten. Die meisten Arbeiter — eigentlich alle Arbeiter in dieser Fabrik — waren aus der Slowakei. Und die sahen sooo lebensmüde aus. Also stell dir vor, wie ist das, wenn du das dein ganzes Leben lang machst, am Fließband zu arbeiten. Das ist unglaublich. Es war sehr kalt, und der einzige Österreicher war der, der herumlief und schrie: „Schneller, schneller, schneller!“

Eine andere Stelle hat er nicht in wesentlich besserer Erinnerung:

> In einer Bäckerei musste ich Kipferl mit Marillenmarmelade besprühen in der Nacht. Da war ich, glaube ich, der süßeste Typ auf der Welt: Ich hatte überall Marillenmarmelade, Puderzucker, Schokolade. Das war auch so: Die Leute — und ich will mich jetzt nicht beklagen —, aber die Menschen, die normalerweise dort arbeiten, sind halt Menschen dort aus dem Dorf, die in ihrem ganzen Leben hier sicherlich irgendwie unterdrückt wurden und irgendwie als dumm oder ich weiß nicht was bezeichnet wurden. Und jetzt kommen irgendwelche Bulgaren, die billiger sind. Das ist Nachtarbeit, und normalerweise verdient man 20 Euro die Stunde. Bulgaren verdienen sechs Euro die Stunde. Und diese Leute, die dort normalerweise arbeiten, schreien dich an mit dem ärgsten Dialekt, den du nicht verstehst. So leben die ihren Frust aus.

Auch Ovtcharov musste die Erfahrung machen, dass es nicht einfach ist, soziale Kontakte aufzubauen und Freunde zu finden:

> Es ist einfach eine andere Mentalität. Weil zum Beispiel an der Universität in Sofia habe ich sofort irgendwelche Leute kennengelernt mit denen ich immer noch befreundet bin. Hier an der Universität? Nein. Du machst dein Seminar, du machst die Gruppenarbeit zusammen, dann gehst du nach Hause. Die Leute sind an der Universität um zu lernen und nicht um Freundschaften zu machen. Ich hab keinen einzigen Freund hier von der Uni.

Seine Freizeit verbringe er nach wie vor vorwiegend mit Bulgaren: „Ich hab jede Menge Freunde gefunden. Also es ist nicht so. Österreicher, Bulgaren, und Leute von überall. Aber die meisten Menschen, mit denen ich mich alltäglich treffe, sind auch Bulgaren.“ Wie er hinzufügt: „Ich generalisiere das ungern: Österreicher sind so, Bulgaren sind so, … […] Aber es ist schon so, dass die Österreicher sehr introvertiert sind, und die meisten, die ich gesehen habe, sind schon verschlossener als wir aus dem Balkan (lacht).“ Wobei er relativiert: „Ich selbst bin auch nicht der super-super-offene und extrovertierte Mensch — bin ich auch nicht.“ Ich frage nach, ob er sich denn willkommen fühlte, als er nach Wien kam. Seine Erwiderung: „Willkommen habe ich mich nie gefühlt, nein. Aber ich mache jetzt kein Drama daraus.“

Ovtcharov fand zudem lange Zeit kein WG-Zimmer in Wien: Bei zirka einhundert Wohnungsbesichtigungen wurde er abgelehnt. Er wohnte schließlich unter anderem in einem Studentenheim oder im dunklen Hinterzimmer einer Pizzeria. Der Engländer Turner war zwar nicht so lange auf Wohnungssuche, aber auch ihm wurde eine Wohnung verweigert: Ein Vermieter ließ ihm bereits am Telefon wissen, dass er nicht daran denke, seine Wohnung an einen „Ausländer“ zu vermieten.

Was Immigranten aus den USA betrifft, erlebten Jill Zobel und Joe Remick wiederum eine andere Art von Rassismus: Ihnen wurde „amerikanischer Imperialismus“ vorgeworfen. Remick etwa erzählt, dass er während des NATO-Bombardements im ehemaligen Jugoslawien mehrmals beschimpft wurde: „I would be like in a bar, and there were some Yugoslavs, and they, you know: ‚Your people are bombing my people!’”. Ähnliches erlebte er nach Beginn des Irak-Kriegs: „I mean, it never got physical. There were threats — but it never actually got physical.” Remick ergänzt, Vorurteile gegenüber den Vereinigten Staaten seien weit verbreitet. „I found out: everybody has an opinion about the USA. And the craziest opinions are from people who were never there.” Er nennt ein Beispiel für die sogenannten „crazy opinions”: „That the reason the States have such a high crime rate is because Europe expelled all the bad people once upon a time, and so on.” Früher hätte er sich noch auf Diskussionen eingelassen, mittlerweile kümmere er sich nicht mehr um derartige Theorien, würden sie wieder einmal an ihn herangetragen.

Dass sich Faktoren wie Herkunft, Aussehen, Sprache etc. gegenseitig abschwächen oder verstärken können, erlebte Riem Higazi. Im Vorteil ist man ihrer Erfahrung nach, solange man als jung und attraktiv gilt: „But the older I get, the more that goes away, because you are not attractive or you are not sexually available or you are overweight or whatever, so your ‚Ausländer’-thing becomes more the focus. You see what I mean? I do really notice that.” Mit zunehmendem Alter beobachtete sie, dass sich Menschen ihr gegenüber anders verhielten: „And that is not me being like ‚I can’t deal with getting older or getting fatter’ or whatever. I do notice that you are less forgiven for ageing or for not being as attractive as you were when you were younger — if you are on top of that *ein Ausländer*. There is an element of that. It is not something you can put your finger on, but it is definitely there.”

Einige meiner Interviewpartner berichteten zudem von negativen Erlebnissen im Kontakt mit Beamten. Dass es in Österreich institutionellen Rassismus — etwa im Polizeiapparat sowie im Rechtssystem — gibt, bestätigt auch Amnesty International: Migranten laufen eher Gefahr, eines Verbrechens verdächtigt zu werden, oder von Beamten schlecht behandelt zu werden (Amnesty International 2012:7). Berichten über rassistisches Verhalten von Beamten werde oft nur unzureichend nachgegangen: „[…] police officers are seldom prosecuted and even if they are, including in cases of serious racially motivated ill-treatment, the courts do not always impose penalties commensurate with the gravity of the offence, including its racist motivation“ (Amnesty International 2012:7). Komme es zu Disziplinarverfahren, würden diese häufig nicht transparent ablaufen (Amnesty International 2012:9). Ebenso kritisiert Amnesty die Praktik des *ethnic*

profiling: Darunter versteht man willkürliche Kontrollen, bei denen Menschen zum Beispiel schlicht aufgrund ihres Aussehens aufgefordert werden, ihren Ausweis vorzuzeigen. Davon sind vor allem junge Männer mit dunklerer Hautfarbe betroffen (Amnesty International 2012:11; siehe auch ECRI 2010:50).

Ali Cem Deniz (siehe 7.2.1) und Michel Attia ist die Praktik des *ethnic profiling* nicht unbekannt: Attia berichtet, dass ihn Kaufhausdetektive völlig grundlos auf gestohlene Waren kontrollierten. Außerdem erzählt er von jener Zeit, als er in der Nähe eines großen Wiener Bahnhofs wohnte: Damals durchquerte er daher praktisch täglich die angrenzende Bahnhofshalle, wo ihn alle ein bis zwei Wochen Zivilpolizisten aufhielten und kontrollierten. Auch am Flughafen wird er oft ausführlich befragt: „In Amsterdam schaut jeder zweite so aus wie ich, in Holland. Oder auch in Frankreich. Na hauptsächlich im deutschsprachigen Raum hab ich da Troubles. Da flieg ich eigentlich fast nur Wien — Berlin. Und es kommt natürlich immer drauf an: Wenn ich frisch rasiert bin oder mit Drei-Tages-Bart kommt das anders, als mit so einem Bart [Vollbart, Anm.]." Aufgrund all seiner Erfahrungen fällt es ihm oft schwer zu beurteilen, ob derartiges Verhalten rassistisch motiviert ist: „Dann muss man aufpassen, man darf den Leuten auch nicht zu schnell etwas unterstellen. Es gibt Leute, die sind einfach nur so unfreundlich. Aber da muss man manchmal aufpassen, ja? Da ist man dann halt schon sehr sensibel und sehr verletzt vielleicht, so dass man da nicht mehr immer gescheit differenzieren kann." Was seiner Erfahrung nach im Umgang mit forschen Beamten helfe, sei selbstbewusstes Auftreten sowie das Verlangen von Dienstnummer und Ausweis: „Dass sie schon merken, ich bin jetzt kein komplett hilfloses und ahnungsloses Opfer, das alles mit sich machen lässt."

Ovtcharov übt grundsätzliche Kritik an bürokratischen Hürden, wie etwa der Visumpflicht für Bürger, die aus Staaten außerhalb der EU stammen. Er selbst war davon betroffen, da Bulgarien zum Zeitpunkt seiner Immigration nicht Unionsmitglied war. Um ein Visum zu erhalten, musste er unter anderem nachweisen, über eine gewisse Summe Geld zu verfügen. Eine durchaus gezielte Form der Auslese, wie er befindet. „Also es ist auch ein bisschen so: Nur die Reichen dürfen hierher." Er erlebte außerdem herablassende Behandlungen auf Ämtern: Unter anderem musste er eine Bestätigung über ein regelmäßiges Einkommen vorlegen. „Dieser Typ dort, dieser Beamte beim AMS, der hat mich so ganz böse angeschaut und ist über meinen Namen gestolpert und so", erinnert er sich. Als der Beamte sah, dass die Bestätigung vom ORF ausgefertigt worden war, änderte sich sein Verhalten schlagartig. Wie Ovtcharov kritisch anfügt: „Aber nicht jeder kann einen Zettel vom ORF hinbringen."

Julia Barnes erinnert sich ebenfalls an ein Erlebnis auf einem Amt: „At the very beginning when I came, Austria was not in the EU. So I had to get an ‚EWR-Ausweis'. And I had to go to the police station here in the 4th district. And the woman who was dealing with it was really unpleasant and unhelpful." Barnes relativiert aber vorsichtig, es könne schlicht auch ein Missverständnis gewesen sein, da sie zum damaligen Zeitpunkt noch kaum Deutsch sprach. Aber auch Higazi kritisiert das Verhalten mancher Beamten: „Sometimes, in that capacity, I have felt

some racism. I have felt like a kind of ‚I am not as good as ... '. You know?“ Was Higazi in diesem Kontext ebenfalls zu bedenken gibt: „How many times have you seen, in Austria, a black police man? How many times have you seen somebody of the border control from India? You know, *der Inder* [Werbefigur eines Handyanbieters, Anm.] *ist ja irgendwie quasi Österreicher*. Right, so there must be more of them. How many times have you seen a guy like that at the Passkontrolle?” Ihrer Erfahrung nach helfe es, beherrsche man die Sprache. Den Waldviertler Dialekt, den sie von ihrer Großmutter lernte, bezeichnet sie insofern humorvoll als „Waffe“: „It is a weapon. Waldviertlerisch is a weapon; of mass destruction (lacht).”

Joanna Bostock erlebte, dass neben Herkunft und Sprachkenntnissen auch die berufliche Position eine Rolle spielt. Sie erinnert sich, dass sich das Verhalten von Beamten ihr gegenüber veränderte, sobald diese den Dokumenten entnahmen, dass sie zu jener Zeit als Fremdsprachensekretärin arbeitete. „And all of a sudden: ‚Aha, und wie viele Sprachen sprechen Sie denn?’ And he was polite to me.” Gleichzeitig seien Migranten aus anderen Herkunftsländern weniger freundlich behandelt worden. „And that was quite an eye-opening experience: to suddenly be treated differently because I was a different kind of foreigner.“

Conny Lee erlebte, dass ihr Vater trotz seiner vergleichsweise hohen beruflichen Positionierung herablassend behandelt wurde: „Also mein Vater fühlt sich ganz stark als Ausländer ausgegrenzt in Österreich. Also er, als Arzt, hat nicht das Gefühl, dass er als Arzt behandelt wird, wie andere Ärzte in Österreich behandelt werden. Gerade in Österreich, wo der Titel so was wie ein Ritterschlag ist.“ Dennoch helfe ihm sein Titel in manchen Situationen, etwa im Umgang mit Beamten. Verhielten sich manche vorerst ruppig, ändere sich dies meist, würden sie seinen Ausweispapieren entnehmen, dass er Arzt ist. „Und so hat mein Vater grade in Österreich, glaube ich, Glück gehabt — also nicht Glück gehabt, aber einen Vorteil gehabt: durch seine Bildung und seinen Titel. Da ist der Titel viel wert.“

In einigen Interviews wurde zudem das Verhalten von Mitarbeitern der Fremdenpolizei deutlich kritisiert, wobei ein Interviewpartner wünschte, in diesem Kontext nicht namentlich zitiert zu werden. Um die Anonymität bestmöglich zu wahren, habe ich alle Zitate zu diesem Thema anonymisiert. Ein Gesprächspartner etwa berichtet von überheblichem und unfreundlichem Verhalten vonseiten einiger Beamter, als es darum ging, das Visum eines außereuropäischen Verwandten zu verlängern, der zu Besuch in Österreich war. Ein anderer Interviewpartner erzählt, dass er, um in Österreich bleiben zu können, anfangs jährlich zur Fremdenpolizei musste. Dort werde man zumeist sehr rüde behandelt. Sei man noch nicht lange im Land, wisse man aber oft noch nicht genau, wie das System und die Bürokratie eines Landes im Detail funktionieren. Aufgrund der fehlenden Routine mit den entsprechenden Abläufen verstehe man oft nicht, was genau von einem verlangt werde. Das Verhalten einiger Beamter empfand die betroffene Person als einschüchternd bis furchteinflößend — jedoch nicht als hilfsbereit. Wieder ein anderer schildert, er habe das Verhalten mancher Fremdenpolizisten gegenüber Migrantinnen aus dem ehemaligen Jugoslawien und aus der Türkei beobachtet. Diese

hätten die Frauen auffällig rüde behandelt, und mit ihnen lediglich in rudimentären Sprachbrocken kommuniziert: „Du, wo Papiere?", oder: „Du, dort stehen!"

7.2.1 Rassismus gegenüber Muslimen

Wie erwähnt, laufen türkischstämmige Menschen in Österreich Gefahr, Rassismus zu erleben. Wobei es in diesem Fall oft zu einer Vermischung kommt: Die Feindseligkeiten wurzeln nicht allein in der Herkunft dieser Personen, sondern auch in einer Ablehnung des Islam. Diese Erfahrung machte Deniz: „Aber ich muss sagen, ich hab eigentlich das Gefühl, dass es mehr ein Problem ist, dass ich ein Moslem bin — oder dass mir zugeschrieben wird, dass ich einer bin — als dass man einfach reiner Ausländer ist, ja? Ich glaube, da kommt wieder eine zusätzliche Ebene dazu." Das Feindbild des Muslims löst mittlerweile andere Feindbilder ab:

> Nonetheless, in many ways Muslims in Europe remain racially suspect (like Jews and Gypsies before them) as ‚witches,' as potential enemies within, with states and scholars speculating on the orientation of their ultimate loyalties, whether toward European host polities or toward particular Muslim homelands (or a more general *Dar al-Islam*) geographically and imaginatively located elsewhere […]. (Silverstein 2005:366)

Häufig wird Muslimen Unintegrierbarkeit vorgeworfen: „Everyone knows Islam is unassimilable, many anxious Europeans would tell you" (Suárez-Orozco 1991:116). Sie werden in die Rolle des Sündenbocks gedrängt, und für allerlei Probleme — Gewalt, Misogynie, sexuelle Unterdrückung, Disziplinlosigkeit, Arbeitslosigkeit etc. — verantwortlich gemacht (Morgan & Poynting 2012:3). Deniz stieß in der Schule auf systemimmanente Benachteiligungen, die gerade türkischstämmig Kinder überproportional häufig betreffen (siehe 6.1). Außerhalb der Schule erlebte er während seiner Kindheit und Jugend keine direkten rassistischen Anfeindungen. Er stellt jedoch die Vermutung an, dies könne auch damit zusammenhängen, dass er in einer Nachbarschaft aufwuchs, in der fast ausschließlich Migranten lebten: „So weit ich mich erinnern kann, haben wir nur türkische und kurdische und was weiß ich — also irgendwelche ausländischen Nachbarn gehabt. Wir haben niemals österreichische Nachbarn gehabt. Deswegen weiß ich jetzt nicht, ob man so mehr Probleme hätte." Auch das ist beispielhaft, denn türkischstämmige Menschen sind hinsichtlich der Wohnsituation oft benachteiligt. Sie erhalten häufig nur Wohnungen von niedrigem Standard in unbeliebteren Wohngegenden. Türkischstämmige Familien bewohnen zudem den mit Abstand höchsten Anteil aller Substandardwohnungen. Zum Vergleich: Im Jahr 2007 traf das zum Beispiel in Wien auf 39,2 Prozent der türkischstämmigen, aber nur auf 4,2 Prozent der österreichischen Familien zu (Kohlbacher & Reeger 2007:317).

Offen feindselige oder gar gewalttätige Attacken erlebte Deniz nicht, hingegen erfahre er Rassismus auf subtilere Art und Weise. Er illustriert das anhand eines Beispiels: „Ich war mal in einer Bäckerei mit meiner Mutter und die Frau hat automatisch angenommen, dass wir kein Deutsch können. Solche Sachen halt, ja?" Hierbei handelt es sich um eine sogenannte Defizitbotschaft, da sie dem Adressaten zu verstehen gibt, dass er wohl bloß über mangelhafte

Sprachkenntnisse verfügt. Weitere Beispiele für Defizitbotschaften wären Äußerungen wie „Sie sprechen aber gut Deutsch“, oder — noch etwas eindeutiger — „Du verstehen?“ (Mecheril 1994:63).

Deniz zeigt sich außerdem verärgert darüber, dass ihm von Außenstehenden ständig die Identität des Moslems übergestülpt wird:

> Natürlich werde ich ständig mit der Frage konfrontiert, ob meine Mutter ein Kopftuch trägt. Ob wir sehr strenge Moslems sind. Was auch immer das bedeutet. […] Manchmal sage ich, ja wir sind voll streng, und keine Ahnung. Ich erzähle irgendwas, ja? (lacht). Das ist mir egal (lacht). Mein Vater ist ja Imam gewesen, mein Vater ist auch sehr religiös, aber ich bete nicht, und meine Mutter trägt kein Kopftuch. Andererseits trinke ich keinen Alkohol. Ja, ich bin schon sehr genervt von der Frage. Aber man wird das nicht los, ja?

Kaum eine Begegnung mit einer neuen Bekanntschaft verlaufe ohne derartiges Nachfragen. „Und ich hab oft das Gefühl: Wenn jemand diese Frage nicht stellt, dann warten die auf die Gelegenheit, die zu stellen. Also um sichergehen zu können: Okay, ist er ein strenger Moslem, oder ist er eh gut.“ Er beobachtet, dass Vorurteile gegenüber Moslems im öffentlichen Diskurs weit verbreitet sind: „Also diese ganzen Integrationsdebatten, und Frauen mit Kopftüchern, die von hinten fotografiert werden — diese Bilder. Das kann schon sehr nerven, ja.“

Wie der Islamexperte und Kultur- und Sozialanthropologe Werner Schiffauer (2007) erklärt, wurzeln einige der negativen Zuschreibungen in der Zeit der „Gastarbeiter“-Rekrutierung. Es handelte sich bei den türkischstämmigen Immigranten um Neuankömmlinge, die sich von Beginn an am unteren Ende der sozialen Skala wiederfanden — weswegen der Islam oft als Religion sozial schwacher Menschen betrachtet wird (Schiffauer 2007:68). Manchen „Gastarbeitern“ diente der Islam zudem als eine Art Stütze, als sie sich in einem fremden Land zurechtfinden mussten: Nach einer Migration unter nicht ganz einfachen Bedingungen kann Religion Sicherheit vermitteln, etwa indem sie zur Erhaltung einer symbolischen Identität beiträgt (Potz 2007:337). Manche Menschen fanden durch die Religion Sozialkontakte, und kamen so in eine Gemeinschaft, die Halt bot (Schiffauer 2007:71). Schiffauer gibt außerdem zu bedenken, dass die Immigranten schließlich auch ihre Kinder im neuen Land großziehen mussten. Sie konnten nicht davon ausgehen, dass die Kinder die Normen und Werte, die sie ihnen vermitteln wollten, selbstverständlich in ihrem Umfeld aufnehmen, da die Umgebung schließlich eine andere war als in der Türkei. Damit einher ging bei vielen die Angst, die Kinder zu „verlieren“. All das können mitunter Gründe dafür sein, warum sich Migranten auf bestimmte Werte und Normen berufen. Der Islam bot sich hier als Projektionsfläche an (Schiffauer 2007:72).

Deutlich verschärfte sich die negative Wahrnehmung von Muslimen nach den Anschlägen vom 11. September 2001 in New York (Bernard 2008:392; Hummrich 2007:195; Schiffauer 2007:78). Vorfälle wie die Ermordung des Regisseurs Theo van Goghs in den Niederlanden im Jahr 2004 heizten die Debatte zusätzlich an (Schramkowski 2007:149). War in den 1990er-Jahren noch vereinzelt von „Islamophobie“ die Rede (Poole 2008:215), fand der Begriff ab 2001 Einzug in den öffentlichen Diskurs (Ansell 2013:94; Bernard 2008:393). Islamophobie bezieht sich auf

die Angst vor sowie die Feindseligkeit gegenüber Muslimen. Die Menschen sowie die Religion wurden zunehmend als barbarisch, intolerant, primitiv, irrational und anti-westlich wahrgenommen. Nationalität, Religion und Politik (Terrorismus und Fundamentalismus) begannen, in der öffentlichen Wahrnehmung zu verschmelzen (Ansell 2013:94–95). Darin fußt auch das weit verbreitete Vorurteil, dass Muslime die Trennung von Politik und Religion missachten (Kröll 1999:225; Schiffauer 2007:77). Muslime werden daher oft als Sicherheitsrisiko dargestellt, die fanatisch denken, Frauen unterdrücken und zu irrationalem Handeln neigen (Noble 2012:218, Stölting 1999:23).

Vor allem Männer gelten als gewaltbereit und gefährlich, muslimische Frauen wiederum nehmen eher die Position des unterdrückten Opfers ein (Swietlik 1994:25). Frauen, die Kopftuch oder Schleier tragen, werden im Alltagsleben, auf dem Arbeitsmarkt oder in der Schule diskriminiert (ECRI 2010:37). Das bestätigt auch der *Rassismus Report* (ZARA 2002), der aus einem Bericht der „Initiative muslimischer ÖsterreicherInnen“ zitiert:

> Im öffentlichen Raum sind es immer wieder Berichte von gehässigen Bemerkungen, die vor allem islamisch gekleidete Frauen hören: „Da schau her, die Mumie! Eklig!“, schlimmer noch „Du Hure!“ oder bewusste Ausgrenzungen, etwa bei ausdrücklich verweigerter Hilfeleistung beim Einsteigen mit Kinderwagen in die Straßenbahn. Ein Gefühl der Bedrohung kommt hinzu, wenn beispielsweise eine größere Gruppe Halbwüchsiger sich einer Muslimin auf deren Weg an die Fersen heftet und extra laut über sie herzieht. Dann fallen auch schnell Aussagen wie: „Die soll weg aus Österreich. Sch...ß Islam gehört nicht hierher.“ (ZARA 2002:40)

Die muslimische Familie gilt vielen als Sinnbild für Unterdrückung, Patriarchat, Misogynie und häusliche Gewalt (Schiffauer 2007:77). Muslime sind sie zudem häufig von *ethnic profiling* betroffen (siehe auch 7.2). Deniz berichtet, dass er im Alltag immer wieder willkürliche Ausweiskontrollen über sich ergehen lassen muss. Auch vonseiten des Flughafenpersonals schlägt ihm Misstrauen entgegen:

> Ich wurde ein paar Mal von der Polizei kontrolliert, wegen dem Bart oder ich weiß nicht — also wenn ich einen längeren Bart habe. […] Ich habe es vor zwei Jahren irgendwie geschafft, in einem Jahr fünf Mal kontrolliert zu werden. Wobei, ich wurde sehr oft im Zug kontrolliert. Und am Flughafen auch zwei, drei Mal seit dem 11. September: Wieso fliegst du dorthin, was machst du dort, und so.

Die Vorurteile spiegeln sich auch in Wahlkämpfen wider: Vor allem Vertreter rechter Parteien setzen auf islamfeindliche Parolen, und beschwören beispielsweise eine angeblich drohende Islamisierung Österreichs (ECRI 2010:37). Muslime finden in solchen Fällen übrigens auch vonseiten linker Parteien oft wenig Unterstützung (Schiffauer 2007:78).

Auch in manche Medienberichte zog unverhohlener Rassismus ein. Aufsehen erregte etwa ein Artikel aus dem Jahr 2012 über einen Muslim, der im Verdacht stand, seine Ehefrau erstochen zu haben. Die zuständigen Redakteure schrieben: „Der Kraftfahrer (43) gehört zur Sorte Mann, die zum Glück eher hinterm Halbmond lebt. In den Ländern, wo das Gesäß beim Beten höher ist als der Kopf. Partnerinnen betrachten sie als Besitz. Macht sich der selbstständig, sind sie im Stolz verletzt und drehen durch“ (Michner & Höllrigl 2012:6). Diese Sätze erschienen in der

österreichischen Gratiszeitung „heute“[10]. Die Veröffentlichung löste auf den sozialen Plattformen Facebook und Twitter einen Proteststurm aus, was den Chefredakteur des Blattes, Christian Nusser, dazu bewegte, noch am selben Tag eine Entschuldigung im Internet zu lancieren, in der er bekannte, die Formulierungen seien rassistisch (siehe URL10).

Auch Deniz stößt sich an der Art und Weise, wie Muslime in der Berichterstattung repräsentiert werden:

> Es gab ja diese Lady-Gaga-Tour: Und Lady Gaga konnte in Indonesien nicht auftreten, weil die Leute demonstriert haben. Und natürlich hieß es so: „Radikale Islamisten“ haben demonstriert. Und die gleichen Demos gab es in Südkorea. Und dort waren es natürlich nicht die „christlichen Fundamentalisten“. Ich würde jetzt nicht sagen, jeder der gegen Lady Gaga demonstriert ist sofort ein Salafist oder so was (lacht). Oder zum Beispiel: Jetzt in Frankreich gab es ja diese Demos gegen die Ehe von Homosexuellen, hunderttausende Leute auf der Straße. Ich fand das unglaublich (lacht), und ich habe das auch meinem Vater gezeigt: Ich habe lachen müssen, weil da stand „Kirchenvertreter“. Und ich weiß zu hundert Prozent: Wenn das in Istanbul passiert, oder in Kairo, oder was weiß ich wo — dann heißt es anders. Also das sind so ganz subtile Sachen.

Deniz’ persönliches Fazit: „Für mich sind eigentlich die Medien am schlimmsten. Also es kann schon so weit kommen, dass mir die Lust vergeht, eine Zeitung zu lesen.“

7.2.2 Rassismus gegenüber Deutschen in Österreich

Sicherlich zählen Deutsche nicht zu den massiv benachteiligten Immigranten in Österreich. Dennoch ist das Verhältnis mancher Österreicher gegenüber Deutschen ambivalent, weswegen ihnen im Alltag durchaus Ablehnung entgegenschlagen kann. Diesbezüglich machte Rainer Springenschmid nach seiner Rückkehr von Deutschland nach Österreich interessante Beobachtungen. Er war erstaunt, auf welche Klischees er im links-alternativen Milieu stieß: „Also erstens, wenn es um das Thema Deutschland und Österreich ging, dann waren auch Linke auf einmal Patrioten. Und dann haben auch Linke auf einmal das ‚Deutsche’ mit ‚Nazis’ gleichgesetzt — also jetzt nicht in der heutigen Zeit. Aber sie haben sozusagen ‚Nazi’ mit ‚Deutschen’ gleichgesetzt — und Österreich-Patriotismus mit Anti-Faschismus verwechselt.“ In Bayern, erklärt Springenschmid, war das Feindbild in links-alternativen Kreisen etwa die CSU-Regierung oder der deutsche Staat.

> Und interessanterweise hab ich dann festgestellt, dass man in Österreich — und das ist eben wieder diese Variante mit dem Deutschen-Hass als Anti-Faschismus-Ersatz — sozusagen dieselben Feindbilder gehabt hat: Eben nicht den österreichischen Staat und die österreichische Industrie, sondern *auch* den deutschen Staat und die deutsche Industrie. Das heißt, da hat es sich dann wieder total umgekehrt, und wieder in so einen komischen Links-Patriotismus gekehrt, der mir ganz seltsam vorgekommen ist. So dass ich mich dann in Österreich — was aber wahrscheinlich auch ein Exilanten-Schicksal ist — dann irgendwie in der Rolle gesehen habe, auf einmal Deutschland und Bayern zu verteidigen.

[10] Bei „heute“ handelt es sich um eine Tageszeitung, die in U-Bahnstationen und anderen öffentlichen Plätzen in Österreich zur freien Entnahme aufliegt. Sie zählte im Jahr 2011 bundesweit rund 849.000 Leser, was einer Reichweite von 12 Prozent entsprach (siehe URL9).

Was Springenschmid außerdem erlebte, war, dass die Herkunft der Menschen in Österreich häufiger thematisiert wurde als in Deutschland. Das bemerkte er erstmals während seiner Studienzeit in Salzburg: „Also dass die [Frage nach der Herkunft, Anm.] manchmal sogar vor der Frage nach dem Namen kommt. Und das hat mich schon ein bisschen irritiert in Salzburg.“ Das bestätigte ihm auch ein Freund, der aus der Schweiz stammt.

> Man könnte das ja auch ignorieren, weil: Man hört es eh. Er weiß eh, dass er Schweizer ist. Ich hör es auch, also weiß ich es auch — und das könnte einfach auch unwichtig sein, in dem Moment, beim Semmelnkaufen. Aber er wird einfach immer angesprochen drauf. Und er hat das eben auch so empfunden, wie ich das auch wahrgenommen hab: so als Abgrenzung. „Sie sind Schweizer, oder?“ Sprich: Du Gast — ich hier. Schon durchaus auf Augenhöhe und respektvoll, aber: „Sie sind Schweizer“.

Insofern kennt auch er — wiewohl selbst Österreicher — das Gefühl, nicht wirklich „dazuzugehören“.

> Der Grundkonsens ist: Wenn du nicht österreichischer Staatsbürger bist, dann hast du hier nichts verloren. […] Und das ist vielleicht auch ein Grund, warum ich mich auch hier nicht so wohl fühle, wie ich mich gerne fühlen würde: Weil ich mich auch irgendwie nicht eingeladen fühle hier. Sogar ich, als in Wien Geborener, als österreichischer Staatsbürger, abstammend von österreichischen Eltern. Ich fühl mich fremd. Ich fühle mich ein bisschen — nicht ganz, natürlich — aber ich fühle mich ein bisschen fremd.

Umgekehrt machte Christian Holzmann die Erfahrung, dass ihm während seines Aufenthaltes in Deutschland keinerlei Nachteile aus seiner österreichischen Herkunft erwuchsen. Er erinnert sich bloß an einen Vorfall, als er in einer Bar von einem Einwohner der damaligen DDR angepöbelt wurde: Dieser warf ihm vor, den Deutschen Arbeitsplätze wegzunehmen. Ansonsten, betont Holzmann mehrmals, habe er aufgrund seiner Herkunft keinerlei negative Erfahrungen machen müssen. Eher im Gegenteil, wie er humorvoll anmerkt: „Vielleicht hat man als Österreicher in Deutschland auch einen gewissen Vorteil. Nämlich, dass man für die Deutschen eher ein bisschen so was wie ein ‚angenehmer Exot’ ist.“ Er erzählt von einer Verkäuferin in einer Mannheimer Bäckerei, die zwar seine Bestellung nicht verstand, seinen Akzent jedoch charmant fand: „Und ich geh rein und sage: ‚Grüß Gott, ich hätte gerne zwei Semmeln und ein Viertel Butter.’ Und die so: ‚Ach, das ist aber ein netter Dialekt, da fühle ich mich gleich wie im Urlaub.’“ Die Deutschen seien ihm in der Regel jedenfalls respektvoll begegnet. „So im Sinne von ‚positiver Diskriminierung‘: ‚Ah, die netten Österreicher, die sind ja alle so gemütlich.’ Aber dass sie einen nicht ernst nehmen, das habe ich eigentlich nicht so wahrgenommen, in der Arbeitswelt zum Beispiel.“

Wiewohl ihm auch klar war, dass er als Österreicher gegenüber anderen Migranten im Vorteil war: Fallweise hörte er Bemerkungen à la „Du bist ja kein richtiger Ausländer“. Er hatte zudem den Eindruck, dass er auf Ämtern — etwa wenn es darum ging, seine Aufenthaltsgenehmigung zu verlängern — freundlicher behandelt wurde als andere Migranten: „Das war mein Gefühl. Aber wie gesagt, unmittelbar hab ich es nicht mitgekriegt. Das war eher so eine Gefühlssache, wie die die Namen aufgerufen haben, und wie sie geschaut haben. Und bei mir

waren sie von Haus aus so wie auf einem normalen Amt. Die haben in den Pass reingeschaut, und mir ist das eigentlich eher wie so ein pro-forma-Akt vorgekommen." Er zieht auch in Erwägung, dass es zu einer anderen Zeit womöglich komplizierter gewesen wäre. „Wobei man sagen muss, von wegen Arbeitslosigkeit: Die war halt nicht so hoch. Ich glaube, mit steigender Arbeitslosigkeit gehen sie dann auch unter Anführungszeichen — das sage jetzt nicht ich — auf die sogenannten ‚guten Ausländer' los. Weil dann ist jeder Schuld, der irgendwie Schuld sein könnte."

Holzmann beschäftigen die Vorurteile, die im Gegenzug in Österreich gegenüber Deutschen herrschen. „Ich sag mal so — bei uns ist es halt sehr verbreitet, wenn ein Deutscher kommt: ‚Na, der Piefke.'" Einige Vorurteile hatte er als junger Mensch übrigens selbst, wobei er diese nach seiner Migration nach Deutschland rasch revidierte:

> Was ich interessant gefunden habe in Deutschland, ist, dass viele Klischees, die man so hat, nicht erfüllt worden sind. Also dass Hamburger so verschlossen und kühl und überhaupt sind: Hab ich nicht festgestellt. Die Hamburger sind die weltoffensten Leute, und ich hab glaube ich selten so viele Hamburger kennen gelernt, wie wenn ich dort am Abend unterwegs war.

Insofern betont er: „Das war eigentlich eine meiner Erkenntnisse, die ich dort gehabt habe. Die Österreicher können sich eine Menge von den Deutschen abschauen, wie sie Österreicher behandeln."

7.3 Rassistische Blockaden, die sich hartnäckig halten

Verschiedenste Vorurteile halten sich also hartnäckig im Denken mancher Menschen. Diese negativen Bilder sind zumeist nicht das Ergebnis von tatsächlichen Begegnungen mit Migranten, sondern von Projektionen. Sie werden auch nicht von einem einzelnen Menschen — etwa von einem Rechtspopulisten alleine — erfunden, sondern man findet sie im allgemeinen Gedankengut bereits vor. Die Menschen werden in derartige Gedankenmuster sozusagen hineinsozialisiert (Larcher 1999:134). In Österreich wird das Thema „Ausländer" seit den 1980er-Jahren verstärkt politisch ausgeschlachtet:

> Dies hängt zum einen mit dem Ende der kommunistischen Regime in Europa zusammen — und damit verbunden mit der Öffnung der Grenzen —, zum anderen mit der nicht unzutreffenden Annahme, dass mit der Emotionalisierung dieses Themas Wahlkämpfe und Wählerstimmen gewonnen werden können. Am exzessivsten wurde diese Emotionalisierung von der FPÖ betrieben, mit einem ersten Höhepunkt im Volksbegehren „Österreich zuerst" („Ausländervolksbegehren" 1993) bis zu zunehmend rassistischeren Tönen nicht zuletzt im Jahr 1999 und damals nicht nur im Wahlkampf zur Nationalratswahl vom 3. Oktober 1999. Parallel dazu war zu Beginn der 1990er Jahre auch eine subjektive Bedeutungszunahme des Themas „Ausländer" in der öffentlichen Wahrnehmung feststellbar. (Gärtner 2003:449–450)

In den 1990er-Jahren polemisierten manche Politiker immer unverfrorener gegen „Ausländer", zudem stieg die Zahl rassistisch motivierter Gewalttaten (Perchinig 2003b:13; Strasser et al. 2009:129). Dahinter standen diffuse Ängste:

> Neben eindeutig politisch motivierten Urteilen spielen sicherlich Proteste gegen „fremde Konkurrenz“ eine wichtige Rolle. Schließlich geht es um die Möglichkeit, eigene Identität durch Abgrenzung von den „Fremden“ zu bestimmen. Die Anwesenheit von 750.000 Ausländern und der mögliche Zustrom weiterer Zuwanderer werden entweder als reale oder mögliche Bedrohung des eigenen Status oder der eigenen Aufstiegschancen wahrgenommen, wenn nicht sogar als ungerechtfertigt interpretiert. In Zeiten erhöhter Arbeitslosigkeit geht es auch um Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt und um drohenden oder imaginären Statusverlust. Dabei spielen Gefühle einer Benachteiligung durch den Staat sowie fehlendes Vertrauen in die Problemlösungskapazität von Politik eine Rolle. (Lebhart & Münz 1999:30)

Vorbehalte, Ängste und Feindseligkeiten wurden auch zunehmend auf Leserbriefseiten von Zeitungen oder Nachrichtenmagazinen artikuliert: Dort war zum Beispiel immer öfter von „drohender Überfremdung“ oder von anderen vermeintlichen Bedrohungen, die infolge von Immigration drohen könnten, die Rede (Lebhart & Münz 1999:15). Nach der Angelobung der Schwarz-Blauen Regierungskoalition im Februar 2000 verschärfte sich die Tonalität erneut, worüber unter anderem die Chefredakteure des österreichischen Nachrichtenmagazins „profil“ berichteten. So meldete Chefredakteur Herbert Lackner im Jahr 2010 in seinem Bericht mit dem bezeichnenden Titel *Die neue Schamlosigkeit*, dass der ORF sowie mehrere Zeitungen ihre Onlineausgaben wegen übermäßig vieler rassistischer Einträge vorübergehend schließen mussten (Lackner 2010:18).

Ebenso konstatierte „profil“-Chefredakteur Sven Gächter in einem Leitartikel, in der Bevölkerung herrsche mittlerweile„[…] ein triumphalistisch-rotziger Tonfall, der sich nicht einmal mehr bemüht, reaktionäre bis hetzerische Positionen notdürftig zu camouflieren“ (Gächter 2010:11). Das deckt sich übrigens mit den Beobachtungen von Julia Barnes in ihrer Funktion als Innenpolitik-Journalistin: „It was becoming, I think it was around 2000, palpable. You could almost feel it. This growing feeling of xenophobia.” Als Reporterin mit Migrationshintergrund sei sie auf die Wahrnehmung derartiger Veränderungen sensibilisiert: „I did feel uncomfortable about that. […] You feel uncomfortable because you are a foreigner.” Sie zeigte sich auch bestürzt, dass im Jahr 2010 ein Computerspiel wie „Moschee baba”[11] veröffentlicht werden konnte: „Everybody is entitled to their views, but I think, sometimes it can go too far. The ‚Moschee baba’: I was speechless at that. If that had happened in England there would have been an absolute outcry. There would have been a court case and prosecution and there would have been an absolute outcry. It was really shocking.“

Was den Islam betrifft, ist häufig von „unvereinbaren Kulturen“ die Rede. Dieses Vorurteil ist vor allem seit 9/11 Bestandteil öffentlicher Diskurse (Tošić & Streissler 2009:195). Obwohl nach dem Zweiten Weltkrieg der offizielle Konsens war, dass menschliche Rassen nicht existieren (Ansell 2013:130; Gleason 1983:924), wird anstelle von vermeintlichen biologischen Unterschieden argumentiert, es gäbe eine Art „kulturelle Unvereinbarkeit“ (Silverstein 2005:365–366; Stolcke 1995:4; Suárez-Orozco 1991:116; Wimmer 2002:205). Im Hintergrund all dieser

[11] Das Computerspiel wurde auf Webseiten der FPÖ veröffentlicht. Bei diesem Spiel geht es darum, Moscheen, Minarette und Muezzine, die am Bildschirm erscheinen, zu stoppen. Auch der österreichische Bundespräsident Heinz Fischer übte scharfe Kritik an dem Spiel (siehe z.B. URL11).

Argumente schwingen freilich nach wie vor rassistische Obsessionen einer „reinen“ Abstammung mit (Bauböck 1999:62). Die Sozialanthropologin Verena Stolcke spricht in diesem Kontext von einem „*racism in disguise*“ (Stolcke 1995:4) — also von Rassismus in Verkleidung — , der kulturelle Argumente vorschiebt. Ob es nun um biologische oder kulturelle Unterschiede geht — beide Doktrinen bedienen sich zwar unterschiedlicher Argumentationen, verfolgen aber im Endeffekt das gleiche Ziel: Sie dienen zur Legitimation, andere Menschen abzuwerten und auszuschließen. „Whereas both doctrines constitute ideological themes which ‚naturalize’ and thereby aim to neutralize specific socio-political cleavages whose real roots are economic-political, they do this in conceptually different ways“ (Stolcke 1995:5).

Wie Favell et al. argumentieren, kann nun Forschung zu Migranten, deren Mobilität auf Freiwilligkeit basiert — „whose mobility is linked more to choice, professional career and educational opportunities“ (Favell et al. 2006:4) — und die weniger von Ausbeutung oder Exklusion betroffen sind, darauf hinweisen, wo nach wie vor hartnäckige Hürden bestehen: „As everyone is aware, such migrants are clearly the most likely candidates to fill the role of genuine transmigrants, […], endowed with the kinds of levels of human and social capital most likely to facilitate the real construction of global lives in new national destinations“ (Favell et al. 2006:4–5). In meiner Forschung zeigen sich mehrere Problemfelder. Zum einen spielt das Aussehen eine zentrale Rolle: Menschen mit dunklem Teint sind in der alltäglichen Interaktion mit anderen Personen immer wieder rassistischen Behandlungsweisen ausgesetzt. Ähnliches gilt für Muslime, die in verschiedenen Bereichen teils massive Benachteiligungen erfahren. Die Freiwilligkeit der Migration, aber auch Ressourcen wie Sprachkenntnisse, eine hohe Ausbildung sowie eine gute berufliche Positionierung helfen in diesen Fällen nicht, vor Rassismus gefeit zu sein. Ein weiteres hartnäckig bestehendes Problem stellt das Verhalten mancher Mitarbeiter im Beamtenapparat dar: Meine Interviewpartner berichten von Willkür und Insensibilität bis hin zu Überheblichkeit oder gezielter Unfreundlichkeit. Verschiedene Vorurteile — wenn sie auch nicht immer laut ausgesprochen werden — sind im Denken vieler Menschen nach wie vor präsent. Insofern ist das Leben eines selbstverständlich global-orientierten Alltags nach wie vor mehr Wunschvorstellung denn Lebensrealität.

7.4 Forderungen nach Anpassung und Integration

Problematisch ist zudem, dass Negatives, das Migranten widerfährt, immer wieder verharmlost wird: etwa, wenn rassistische Vorfälle ignoriert werden oder deren Tragweite heruntergespielt wird (Melter 2007:115). Das kann bis zur Täter-Opfer-Umkehr gehen, die suggeriert, die Opfer seien schon „irgendwie selbst schuld“, während es die Täter „gar nicht so gemeint“ hätten. Letztere werden zum Beispiel als „orientierungslos“, „pubertierend“ oder „verängstigt“ charakterisiert, und ihre Taten so verharmlost (Teo 1994:145). Das zeigt, dass Gewalt, die eigentlich systemimmanent ist, auch in diesen Fällen geleugnet, heruntergespielt, oder als

vernachlässigbares „Nebenprodukt“ innerhalb einer grundsätzlich auf Frieden ausgerichteten Ordnung abgetan wird (siehe Baumann & Gingrich 2004a:197).

Die Täter-Opfer-Umkehr kann so weit gehen, dass sich die Täter als die „wahren“ Opfer stilisieren, da sie vorgeben, unter den vermeintlich „übertriebenen“ Rassismus-Vorwürfen zu leiden (Melter 2007:120). Die Verantwortung wird dem Opfer jedenfalls oft selbst zugeschrieben: Sein vermeintlich „problematisches“ Verhalten oder eine „unpassende“ Kleidung habe die Reaktion des Täters schließlich irgendwie „provoziert“ (Melter 2007:115). Insofern werden oft Forderungen laut, Migranten mögen sich „anpassen“ oder „integrieren“. Wie Hochgerner feststellt, ist Integration „in der politischen Debatte ein Wortzwilling neben Migration“ (Hochgerner 2011:167).

Der Begriff Integration, wie er heute verstanden wird, hielt zirka in den 1970er-Jahren Einzug in öffentliche Debatten zum Thema Migration (Kastoryano 2002:33; Terkessidis 2010:45), ab den 1990er-Jahren rückte Integration weiter in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit (Çinar et al. 1999:47). Nicht zu verwechseln übrigens mit Assimilation: Der Begriff wurde in den Sozialwissenschaften Anfang des 20. Jahrhunderts populär, als in den USA Bedenken aufkamen, Einwanderer aus Südost- und Osteuropa seien weniger assimilierbar als jene aus Nordwesteuropa (Banton 2008:44). Während der Begriff „*assimilation*” im englischsprachigen Diskurs durchaus gebräuchlich ist (siehe z.B. Alba & Nee 1997; Portes 1995; Portes & Rumbaut 2001; Portes & Zhou 1993; Rumbaut 1997), ist die Bezeichnung „Assimilation“ im deutschen Sprachraum historisch bedingt eher negativ konnotiert: „In German, if anything, the word ‚assimilation’ has been even more strongly ‚contaminated’ and disqualified by its association with forcible Germanization“ (Brubaker 2001:553). Im Deutschen versteht man unter Assimilation eher ein (erzwungenes) Gleichmachen oder einen einseitigen Prozess der Angleichung (Bauböck & Volf 2001:14; IOM 2005:19; Oswald 2007:108; Panoff & Perrin 1975:37–38).

Gemeinhin gilt Integration als erstrebenswert, wie Perchinig anmerkt: „Integration ist heute ein verdächtig positiv besetzter Begriff. Alle politischen Lager, alle Religionsgemeinschaften, alle Vereine, ja selbst die zuständigen InnenministerInnen, sprechen von der Notwendigkeit von mehr und besserer Integration“ (Perchinig 2010:17). Wer sich nicht anpasst, dem droht zum Beispiel der Außenseiter-Status: „Migranten haben entweder durch den Nachweis von Integrationsbemühungen ihre Akzeptanz einer künstlich konstruierten nationalen Identität unter Beweis zu stellen […], oder sie verschwinden in der Unsichtbarkeit der Illegalität und der Asylwerberghettos“ (Sting 2006:53). Es wird jedenfalls suggeriert, Anpassung in Form von erfolgreicher Integration könne derartiges verhindern.

Anpassungsforderungen gibt es in verschiedenen Bereichen: etwa in optischer, sprachlicher oder kultureller Hinsicht. Im Brasilien des 19. Jahrhunderts wurde übrigens gar eine Anpassung der Hautfarbe gefordert: Aus „weißer Perspektive“ — also aus der Sicht der Kolonialmächte — betrachteten sich die Weißen als anzustrebende Norm, an die sich Schwarze und Indigene anzupassen hätten. Geschehen sollte dieses durch „*branqueamento*“, also durch eine Art

„Weißmachung“, etwa durch interethnische Heiraten: So sollte etwas luso-tropisch Brasilianisches entstehen (Sjorslev 2004:80–82). Gegenwärtig beziehen sich Forderungen nach optischer Anpassung meist auf die Kleidung. Prominentes Thema sind Verschleierung sowie das Tragen eines Kopftuchs bei muslimischen Frauen: Sie symbolisieren für viele Menschen die Unterdrückung der Frauen im Islam, weswegen das Tragen eines Kopftuches zum Beispiel in Frankreich an öffentlichen Schulen verboten wurde (Dagistanli & Grewal 2012:124). Ein anderes Beispiel sind die rechtspopulistischen „Schwedendemokraten“, die die Badekleidung von Musliminnen als Gefahr für die Hygiene in öffentlichen Bädern bezeichnen: „Muslims should follow the standards that exist for how ‚ordinary' people are supposed to act in swimming pools" (Mulinari & Neergard 2012:76).

Ebenso wird häufig die Forderung nach sprachlicher Anpassung laut: Sprache gilt als zentrale Voraussetzung für eine Integration, Sprachkurse stellen demnach wesentliche Instrumente der Integrationspolitik dar (Perchinig 2010:19).

Wie Schmidinger erklärt, wird die Verantwortung in der Regel jedenfalls bei den Immigranten verortet: „‚Integration' wird in Österreich mittlerweile oft als eine Bringschuld, eine Leistung von MigrantInnen, gesehen. Politikerreden und Massenmedien sind voller Debatten über die ‚Integrationsbereitschaft' von MigrantInnen“ (Schmidinger 2010:38). Wer es beispielsweise nicht schafft, eine marginalisierte Position mithilfe von Integration zu überwinden, ist „selbst Schuld“ oder schlicht „integrationsunwillig“: „Erfolgreiche Integration ist vor allem eine Anpassungsleistung und Nichtintegration die Schuld jener, die sich nicht anpassen wollen“ (Perchinig 2010:18).

7.5 Fallbeispiele für oft unbeachtete Segregation

Als prototypisches Beispiel für Integrationsunwilligkeit oder missglückte Integration werden häufig die sogenannten „Parallelgesellschaften“ angeführt. Den Migranten — meist betrifft es türkischstämmige Menschen muslimischen Glaubens — wird pauschalisierend ein Rückzug in die ethnische *community* vorgeworfen (Geisen 2007:30). Ebenso bezieht sich dieser Vorwurf häufig auf Migranten, die weiterhin Kontakte oder eine andere Form der Hinwendung zu ihrem Herkunftsland pflegen (Terkessidis 2010:57–58). Während grenzüberschreitende Verbindungen aus wissenschaftlicher Perspektive längst nicht mehr als Integrationshindernis gelten (siehe 3.6), werden sie im medialen oder politischen Diskurs oft noch als dem Integrationsprozess abträglich betrachtet.

Debatten über die sogenannten „Parallelgesellschaften“ kamen in Folge der „Gastarbeiter“-Rekrutierungen in Gang. Türkischstämmige Arbeitsmigranten landeten häufig in unattraktiven Wohngegenden, und manche Stadtviertel wurden in Folge als „Problemzonen“ wahrgenommen (Nuscheler 1995:114–120). Dabei wurde außer Acht gelassen, dass eine Segregation das Endergebnis komplexer Prozesse ist, und nicht allein einer freiwilligen Entscheidung oder der unterstellten „Rückständigkeit“ der Betroffenen geschuldet ist (Geisen 2007:30).

Verschiedene Dynamiken können zu räumlicher Segregation beitragen: Etwa wenn jemand, eben weil er Migrant ist, nur in gewissen Gegenden eine Wohnung bekommt. Ebenso spielen indirekte Prozesse eine Rolle, beispielsweise wenn sich Migranten nur in bestimmten Lagen die Miete leisten können. Räumliche Segregation kann auch die Folge des sogenannten Invasions-Sukzessions-Zyklus sein: Mit dem Einzug der ersten Migrantenfamilie in ein Haus kann es dazu kommen, dass einheimische Familien ausziehen, und die leer gewordenen Wohnungen wiederum an Migranten vergeben werden (Esser 2001:25–39). Betont sei aber: Grundsätzlich ist der Grad der räumlichen Segregation in europäischen Städten deutlich niedriger als etwa in den USA (siehe z.B. Riuz-Tagle 2013:391–392). Von Ghettobildungen kann in Österreich keine Rede sein: Es gibt gewisse innerstädtische Konzentrationen in manchen Wohngegenden, wobei sich diese eher auf die Ebene von Baublöcken oder Wohnhäusern beschränken. Großräumige außerstädtische Siedlungen wie die französischen Banlieus existieren in Österreich nicht (Kohlbacher & Reeger 2007:308–309).

In Debatten rund um „Parallelgesellschaften“ wird zudem meist ausgespart, dass es — abgesehen von den oben geschilderten Dynamiken — auch freiwillige Segregation gibt: etwa, wenn sich eine Elite abschottet, um gewisse Ressourcen innerhalb der Gruppe zu behalten (Eriksen 2001:285). Auch meine Feldforschung zeigt, dass es das Phänomen der Segregation in Bereichen gibt, wo es kaum thematisiert oder gar als Problem erachtet wird.

Was die Situation in Wien anbelangt, machten einige meiner Interviewpartner die Erfahrung, dass manche Immigranten mit englischer Muttersprache ebenso dazu tendieren, unter sich zu bleiben. Julia Barnes erzählt von Engländern in ihrem Bekanntenkreis, die sich vorwiegend am Herkunftsland orientieren: „And just basically lived with English friends, English theatre, English television, and had no contact to Austria whatsoever.“ Ein Alltag, den sie so nicht leben wollte: „So I was always very glad that I had gone sort of straight into an Austrian family.” Murray Hall spricht in Bezug auf Mitarbeiter der in Wien ansässigen Vereinten Nationen von Ghettoisierung: „Die allerdings in einem Ghetto leben, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, fern von der Sprache und fern von der Kultur.“ Wobei er relativiert: „Gut, man kann auch sagen, die sind nur zwei Jahre in Wien, oder vielleicht sind es drei Jahre. Vielleicht sagen die deshalb: Das tu’ ich mir nicht an mit der Sprache. Und wenn ich dort hinkomme, dann verstehen sie mich sowieso.“

Remick aber berichtet, dass er Immigranten mit englischer Muttersprache kennt, die seit zwei oder drei Jahrzehnten in Österreich leben, und nach wie vor kaum Deutsch sprechen. Er führt das unter anderem darauf zurück, dass viele Menschen das mühsame Erlernen einer Fremdsprache scheuen:

> Because whenever you try to learn a new language, you’re not going to automatically know the language. So you’re going to look a little foolish at some point. And I think, some people, they don’t want to look foolish. Whereas it is better to look foolish in the short term than if you stay here a long time and you never learn German and then you look foolish forever. I think part of it is pride and part of it is just being lazy.

Jill Zobel wiederum berichtet von Treffen mit Frauen der „American Women's Association" oder der „United Nations Women's Guild" in Wien, die sich in ihrem Alltag ebenfalls weiterhin an Amerika und den dortigen Gepflogenheiten orientierten (siehe auch 5.2). Einige beschwerten sich zudem laufend über diverse Aspekte des Lebens in Österreich, was Zobel nicht behagte: „I found myself here, needing to live here and wanting to be happy — not wanting to be surrounded by misery." Ähnliches erlebte Victor Turner: „I was going to a lot of UN parties and hearing a lot of people going on about what the Austrians are like. And they didn't speak German (lacht). […] They say what that country is like without throwing themselves into it." In diesem Kontext kritisiert er das Messen mit unterschiedlichem Maß: Verhaltensweisen, die zum Beispiel türkischstämmigen Menschen häufig unterstellt oder vorgehalten werden, scheinen bei Immigranten aus den wohlhabenderen angelsächsischen Ländern kein Problem darzustellen.

> But I know people who live here for a decade, who don't try to integrate, who say bad things about the country, who go to an Irish pub and complain about the fact that everything is better where they come from — and they are treated with respect. And on the other hand side you have the people who struggle like mad, try everything to fit in — and the effort is incomparably.

Ein gewisses Unter-sich-bleiben begründet sich aber nicht nur in der gemeinsamen Sprache. Holzmann machte nämlich die Erfahrung, dass es dazu auch kommen kann, wenn die Immigranten die gleiche Sprache wie die Menschen im Aufnahmeland sprechen:

> Wie ich in Deutschland gewohnt habe, war das so ein bisschen eine Österreicher-Enklave da in Mannheim. Die Firmen haben eben nicht nur mich angeschrieben, sondern auch viele andere aus meiner Klasse, weil sich die einfach die Listen geholt haben. […] Das ist mir eigentlich irgendwann ein bisschen auf die Nerven gegangen. Ich bin in Deutschland — warum soll ich mich da die ganze Zeit mit Österreichern umgeben?

Seine Kollegen blieben in ihrer Freizeit vorwiegend unter sich: „Einer fährt dann mal nach Kärnten und bringt dann ein paar Hauswürste mit, und dann gibt's eine Hauswurst-Party und sonst irgendwas. Und auf den Partys waren in den ersten Jahren 90 Prozent Österreicher." Nach drei bis vier Jahren änderte sich Holzmanns Situation, da er seine damalige Ehefrau — eine Deutsche — kennenlernte, und Familienanschluss sowie Freunde in Deutschland fand. Insofern kritisiert er das Klischee der „problematischen Parallelgesellschaft":

> Ich verstehe das durchaus, dass du irgendwie nicht ganz deine Wurzeln verlieren willst. Aber wenn das schon Leute machen, die eigentlich eh deutsche *native speaker* sind, die in Deutschland wohnen, und sich dort zusammenrotten — dann ist es eigentlich umso mehr verständlich, wenn nicht-Deutsch-Sprechende, wie bei uns zum Beispiel Türken, sich untereinander zusammenschließen und dann kein Wort Deutsch reden. Nicht weil sie es nicht wollen — sondern weil sie keine Gelegenheit dazu haben. Die Tendenz, unter sich zu bleiben, haben die Österreicher in Deutschland genauso.

In den genannten Fallbeispielen würde jedenfalls wohl eher kaum jemand von einer problematischen Parallelgesellschaft sprechen, von der eine Bedrohung ausgeht. Vorwürfe der Abschottung und Bedrohung richten sich vorwiegend gegen sozial Schwache, wie es auch Terkessidis zugespitzt formuliert: „Doch die Kritik an der ‚Ghettobildung' richtet sich stets gegen

die Armen und nur selten gegen die Enklaven der Wohlhabenden. Warum berichten die Medien nicht häufiger skandalisierend über das neue Bürgertum von Berlin, das in Bezirken wie Prenzlauer Berg unter sich bleiben möchte?“ (Terkessidis 2010:31).

Vergleichbares gilt für die Orientierung an und Identifikation mit anderen Ländern: Das oben geschilderte Hängen an der „alten“ Heimat sowie das Kritisieren Österreichs würde türkischen Immigranten wohl eher angekreidet, als Engländern oder US-Amerikanern. Derartige Verhaltensweisen gelten vor allem bei sozial marginalisierten Migranten als Problem oder „Integrationshindernis“. Auch weitere Fallbeispiele aus meiner Feldforschung illustrieren, dass hier mit unterschiedlichem Maß gemessen wird: Die Radiomitarbeiter leben durchaus transnationale Elemente oder orientieren sich an mehreren Ländern — und dennoch trug bislang niemand den Vorwurf an sie heran, ihre Integration sei gescheitert.

Manche pendelten zum Beispiel zwischen zwei Ländern, so etwa Springenschmid während seines Studiums in den späten 1980er-Jahren: Von Dienstag bis Donnerstag lebte er in Salzburg, den Rest der Woche verbrachte er in München. Auch Holzmann fuhr während seiner elf Jahre in Deutschland regelmäßig nach Österreich: „[W]enn mal ein bisschen länger frei war, oder wenn ich ein paar Urlaubstage gehabt hab, dann bin ich schon immer nach Kärnten gefahren. Familie und so, das war für mich irgendwie schon wichtig. Wir haben auch regelmäßig telefoniert.“

Michel Attia teilt seine Zeit zwischen Wien und Berlin auf, wo er seit 2009 einen Zweitwohnsitz unterhält. Für Berlin entschied er sich aus persönlichen wie beruflichen Gründen: Die Stadt gefiel ihm ausgesprochen gut, zudem sitzt ein großer Teil der Musikindustrie in Berlin. Dank Internet kann Attia praktisch von überall aus arbeiten: „Ob ich jetzt hier im Büro sitze, in Berlin in einem Büro sitze, oder in Paris in einem Internet-Café, und dazwischen ein Croissant esse, ist ziemlich egal. Weil ich tu telefonieren und emailen.“ Neben Wien und Berlin empfindet er außerdem gegenüber Kairo ein Heimatgefühl. „Das heißt nicht, dass ich meine Roots verleugne: Ich liebe Ägypten zum Beispiel sehr.“

Viele halten Verbindungen — teilweise auch intensiven Kontakt — zu Freunden und Verwandten in anderen Ländern aufrecht. Internet und elektronische Kommunikation spielen eine zentrale Rolle im Leben jener, die Kontakte über große Distanzen pflegen: Higazi hat unter anderem Verwandte in Kanada, Ägypten, Italien, Frankreich oder Kalifornien. Früher schrieb sie Briefe, mittlerweile gestaltet sich regelmäßige Kommunikation dank sozialer Medien — vor allem Facebook — rascher und unkomplizierter. Wenn möglich, reist sie zudem ein bis zwei Mal jährlich zu ihren Eltern nach Kanada, sowie alle fünf Jahre zu einem Familientreffen nach Ägypten. Auch Ali Cem Deniz bleibt mit seinen Verwandten in der Türkei über Skype und Facebook in Verbindung. Dieser Kontakt hat für ihn hohe Priorität: „Dadurch, dass ich keine Geschwister habe, waren meine Cousins und Cousinen mehr oder weniger wie Geschwister für mich, und mit denen habe ich sehr gute Beziehungen.“ Er verbringt jedes Jahr Zeit in der Türkei, und er plant auch, seine Diplomarbeit dort zu verfassen.

Joanna King, die aus einer großen Familie mit vielen Geschwistern stammt, ist ebenfalls sehr familienverbunden. Die Reise ist wegen der großen Distanz zeit- und kostenintensiv, dennoch fliegt sie jedes Jahr nach Neuseeland, meist zum weihnachtlichen Familientreffen im Elternhaus. Auch ihrem Sohn ermöglichte sie eine enge Bindung an seine neuseeländischen Verwandten. Ansonsten bleibt sie über Telefon und Internet in Kontakt. Zu Beginn ihres Aufenthaltes in Österreich in den 1980er-Jahren waren Überseetelefonate noch wesentlich teurer. Internet und günstigere Tarife machten die Kommunikation leistbar: „It's fantastic! We text each other, and we email, and it is so nice. The distance has shrunk."

Zudem thematisierten die meisten eine emotionale Verbundenheit — zum Beispiel ein Heimatgefühl — zu mehreren Orten. Bostock etwa spricht lange über ihren Bezug zu Schottland. Ihre schottischen Wurzeln haben für sie große Bedeutung, unter anderem habe sie daher noch nicht die österreichische Staatsbürgerschaft beantragt: „I suppose part of the reason for that is, strictly speaking: I would have to then give up my British passport, which I am not quite ready to yet. I am not sure about intellectual reasons for that — it is kind of a gut feeling. That, you know, those are my roots, and that would be difficult to give up." Immer wieder spielt sie mit dem Gedanken, irgendwann einmal zurückzukehren. Zwar spricht viel für ein Leben in Österreich — ihr Job, ihre Wohnung, die Lebensqualität oder die Ausbildungsmöglichkeiten für ihre Tochter — , andererseits zieht es sie auch nach Schottland: Praktisch-intellektuelle treffen hier auf emotionale Argumente. Ihrem Kind, das einen österreichischen Vater hat, möchte sie auch kulturelle Elemente aus ihrer Heimat vermitteln: „I have a daughter who is twelve, who has grown up bilingually, and, to a certain extent, biculturally. I try to make sure she has contact with my family in Britain." Weihnachten feiere sie beispielsweise nach britischer, Ostern nach österreichischer Tradition:

> Christmas has generally been sort of British Christmas, even celebrated in Austria. Partly for practical reasons because I happen to think that celebrating on the 24th in the evening is way too stressful. And it does not have the same magic for me: hanging your stocking up, going to bed, wondering if Santa is going to come and then waking up in the morning and your stocking is full of gifts. Generally, Christmas was celebrated in that sense. But, for example, Easter: when I was still married, we often spent it with Austrian relatives. Celebrating the way Austrians celebrate Ostern. Which isn't that much different. But still, you know, the ham and the eggs and the Pinze and all that kind of stuff. So, kind of a mix of both.

Zudem nahm sie von 2008 bis 2009 ein Jahr Bildungskarenz in Anspruch, und lebte während dieser Zeit mit ihrer Tochter in Edinburgh. Ansonsten steht sie mit ihrer Familie via Telefon und eMail in regem Kontakt.

Auch andere orientieren sich an mehreren Ländern, und empfinden das keineswegs als Widerspruch. Remick schätzt sein Leben in Wien: „I am grateful and I am glad to be here. And that's it. And again, it's not me saying I would rather be here than someplace else. It's just: I'm happy with being here now." Zuhause fühlt er sich mittlerweile etwas mehr in Österreich, aber auch den USA gegenüber empfindet er ein Zugehörigkeitsgefühl: „I don't feel like a foreigner over there [USA, Anm.], but because I have been away for so long: things feel like home, but then

things feel a little strange too, sometimes. But when I'm here, I guess this is home now. Home is where the heart is." Amerika sei dennoch immer präsent: So verfolge er zum Beispiel laufend amerikanische Medien. Ähnlich beschreibt es King: Sie fühlt sich in Österreich wie in Neuseeland zuhause, und auch sie verfolgt aufmerksam die neuseeländischen Nachrichten. Auch Hall bezeichnet Kanada und Österreich als Zuhause: „Eher beides. Wenn ich in Kanada bin, dann bin ich auch gerne dort und das Leben dort interessiert mich."

Turner sagt ebenfalls, dass er Wien als sein Zuhause empfinde, dass er sich aber gleichzeitig als Engländer fühle. Ein Heimatgefühl, fügt er hinzu, sei nicht logisch, und müsse das auch keineswegs sein:

> It is an emotional attachment. And I always do think it is like your family. I don't like patriotic people. […] For me, that is as absurd as saying: My mum is better than your mum. I mean, I love my mum. I think she is beautiful and I think she is great. But why would I want to compare her with someone else's mum? There is an emotional attachment, why would I want her to be better than someone else's? And that's how I feel about it. I actually don't care what people think of my country because I like it. And I don't like it for any logical reasons. […] It's a long answer to a simple question. I feel that I could live here for the rest of my life and I would very happily bring up my kids here. They would be half Austrian, but they would still be half English.

Springenschmid identifizierte sich in manchen Lebensphasen mehr mit Deutschland, dann wieder mehr mit Österreich. In seinem Elternhaus in München hatte er das Gefühl, Österreich werde glorifiziert: „Und das hat mich genervt. Also das fand ich blöd." Eher identifizierte er sich zu jener Zeit daher mit Deutschland, auch, weil er in Österreich als Deutscher wahrgenommen wurde. Im Erwachsenenalter fühlt er sich nicht mehr als Deutscher: „[Z]um Beispiel wenn es um Sport geht, fiebere ich eher mit den Deutschen mit. Aber kaum überschreite ich die Grenze und jemand sagt etwas Negatives über das österreichische Nationalteam, dann werd ich zum Patrioten (lacht)." Auf die Frage, wo er sich zuhause fühlt, antwortet er nach kurzem Zögern: „Also wenn man es jetzt auf die Stadt fokussiert, dann ist es mittlerweile — mittlerweile *wieder* — München. Aber, ich mein, hier [Wien, Anm.] ist meine Wohnung, ja? Insofern bin ich schon eher hier zu Hause (lacht)."

Deniz wiederum sagt, keinem Ort gegenüber ein besonders starkes Heimatgefühl zu empfinden: „Ich mag auf jeden Fall diese Doppelte-Abwesenheits-Theorie nicht. Ich würde eher sagen: doppelte Anwesenheit." Interessant ist, wie er in der Türkei sowie in Österreich von anderen Menschen wahrgenommen wird. „Mir wird dann immer gesagt: Hey, du bist ja gar nicht wie ein Deutsch-Türke. Man hört dir das gar nicht an. Du schaust nicht komisch aus (lacht). Und hier wird mir dann gesagt, dass ich mich überhaut nicht wie ein Türke verhalte."

Auch Angehörige der zweiten Generation können einen Bezug zum Heimatland ihrer Eltern empfinden. So stellt etwa Barbara Schlachter Delgado fest: „Na ja, ich hab schon einen besonderen Bezug zu Lima. Peru ist für mich schon ein spezielles Land." Auch Jenny Blochberger räumt ein, einen emotionalen Bezug zu Argentinien zu haben. Als sie als Erwachsene nach Argentinien reiste, empfand sie es als ein „bisschen ein Heimkommen".

Conny Lee wiederum verspürte dieses Gefühl bei ihrem ersten Besuch in Südkorea definitiv nicht. „Es war interessant, und es war so: Aha, das ist also mein Cousin und das ist mein anderer Cousin, und ich kann die Namen nicht richtig aussprechen (lacht). Es war aber einfach eine Reise in ein fremdes Land. Es war, als wären wir mit der Familie nach Thailand gefahren, oder nach Südafrika, oder nach Mexiko.“ Mit zunehmendem Alter wuchs ihr Interesse an Land, Sprache und Kultur. Sie inskribierte Koreanologie, empfand aber weniger Bezug zu Korea, als die meisten ihrer Kommilitonen:

> Die aufgewachsen sind mit Koreanisch, und die eine wirkliche Bindung zur koreanischen Kultur empfinden. […] Und die auch so eine Art „*Korean community*“ haben in Österreich, die sich Großteils kennen, die auf koreanische Veranstaltungen und Konzerte gehen, die in so einer Art koreanischer Sonntagsschule waren. Und da hab ich dann gemerkt, da gehöre ich irgendwie überhaupt nicht dazu. Ich mag euch alle gern, aber ich fühl mich nicht so koreanisch wie ihr. Ich bin zu wenig Koreanerin für euch. Ich hab das auch von ihnen aus so empfunden.

Lachend ergänzt sie: „Ich fühl mich sehr als Österreicherin, weil ich eben in diesem kleinen Dorf aufgewachsen bin, ich spiele bei der Blasmusik, ich bin bei so einer richtigen Trachtenkapelle.“

Einen fast ausschließlichen Bezug zu Österreich äußert interessanterweise nur Barnes. Auf die Frage, wo sie sich zuhause fühle, antwortet sie ohne zu zögern: „It's Sievering. It has been Sievering for the last eleven years and that's where I'm really at home.” Nach England reise sie nur noch zirka einmal jährlich. Pläne, irgendwann zurückzukehren, existieren definitiv nicht: „I don't want to go back even in a coffin (lacht). I really don't.”

7.6 Was Menschen mit Migrationshintergrund unter Integration verstehen

In der öffentlichen Wahrnehmung stellen die gleichen Verhaltensweisen also bei einigen Migranten ein Problem dar, und bei anderen nicht. Was dem einen zum Beispiel als „unintegriert“ ausgelegt wird, gilt beim anderen als Ausdruck weltbürgerlicher Lebensweise. Im öffentlichen Diskurs ist also alles andere als eindeutig, was Integration überhaupt ist, und wer integriert lebt und wer nicht. Meist schwingt jedenfalls die Vorstellung von „kultureller Unvereinbarkeit“ mit: „Ein zunehmend dominant werdender Rahmen des Integrationsdiskurses bezieht sich auf Kultur. […] Zugespitzt formuliert ist das Idealbild dieses Diskurses die Kongruenz von Kultur und Staat und eine kulturell homogene Bevölkerung — das historische Idealbild des Nationalstaates“ (Perchinig 2010:18).

Auch aus wissenschaftlicher Perspektive gibt es keine eindeutige Definition von Integration, wie Perchinig festhält: „Allerdings findet sich weder in der Politik noch in der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur ein allgemein akzeptierter Integrationsbegriff, je nach Interessenslage und politischer Orientierung stehen verschiedene Bedeutungen im Vordergrund“ (Perchinig 2010:17). Ähnlich kommentiert der Rechtswissenschaftler Rudolf Thienel die Sachlage: „In der wissenschaftlichen Diskussion ist es alles andere als klar, was unter ‚Integration' zu verstehen ist“ (Thienel 2007:83).

Zumeist steht Integration für das Schaffen von Chancengleichheit von zugewanderter und einheimischer Bevölkerung in allen Lebensbereichen (siehe z.B. Bauböck & Volf 2001:13–14; Fassmann et al. 2003:10; Kronsteiner 2010:49; Oswald 2007:108; Perchinig 2003b:9–10, 2010:22; Schmidinger 2010:39; Thienel 2007:85; Zwicklhuber 2003:5). Ebenso gilt Integration als Prozess, nicht als punktueller Zustand (siehe z.B. Bauböck & Volf 2001:14; van den Berghe 2008:206; Fassmann et al. 2003:10; IOM 2005:16; Schmidinger 2010:38; Strasser 2009a:23–24). Schmidinger etwa erklärt zu Integration: „Sie muss als Mindestvoraussetzung einen gleichen Zugang zur Bildung, zu politischen Partizipationsrechten und damit auch zu sozialem Aufstieg für alle sichern“ (Schmidinger 2010:39). Perchinig geht zum Beispiel von einem „Integrationsdreieck“ (Perchinig 2003b:9) aus, das die Kriterien rechtliche Gleichstellung, Chancengleichheit sowie kulturelle Vielfalt und Diversität umfasst.

Die Erziehungswissenschaftlerin und Sozialpädagogin Barbara Schramkowski weist auf einen weiteren Punkt hin: In der Regel wird *über* Migranten und deren Integration gesprochen, selten aber *mit* ihnen (Schramkowski 2007:149). Schramkowski arbeitete mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund (acht türkischer Herkunft sowie acht deutsche Spät-Aussiedler mit unterschiedlichen familiären Hintergründen und Bildungsabschlüssen). Ihre Forschung zeigt, dass die Jugendlichen Integration vorwiegend als einseitig von der Mehrheitsgesellschaft an sie herangetragene Forderung betrachteten. Zudem empfanden sie, dass Integrationsdebatten in Medien oder Politik vor allem dem Zweck dienten, Defizite hervorzuheben: „Ihrer Ansicht nach wird das Konzept Integration eher *gegen* als zum Wohl von Personen mit Migrationshintergrund eingesetzt, solange diese auch nach langjähriger Aufenthaltsdauer und objektiver Integration weiter als nicht zugehörige ‚Ausländer‘ dargestellt und behandelt werden“ (Schramkowski 2007:156; Hervorhebung im Original). Einerseits empfanden sie also Druck, ihre tendenziell als negativ bewertete „ausländische Herkunft“ nicht erkennbar zu machen — gleichzeitig wurden sie von außen aber kontinuierlich auf ebendiese reduziert.

Meine Forschung zeichnet ein etwas differenzierteres Bild: Die Assoziationen, die meine Interviewpartner zu Integration äußerten, waren teilweise positiv, teilweise aber auch kritisch. Hier seien exemplarisch einige der Statements wiedergegeben, die das weite Themenfeld abstecken.

Einige betrachten Integration als wichtig, niemand verstand darunter jedoch eine komplette Anpassung. Holzmann etwa kritisiert die Tonalität der Integrationsdebatten: „Also Integration finde ich schon wichtig, aber man muss den Leuten schon ihre Identität lassen. Also wenn ich manche Leute reden höre, so von wegen was sie unter Integration verstehen, dann kommt mir vor, dann sollen die Menschen am besten alle ihre Gebräuche ablegen, und ihren Glauben.“ Auch Murray Hall hält fest: „Das heißt nicht, dass, wenn ich Türkisch als Muttersprache habe, ich die ganze Kultur aufgeben muss. Das tut doch niemand.“ Conny Lee plädiert, Offenheit und Interesse seiner Umgebung gegenüber an den Tag zu legen: „Für mich ist ein Unterschied zwischen ‚sich einfügen’ — sich an gewisse Regeln, an gewisse Konventionen zu halten — und zwischen ‚sich

selbst aufgeben'. Ich denke, es gibt da einen Balanceakt zwischen sich selbst treu bleiben, und was man in den eigenen vier Wänden macht, und so weiter und so fort."

Sprachkenntnisse erachten die meisten als grundlegend: King bezeichnet die Sprachbeherrschung als „main integration factor". Wer nicht kommunizieren könne, dem falle es schwer, die funktionellen Mechanismen einer Gesellschaft zu verstehen: „For instance, if you go to a hospital and you don't understand what the doctor says." Sprache sei grundlegend in der Ausbildung und im Beruf, und frühe Förderung daher von Vorteil, erklärt Hall: „[W]enn was getan wird, ab drei, vier oder fünf Jahren, mit dem Sprachenerwerb, dass sie die Sprache des Landes lernen, dann haben die sicher mehr Chancen. Es ist eine banale Feststellung, aber es ist so." Auch Lee betrachtet Sprache als wichtigsten Integrationsfaktor: „Um das in mich aufnehmen zu können, und in mein Leben auch integrieren zu können, muss ich auch dort kommunizieren können — das muss ja irgendwie klicken!" Remick spricht sich ebenfalls für das Erlernen der Landesprache aus: „Even if I was going to live in, I don't know, Cambodia for a year or something, I would want to learn at least some of the language. So that I could at least try to communicate with somebody in a store, or something like that."

Turner gibt zu bedenken, dass es als Arroganz ausgelegt werden kann, weigere man sich, die Landessprache zu sprechen: „[L]anguage is part of a culture. For example in England, you wouldn't get very far if you walked around only speaking German, and you would be seen as arrogant as well. And I think it is arrogant. […] I don't want to go to the bakery and say: ‚I want a coffee please.' You know?" Die Sprache zu beherrschen schaffe eine gemeinsame Basis, erklärt Bostock, und Kommunikation könne Barrieren abbauen: „I suppose if you think about a situation where you see somebody, you know, because of the way they dress, and you might think, okay, they are different. But if you hear them speaking in exactly the same way as you, then automatically there is something you have in common."

Deniz betont, dennoch die Muttersprache nicht zu vernachlässigen: „Ich glaub schon, dass ich sehr gut Türkisch konnte, das hat mir schon geholfen, Deutsch zu lernen." Immer wieder laut werdende politische Forderungen, Migranten sollten zu Hause Deutsch sprechen, bezeichnet er aus eigener Erfahrung als nicht zielführend:

> Das ist so merkwürdig (lacht). Also wenn man das versucht, das fühlt sich so komisch an. Ein paar Mal haben wir es glaube ich versucht, vor allem, um meinem Vater Deutsch beizubringen. Es fühlt sich nicht mehr an, als wäre das eine Familie, sondern als wären das komplett fremde Menschen — also es ist ganz anders. Und wir haben halt auch immer türkisches Fernsehen gehabt. Also das war überhaupt kein Problem für mich.

Barnes spricht sich — wie übrigens auch alle anderen — klar dagegen aus, auf Immigranten Druck auszuüben, oder mit Sanktionen zu drohen. Vielmehr könne man die Menschen auf die Vorteile der Sprachbeherrschung hinweisen, und so positive Anreize schaffen. Sie greift auf ihre eigenen Erlebnisse zurück: Als sie nach Österreich kam und noch nicht Deutsch sprach, wurden alltägliche Dinge wie Autofahren kompliziert. „I didn't know what an *Einbahn* was. I didn't know what it meant with *Anfang* and *Ende*, you know, the parking restrictions, and things like that. So it

was very exciting, but it was also a bit scary." Auch das Einkaufen im Supermarkt war anfangs schwierig, wie sie humorvoll schildert: „It was scary in the supermarkets and I had to go everywhere with a dictionary, to sort of make sure I wasn't buying something dreadful like brains (lacht) … All those dreadful sorts of *Innereien*!"

Lang plädiert, außerdem nicht aus den Augen zu verlieren, was für eine große Leistung das Erlernen einer Fremdsprache darstellt. Auch das kann ein Ansporn sein. Fortschritte würden nämlich oft noch nicht entsprechend honoriert, wie Lang kritisiert:

> Und dann gibt es aber Frauen, die setzen sich in Sprachkurse und die lernen grade mal das Alphabet. Und das muss man mal schätzen, das muss man mal bewundern! Mich ärgert das so, weil ich mir denke, es wird nie geschaut: Mit welchen Voraussetzungen kommt jemand? Sondern es wird immer gesagt: Das und das muss erfüllt sein, und wenn das nicht erfüllt ist — tschüss.

Einige unterstreichen den Wert von Respekt, etwa Riem Higazi: „I think, integration, if I could define it and if I had only one word to describe it, it is ‚respect'. Two-way respect. Make that three words. Respect for the place that you are in, and respect for the people in that place. No matter where they came from. That's all." Auch Remick spricht von fairem sowie respektvollem Verhalten: „If you play by the rules, you don't break the law, you don't try to take a shortcut somehow — then that's fine, you know? You respect me, I respect you. We can all get along and then everything is a little better. But if it's like that: ‚Got to stay away from them' or ‚Get out' — that just creates more trouble." Seiner Ansicht nach sei es sinnvoller, das Augenmerk auf Gemeinsamkeiten statt auf Trennendes zu richten.

Turner wiederum verweist darauf, dass es nicht um die Leugnung von Unterschieden gehe, sondern um das Respektieren derselben:

> On both sides, the migrants and the established community, I just think it means respecting people. Respecting that people are different and making an effort to appreciate the differences and adapting to them so you can get on. I think it is dangerous when you start trying to pretend, often out of well-meaning political correctness, that there are no differences. […] I suppose it just means respect. It means accepting the law, of course, and respecting the culture that people have developed over centuries. It doesn't mean trying to become exactly like whatever the stereotype of a typical Austrian is. You can be fully integrated and never eat a Wienerschnitzel or choose between Rapid and Austria. If you arrive in a country, from whatever background, you have a duty to be open and adapt your behaviour so as not to needlessly offend people.

Erfahre man ständig irgendeine Form von Ablehnung — und sei es bloß relativ harmloser Spott —, könne man als Gegenreaktion selbst ein Gefühl der Ablehnung entwickeln. Turner spricht aus eigener Erfahrung:

> [I]ntegration will only work if it is encouraged. If people feel that they are being met half way. That means accepting and respecting it when people make grammatical mistakes; it takes courage to speak a new language. If you are English in Austria, I think you get treated with respect and welcomed with open arms. I have been here ten years and have been met with such kindness. […] But on the other hand, I know migrants from other parts of the world are treated differently for whatever reason. That makes me think of my relatively harmless experiences in Australia — which are perhaps comparable to a German in Austria. I had a relationship with an Australian girl and everywhere she introduced me as „he's a ‚Pom' (a bit like ‚Piefke') but he is alright." And day

> after day I got some half-serious dig at my culture and background. And so my instinct was to withdraw and distance myself from them. If you don't feel respected you don't want to make the effort. It was fun meeting other English people and discussion how „*prolo*" the Australians were. I'm never like that usually. And it made me think that people will only integrate if they feel they are welcome and respected.

King wiederum versteht unter Integration auch, sich in der betreffenden Gesellschaft zurechtzufinden:

> Certainly it is to understand what they call the functional mechanisms of a society: to understand the basics of the political system, the education system, and probably the health system. […] And that one understands these simple, basic, functional things: that's already a lot. And at least a minimal level of fluency in the language. And certainly — if possible — to have Austrian friends.

Sie führt zudem die Bedeutung der Staatsbürgerschaft ins Treffen: Diese zu erhalten sei ihrer Ansicht nach nicht der Endpunkt eines wie auch immer gearteten Integrationsprozesses. Vielmehr treibe die Verleihung der Staatsbürgerschaft die Integration sogar voran: „If you do get it, it is itself a huge impetus to integrate." Immerhin sei man ohne Staatsbürgerschaft von Bereichen des alltäglichen Lebens ausgeschlossen. King selbst fühlte sich eingeschränkt, als sie noch nicht wählen durfte: „And so, when I got citizenship, this was a wonderful, wonderful moment." Die Staatsbürgerschaft vermittle zudem ein Gefühl von Sicherheit. „You have the feeling: I have the same rights as everybody else." Barbara Schlachter Delgado assoziiert mit Integration ebenfalls eine Art Sicherheit: „Integration ist der Prozess des Sich-Einfügens in eine neue Gesellschaft, ein Eingliedern in diese neue Gesellschaft, einen Platz zu finden in dieser Gesellschaft, an dem man sich dann aber auch wohlfühlt. […] So ungefähr würde ich das beschreiben."

Bostock wiederum versteht unter Integration auch schlicht, Kontakt mit anderen Menschen zu pflegen. Sie erzählt von ihrer Bekanntschaft mit der türkischstämmigen Hausbesorgerin: Als deren Sohn Schwierigkeiten in der Schule in Englisch hatte, gab sie ihm Nachhilfe. „You know, just trying to interact with people on a normal one-to-one level. And not let those barriers get in the way." Den Begriff Integration findet sie aber missverständlich: „Because we should not talk about integration, because that implies all sorts of questions, like whose responsibility it is. If you talk about integration, that sounds like: the outsiders having to integrate themselves on the inside. And is that really what we are talking about?" Auch Farkas gibt zu bedenken, dass im öffentlichen Diskurs mittlerweile eine einseitige sowie verknappte Vorstellung von Integration dominiert: „Es ist herablassend und ausbeuterisch konnotiert. Was es, würde ich meinen, bevor es in die Alltagssprache des politischen Diskurses eingeflossen ist, noch nicht war. Aber dadurch, dass es immer öfter verwendet wurde, und auch in den Medien verwendet wurde, hat es sich immer mehr reduziert auf eine Übersetzung von Anpassung."

Für Deniz beginnt das Problem mit dem Begriff Integration bereits damit, dass keine eindeutigen Maßstäbe existieren. „Ich glaub eben nicht, dass man das so gut messen kann mit: Okay, er hat Deutsch geschafft, er hat eine Arbeit, er geht wählen, also ist er eh integriert." Er

betrachtet Integration vielmehr als ideologischen Begriff, den Politiker wie Medien mit gewissen Intentionen verwenden:

> Man sagt ja nicht umsonst: sich im Herzen wie ein Österreicher fühlen. Und man erwartet irgendwie auch, hab ich zumindest das Gefühl, dass merkt man ja durch diese ganzen Staatsbürger-Aufnahmetests und so was, wo halt dann nach Mozart und so was gefragt wird: Man erwartet von den Migranten, dass sie jetzt so besonders authentisch-österreichische Sachen machen, die Österreicher schon lange nicht mehr machen. Dass man das auf die projiziert jetzt, ja?

Problematisch findet er, dass vielen von vornherein Integrationsunwilligkeit unterstellt wird: „Was macht man, wenn man aus einem Kulturkreis kommt, wo die Menschen integrationsunwillig sein sollen? Türken sind besonders integrationsunwillig. Also was macht man dann? (lacht)“ Er vermutet dahinter eine gezielte Emotionalisierung: „Das macht man eindeutig, denke ich, um auch politische Verantwortlichkeit loszuwerden. Weil es ist ja sehr einfach, dann zu sagen, jemand kommt aus einem Kulturkreis, der integrationsunwillig ist. Weil dann kann man eh nix machen (lacht). Wir geben eh unser Bestes und es funktioniert einfach nicht (lacht).“ Er selbst fühle sich in vielerlei Hinsicht unintegriert:

> Ich gehe nicht Skifahren, ich trinke kein Bier. So ein Bierzelt: Ich hasse so was, ja? Oder Heurigen oder irgendwelche Sachen. Ich würde niemals Lederhosen tragen […]. Natürlich wird das niemand konkret verlangen. Aber es herrscht irgendwie dieser komische Unterton, ja? Aber ich glaube, das ist deswegen, weil eben diese Debatte so extrem stark über Kultur geführt wird, und nicht wirklich über politische und soziale Probleme. Weil wenn man das so betrachtet, dann bemerkt man: Man muss sowieso jede Generation integrieren in die Gesellschaft. Und das muss jetzt nicht unbedingt etwas sein, das eben nur mit Migranten zu tun hat.

Dennoch wurde Deniz eingeladen, im Rahmen des Projekts *Zusammen Österreich*[12] als Integrationsbotschafter zu fungieren: „Aber ich wollte das nicht machen. Ich würde mich niemals hinstellen vor den Kindern und sagen: Schaut's, ich hab es auch geschafft. Und das hat mich schockiert, wie ich bei diesem Vortrag war, dass die anderen Integrationsbotschafter wirklich so reden. Und dass sie nicht sagen: Ja, ich hab es geschafft, aber ich hatte wahrscheinlich irgendwie Glück.“ Er fürchtet, das Projekt repräsentiere ein verzerrtes Bild: „Okay, du hast 150 erfolgreiche Migranten gefunden, es gibt auch noch andere — aber das ist doch nicht der Beweis dafür, dass Chancengleichheit in Österreich herrscht, ja?“

Auch Ovtcharov und Springenschmid kritisieren die begriffliche Unschärfe. Ovtcharov stellt in Bezug auf seine eigene Integration trocken fest: „In den sieben Jahren, die ich hier bin, habe ich nicht erfahren, was Integration genau heißt. Weil wenn ich jetzt sagen soll, dass es heißt, die Sprache zu können und die Kultur zu kennen, dann war ich integriert, noch bevor ich hierher gekommen bin. Trotzdem will man mich immer noch integrieren — und ich weiß nicht, ob ich jetzt integriert bin oder nicht.“ Springenschmid wiederum erklärt: „Wenn du diesen

[12] Dabei handelt es sich um ein Projekt des ehemaligen österreichischen Integrationsstaatssekretärs Sebastian Kurz (ÖVP). Es wurde im Oktober 2011 präsentiert. Laut Eigendefinition auf der ÖVP-Homepage gestaltet sich das Projekt folgendermaßen: „Über 100 Integrationsbotschafter, vom Prominenten bis zum Menschen von nebenan, werden dabei an den heimischen Schulen ihren erfolgreichen Weg in Österreich beschreiben und sich der Diskussion mit den Schülern stellen“ (URL12).

Integrationsbegriff hast, dann hast du etwas, das du als Standard ansiehst. Und da muss sich jemand hinein integrieren.“ Sein Fazit: „Ich halte von ‚Integration’ eigentlich gar nix. Ich möchte mich selber nicht integrieren. Ich halte den Begriff und die Debatte über Integration für ein Gewaltverhältnis, eigentlich.“ Im Prinzip könne man es darauf hinunter brechen: „Integriert ist man, wenn man nicht auffällt.“ Er führt weiter aus:

> Und das ist das, was ich als Gewaltverhältnis bezeichne: Wenn du nicht auffallen darfst. Ich bin als Punk sozialisiert, ja? Und es war mir immer verhasst, nicht aufzufallen. Ich sag jetzt nicht, dass ich auffallen wollte, ja? Aber dieses „bloß nicht auffallen“ war mir immer verhasst. Und dieses „sich integrieren in eine Gesellschaft“ kann nur ein Zwangsverhältnis sein. Und ich bin der Überzeugung, dass diese ganze Debatte in die völlig falsche Richtung rennt. Dass es überhaupt nicht darum gehen kann, Leute zu irgendwas zu zwingen — und nicht einmal zum Sprachenlernen zwingen. Und dass es überhaupt nicht darum gehen kann, dass sich Leute integrieren müssen. Weil in dem Moment, wo man über Integration spricht, kommt man automatisch auf diese Einbahnstraßen-Diskussion: nämlich auf diese Geschichte, dass die sich an uns integrieren müssen.

Die Forderung nach Integration gleiche einem permanenten Drohfinger, der vor allem darauf verweise, wer *nicht* integriert sei. Springenschmid ergänzt:

> Nicht auffallen. Das ist das. Das heißt, wenn du als „fremd“ auffällst, wenn du als Punk auffällst, als Langhaariger oder als sonst was, dann wird dir zwar auch gesagt: „Schneid dir die Haare.“ Oder so was. Aber ich bin sozusagen in so einer Gegenkultur aufgewachsen, die sich eben genau deshalb *nicht* die Haare geschnitten hat und die deshalb *nicht* saubere Klamotten angezogen hat. Weil wir uns eben *nicht* integrieren wollten in diese Gesellschaft. Und ich werde den Teufel tun, irgendjemanden dazu verpflichten zu wollen, sich in diese Gesellschaft integrieren zu müssen. Das ist genau derselbe Mechanismus, mit dem man früher den „Langhaarigen“ oder sonst wem begegnet ist. Dieses zwangsweise irgendwo reinholen.

Vielen Menschen gebe man gar keine Chance: „Man kann es als Anders-Aussehender, als Schwarzer, als muslimisch oder jugoslawisch aussehender Mensch […] gar nicht richtig machen! Man kann perfektes österreichisches Deutsch sprechen — was auch immer.“ Zudem würden die positiven Seiten von Migration — oder auch die Ressourcen, die Migranten mitbringen — vernachlässigt:

> Wie gehe ich mit der Situation um? Und nicht nur negativ, weil Integration wird ja auch immer nur negativ gedacht, als „Aufholmaßnahme“, um einen gewissen Standard zu erreichen, sondern: Wie gehe ich mit der Situation positiv um? Das heißt, ich hab ja nicht nur Leute, die vielleicht nicht akzentfrei oder nicht mit dem gleichen Akzent wie ich Deutsch sprechen, sondern ich hab ja auch und vor allem Leute, die zwei Sprachen sprechen. Das muss ich doch fördern! Aber stattdessen ist bis heute jedes Mal ein Aufschrei wenn ich nur sage, es sollen Leute in Türkisch maturieren können. Ja, entschuldige, in Französisch und Englisch sollen sie maturieren?

Auch Farkas plädiert, Vielfalt mehr Positives abzugewinnen. Er illustriert das anhand eines Beispiels: „Ich würde […] es gerne erleben, den ersten Ski-Weltcupsieg eines afrikanischstämmigen österreichischen Skifahrers mitzuerleben.“

Lang und Blochberger wiederum vermissen in der Integrationsdebatte Sensibilität vonseiten der sogenannten Mehrheitsgesellschaft: Meist gehe man nur von sich selbst aus, und vergesse,

sich in andere Menschen und deren Lebensumstände hinzuversetzen. Lang berichtet, wie sie es empfand, einige Monate in Budapest zu verbringen:

> Ich war nur drei Monate dort und ich bin fast jedes Wochenende heimgefahren. Und trotzdem war es so, dass ich meistens mit der deutschen Journalistin zusammen war und wir Deutsch geredet haben. Na warum ist das so? Weil du einfach in deiner Sprache du bist. Und so musst du dich immer … Das ist so anstrengend! Es ist einfach anstrengend. Und du sehnst dich einfach danach, einfach mal alles fallen zu lassen. Und dann sitzt du halt lieber in einem türkischen Lokal, wo du das Essen kriegst, wo du weißt, wie es schmeckt und es erinnert dich an deine Kindheit, oder was auch immer. Und du fühlst dich dann halt daheim. Und das ist das, was mich so ärgert — dass dann immer gesagt wird: „Na die wollen sich ja nicht integrieren." Und die wollen ja das nicht, und die wollen ja das nicht. „Die". Anstatt dass man sagt, es ist ja völlig okay, das tut mir ja nix, wenn der sein Weiß-ich-nicht-was isst.

Blochberger hält außerdem fest, dass Wissenserwerb — etwa in Form einer Fremdsprache — nicht bei jedem den gleichen Stellenwert genießt: „Man vernachlässigt so, dass die Leute einfach auch einen anderen Background haben, ein anderes Bildungsniveau haben und Dinge einfach ganz anders sehen könnten."

7.7 Fazit: Integration birgt zahlreiche Widersprüche

Integration ist also nicht eindeutig definierbar. Im öffentlichen Diskurs geht es häufig um „kulturelle Unterschiede", die mit einer vagen Vorstellung von „Österreichertum" nicht vereinbar scheinen. Was dieses „Österreichertum", an das es sich anzupassen gilt, überhaupt ist, bleibt unklar: „Auch muss kritisch gefragt werden, was Anpassung in einer pluralistischen Gesellschaft noch bedeutet. Wer die Anpassung an das Österreichertum oder an die deutsche Lebensweise verlangt, der muss sich zu Recht die Frage gefallen lassen, ob nun der Lebensstil eines Tiroler Bergbauern oder derjenige eines gut verdienenden Großstädters gemeint ist" (Fassmann 2002:19).

Tatsächlich ist keine greifbare, reale Größenordnung das Ziel der geforderten Anpassung, sondern vielmehr eine Idealvorstellung, die so außerdem gar nicht existiert: „Der Ausgangspunkt ist dabei immer die Gesellschaft, wie sie sein soll, und nicht die Gesellschaft, wie sie ist" (Terkessidis 2010:9). An die Immigranten werden Forderungen gestellt, die auch in der sogenannten Mehrheitsgesellschaft nicht erfüllt werden, wie Terkessidis ironisch anmerkt: „Wenn sie nur alle Deutsch lernen, wenn sie damit aufhören, ihre Kinder zu schlagen, wenn sie Mädchen und Jungen gleich behandeln und endlich aus der ‚Parallelgesellschaft' ausziehen — wenn sie also so werden, wie ‚wir' denken, dass wir sind, dann kommt schon alles wieder in Ordnung" (Terkessidis 2010:66). In derartigen Debatten kommen folglich oft doppelte Standards zur Anwendung: So wird etwa verdrängt, dass der Standard der Geschlechtergleichberechtigung auch in Deutschland oder Österreich nicht erfüllt wird (Terkessidis 2010:41). Etwa beim Einkommen, um nur ein Beispiel zu nennen: Im Jahr 2012 betrug das mittlere Nettojahreseinkommen von Männern in Österreich 22.374 Euro. Das der Frauen lag mit 15.221 Euro deutlich darunter (Statistik Austria 2012e).

Gewisse (oft unrealistische) Wertvorstellungen werden also zum Maßstab, an denen das Verhalten der „Fremden“ gemessen wird, wobei es gleichzeitig zu einer Distanzierung von ebenjenen „Fremden“ kommt (Lebhart & Münz 1999:22–23). Die eigene Sprache oder Kultur wird dabei tendenziell als „höherwertig“ betrachtet. Das veranschaulicht auch ein Beispiel aus der Schweiz aus dem ausklingenden 19. Jahrhundert: Zwischen 1890 und 1918 kreuzten sich dort Aus- und Einwanderungsströme. Die Auswanderer wurden angehalten, in der Fremde ihrer Heimat zu gedenken, ihre Muttersprache und ihre Kultur zu bewahren. Den Einwanderern hingegen — damals vor allem Franzosen, Deutsche, Italiener und Polen — legte man nahe, sich anzupassen: Eine Bindung an ihre Heimat und eine vermeintlich fehlende „Assimilationsbereitschaft“ wurden ihnen zum Vorwurf gemacht (Wicker 1998:21).

Wie sehr die Ausgrenzung von Menschen eine Frage von willkürlich definierten Standards ist, demonstriert auch folgendes Beispiel: Im Australien des 18. und 19. Jahrhunderts galten nämlich nicht die Eingewanderten als „Fremde“, die sich in irgendeiner Form anzupassen hätten — sondern die Indigenen: Die Briten betrachteten sich als rechtmäßige Herrscher über das Land, die zudem „Zivilisation” und „Demokratie” nach Australien gebracht hätten. Die Indigenen hingegen blieben von vielen Lebensbereichen in Australien lange Zeit ausgeschlossen (Moreton-Robinson 2003:24–25).

Viele gelten außerdem von vornherein als „unintegrierbar“, was zu einem systemimmanenten Paradoxon führt, wie es Bauböck auf den Punkt bringt: „Um in dieser Gesellschaft gleichberechtigt zu sein, müsst ihr sein wie wir. Aber ihr seid so anders, dass ihr gar nicht so werden könnt wie wir“ (Bauböck 1999:67). Dass etwa nicht kulturelle oder persönliche „Rückständigkeit“, sondern strukturell bedingte Chancenungleichheiten soziale Marginalisierung bedingen, wird in der öffentlichen Debatte zumeist ausgespart. Dabei könnte man den Spieß gedanklich auch umdrehen: „Warum eigentlich sollte es jemand vorziehen, auf Arbeit, hohen Sozialstatus, Bürgerrechte und gute Bildungsperspektiven für die eigenen Kinder zu verzichten? Was wären das für Leute?“ (Terkessidis 2010:55).

Vielfalt ist nun aber schlicht und einfach eine uns alltäglich umgebende Lebensrealität, und Menschen mit Migrationshintergrund werden die Gesellschaft Österreichs zunehmend prägen (Lebhart & Marik-Lebeck 2007a:182). Das zeigt sich auch auf der persönlichen Ebene: „Identitäten sind nie ‚rein’, sondern immer ‚gemischt’, auch wenn ewig Gestrige, Nationalisten und Rassisten von der Reinheit träumen” (Kronsteiner 2009:339). Anders formuliert: „Vielheit ist kein lästiges importiertes Problem, sondern schlicht die Ausgangslage, die es zu gestalten gilt“ (Terkessidis 2010:12).

Freilich wird sich keine allgemeingültige Faustregel finden, um Integration zu definieren, und gleichzeitig Rassismus zu verhindern. Integration bedeutet für meine Interviewpartner zum Beispiel die tagtägliche Interaktion mit anderen Menschen, sowie Respekt und Fairness im Miteinander. Das Erlernen der Sprache bezeichnen fast alle als hilfreich. Irgendwelchen Formen

von Zwang oder eine komplette Anpassung lehnen alle einhellig ab. Vor allem aber kritisieren mehrere, dass positive Seiten von Migration zu wenig beachtet werden.

Zusätzlich zu den zentralen Ergebnissen der Dissertation möchte ich in der folgenden Conclusio daher weiterführende Gedanken meiner Interviewpartner anführen: Wie könnte man die Situation für Migranten in Österreich zukünftig verbessern? Orten sie diesbezüglich Potenzial in der medialen Berichterstattung? Denn wie Schmidinger feststellt: „Wir alle leben also unter ökonomischen, sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen, die wir vorfinden, die älter sind als wir selbst. Zugleich machen wir aber unsere Geschichte. Dies bedeutet auch, dass wir in einer Gesellschaft leben, von dieser geprägt sind, diese Gesellschaft aber auch verändern können" (Schmidinger 2010:39).

8. CONCLUSIO UND AUSBLICK

Die Conclusio fasst nun zentrale Erkenntnisse aus Literatur sowie Feldforschung zusammen, richtet zum Abschluss aber auch einen Blick in die Zukunft: In welchen Bereichen orten meine Interviewpartner Potenzial, um zu einer realistischeren Vorstellung von Migration zu gelangen? Und welche weiterführenden Forschungsfragen könnten interessante Ergebnisse bringen?

Eingangs stand die Frage: Wer ist eigentlich ein Migrant? Migration ist so alt wie die Menschheit. Pilger, Krieger oder Eroberer konnten Migranten sein. Europäer migrierten infolge von Hunger, Arbeitslosigkeit oder Armut nach Nord- oder Südamerika. Menschen wurden aufgrund der Weltkriege oder anderer politischer Umwälzungen aus ihrem Lebensraum vertrieben. Andere migrierten als „Gastarbeiter" in ein anderes Land, und nicht wenige von ihnen blieben und holten ihre Familien nach. Manche Menschen migrieren in der Hoffnung auf bessere Arbeits- oder Lebensbedingungen. Einige planen akribisch voraus, andere wechseln den Wohnort spontan, und viele migrieren aufgrund einer Vielzahl von Faktoren, die zusammenspielen. Millionen Menschen weltweit flüchten vor Verfolgung, Kriegen oder Naturkatastrophen. Ebenso kann ein Migrant ein Manager sein, der innerhalb eines multinationalen Firmengeflechts migriert, oder auch ein Student. Migration hat also vielerlei verschiedene Gesichter: Weder gibt es *den* Migranten, noch *die* Ursache, die unweigerlich eine Wanderung nach sich zieht. Migrationsbewegungen sowie deren Folgen sind komplex und umfassen wesentlich mehr, als man möglicherweise auf den ersten Blick vermuten würde. Daher existiert auch keine letztgültige Definition von Migration — es finden sich vielmehr Annäherungen, die, je nach Blickwinkel, Zugangsweise oder Forschungsinteresse, eine Orientierungshilfe bieten (siehe 2.4.1).

Im Laufe der Jahrzehnte änderte sich auch die wissenschaftliche Perspektive, wie ein Migrant wahrgenommen wurde: So galt er unter anderem als *marginal man*, als zwischen den Kulturen stehender *halfie*, oder auch als Transmigrant, der ein sozialer, wirtschaftlicher oder politscher Vermittler zwischen mehreren Ländern sein kann (siehe 2.5). Die transnationale Forschungsperspektive trug wesentlich dazu bei, Migrationsprozesse aus neuen Blickwinkeln zu betrachten: Vereinfachte Vorstellungen einer linearen Wanderung samt darauffolgender Eingliederung hatten ausgedient (siehe 3.1 bis 3.7). Dennoch ist erstaunlich, wie hartnäckig das Interesse lange Zeit auf gewisse Themenbereiche konzentriert war, während andere Aspekte nur am Rande oder gar nicht wahrgenommen wurden. Mittlerweile ist der Zugang jedoch deutlich aufgeschlossener: Zwei große Forschungsbereiche — Migration der sozioökonomisch Marginalisierten sowie „Elitenmigration" — wachsen langsam, aber stetig zusammen. Laufend wurden und werden neue Forschungsfelder erschlossen, etwa jenes der internationalen Studenten, der innereuropäischen Migranten oder anderer Migranten der sogenannten Mittelschicht (siehe 3.10 bis 3.12).

Die österreichischen Massenmedien stellten bisher gewiss nicht das typische Revier von Migrationsforschern dar. Teils zeigten sich die dort arbeitenden Migranten auch tatsächlich erstaunt über das Interesse einer Migrationsforscherin an ihrer Lebensgeschichte (siehe Kapitel 4).

Bereits das zeigt, dass diverse Vorstellungen von Migration fest verwurzelt sind. Grundsätzlich gilt Sesshaftigkeit gegenwärtig eher als „Normalzustand“ und Migration als „Ausnahme“, wobei innerhalb dieser Wahrnehmung Differenzierungen auftreten: Ist der Sachverhalt auch immer der gleiche — das Überschreiten einer Nationalstaatsgrenze —, wird jemand aus einem Staat mit vergleichbarem Wohlstandniveau weniger als Migrant wahrgenommen, als jemand aus einem Staat mit niedrigerem Wohlstand (siehe 5.2 bis 5.5). So zeigten sich etwa manche US-Amerikaner oder Briten richtiggehend erstaunt, als sie gefragt wurden, ob sie sich denn als Migranten bezeichnen würden. Bezeichnend ist etwa, wie Jill Zobel, die wegen ihres Ehemannes von den Vereinigten Staaten nach Österreich migrierte, auf die Bezeichnung „Migrant“ reagierte: „I just don’t feel like it has anything to do with me.”

Auch Menschen, die in keinerlei Verdacht stehen, Migranten gegenüber feindlich gesinnt zu sein, assoziieren mit Migration vorwiegend Probleme: etwa Armut, Zwang, Heimatverlust. Die Begriffe implizieren für sie also schlicht Umstände, die sie so nicht erlebten. Vielmehr haben sie selbst ihren Migrationshintergrund in gewissen Bereichen auch als Ressource erfahren. Anders ausgedrückt: Im *konkreten* Fall kann eine Migrationserfahrung Weltläufigkeit und Wissensgewinn bringen, beispielsweise in Form von Mehrsprachigkeit oder der Erweiterung des Horizonts. Im *abstrakten* Fall hingegen scheint das Leben eines Migranten von Schwierigkeiten verschiedener Art geprägt zu sein, wie beispielsweise einer marginalisierten Position (siehe 5.2 und 5.3).

Welche Rolle der Migrationshintergrund im Kindes- und Jugendalter spielen kann, habe ich anhand von Fallbeispielen illustriert (siehe Kapitel 6). Bekanntlich fühlen sich gerade junge Menschen oft davon verunsichert, in irgendeiner Hinsicht „anders“ zu sein als die anderen. Und tatsächlich lernen Kinder schon früh, welches „Anderssein“ in unserer Gesellschaft eher „erwünscht“ ist, und welches nicht. Unter anderem zeigt sich nach wie vor eklatanter Bedarf, im Bildungswesen für mehr Chancengleichheit zu sorgen. Während sich etwa jene mit asiatischem oder lateinamerikanischem Migrationshintergrund vonseiten der Lehrer teilweise mit „positiven“ Klischees konfrontiert sahen, stießen türkischstämmige Kinder auf beträchtliche Hindernisse (siehe 6.1 bis 6.3).

Ähnliches zeigt sich in außerschulischen Kontexten: Während jene, die fließend Deutsch und Spanisch sprachen, Bewunderung ernteten, schämten sich andere für ihre Zweitsprache Ungarisch. Das Selbstbewusstsein, die Zweitsprache als positive Ressource anzuerkennen, stellt sich manchmal erst im Erwachsenenalter ein. Wie das Fallbeispiel von Albert Farkas zeigt, dessen Eltern aus Ungarn stammen, können gesellschaftlich weit verbreitete Ressentiments aber auch tiefe Spuren hinterlassen: Die Überwindung der Distanzierung von der Muttersprache seiner Eltern gelang ihm trotz aller intellektuellen Bemühung noch nicht vollständig (siehe 6.5). Nicht zuletzt spielen bei der einseitigen Wahrnehmung von Migration übrigens die Unterrichtsmaterialien eine Rolle, die Diversität nicht realistisch abbilden: Sie vermitteln bereits den Kindern Migration als Phänomen, das mit Problemen wie Armut, Flucht oder Vertreibung einhergeht (siehe 6.4).

Selbstredend leben viele meiner Interviewpartner im Erwachsenenalter transnationale Verbindungen, pflegen Kontakte zu Menschen in anderen Ländern, oder empfinden mehrere Orte als „Zuhause“. Dennoch scheint die nicht mehr wegzuleugnende Diversität in der mittlerweile global-vernetzten Welt von vielen Menschen noch ausgeblendet, abgelehnt oder gefürchtet zu werden. Häufige rassistische Vorurteile lauten, Migranten seien bildungsfern, sprächen fehlerhaftes Deutsch, seien „Sozialschmarotzer“, potenziell kriminell, oder zögen sich mit ihresgleichen in „Parallelgesellschaften“ zurück. Nun kann jemand all diesen Vorurteilen in keiner Weise entsprechen und etwa über einen hohen Bildungsabschluss, ausgezeichnete Deutschkenntnisse und eine gute berufliche Position verfügen: Ist der Migrationshintergrund optisch erkennbar, läuft er im Alltag dennoch Gefahr, Rassismus ausgesetzt zu sein. Diverse genannte Ressourcen helfen hier nicht, da die rassistische Anfeindung schlicht aufgrund eines optischen Eindrucks geschieht. Beispiele wären grundlose Ausweiskontrollen, Beschimpfungen, Drohungen oder gar körperliche Übergriffe, aber auch Benachteiligungen am Arbeits- und Wohnungsmarkt. Besonders massiv erfahren derlei Schwarze und mittlerweile auch Muslime (siehe 7.1, 7.2). Umgekehrt scheinen Verhaltensweisen, die Migranten häufig zum Vorwurf gemacht werden, nur bei *gewissen* Migranten auch tatsächlich ein Problem darzustellen: Bleiben emigrierte US-Amerikaner oder Österreicher unter sich, oder zeigen Briten wenig Interesse daran, die deutsche Sprache zu erlernen, scheint das weit weniger ein Problem darzustellen, als etwa bei Migranten aus wirtschaftlich schwächeren Regionen (siehe 7.5).

8.1 Stereotype Vorstellungen dominieren den öffentlichen Diskurs

Die Art und Weise, wie Migration rezipiert wird, ist teilweise noch erstaunlich einseitig und das diskutierte Themenspektrum zumeist ein auffällig schmales. Feldforschung im Bereich der Migration der sogenannten Mittelschicht zeigt zudem, dass sich im weiten Feld Migration bei näherer Betrachtung interessante Diskrepanzen auftun. Diese Widersprüchlichkeiten wurzeln nicht zuletzt darin, dass von Migration eben gewisse Vorstellungen existieren, die sich freilich nicht immer mit der doch wesentlich facettenreicheren Realität decken.

Zum einen wird Migration nach wie vor überwiegend mit gewissen Herkunftsregionen assoziiert. Die Begriffe, mit denen operiert wird, sind zumeist nicht neutral, sondern negativ aufgeladen (Kastoryano 2002:15): So ist beispielsweise von „Überfremdung“, einer „Ausländerschwemme“ oder einem „Türkenproblem“ die Rede (Kastoryano 2002:17–19). Immer wieder verwenden Politiker oder Berichterstatter auch Termini, die eigentlich auf Naturkatastrophen hindeuten: etwa Flüchtlings*wellen* oder Flüchtlings*ströme* (Tošić et al. 2009:118). Des Weiteren kreist der Diskurs immerfort um dieselben Inhalte: um mangelnde Deutschkenntnisse, um Versagen in der Schule, um „dysfunktionale“ patriarchale Familienstrukturen, um Ehrenmorde und Zwangsehen, um Kriminalität von Migrantenjugendlichen oder um die Angst vor Ghettoisierung (Terkessidis 2010:45). In Medienberichten oder Politikerreden herrscht mitunter ein rauer Tonfall: „Den Migranten […]

schlägt Misstrauen entgegen, Transporteure von Drogen, Kriminalität, Krankheiten (AIDS), Fundamentalismus und Terrorismus zu sein, die allesamt den inneren Frieden der unfreiwilligen Gastgesellschaften bedrohen und Teilhabe an ihrem Wohlstand fordern“ (Nuscheler 1995:23). Migranten werden in derartigen Diskursen oft als Gefahr für die Stabilität, die Sicherheit und den Wohlstand westeuropäischer Staaten gebrandmarkt (Andrijasevic 2003:254).

Zusammengefasst ausgedrückt: Der Fokus liegt vornehmlich auf den — tatsächlich wie vermeintlich — problematischen Aspekten von Migration.

Dass das Thema Migration grundsätzlich so viel Aufmerksamkeit generiert, wurzelt unter anderem in der nationalstaatlichen Ordnung (siehe 5.4, 5.5). Favell etwa bezeichnet den Nationalstaat gar als „most insidious and persistent source of identity in the modern world“ (Favell 2008:7). Innerhalb dieser Denklogik ist es folglich ein Leichtes, den Migranten als Außenseiter oder als potenzielle Bedrohung der imaginierten Solidargemeinschaft zu charakterisieren. Zusätzlich spielen freilich historische Ereignisse bei der Wahrnehmung von Migration eine Rolle. Assoziationen mit Abschied und Endgültigkeit stammen zum Teil noch aus der Ära der massenhaften Wanderungen in Richtung USA: Damals gingen Menschen nach langer Schifffahrt bei Ellis Island von Bord, um in Amerika ein neues Leben zu beginnen (Favell 2008:102–103). Auch die Historie Österreichs hat Einfluss, gehen einige der dominanten Vorstellungen doch auf die Ära der „Gastarbeiter“-Rekrutierung zurück. Grundsätzlich transportiert bereits der Begriff „Gastarbeiter“, der im alltäglichen Sprachgebrauch durchaus noch präsent ist, Vorstellungen einer sozial marginalisierten Position (Zick et al. 2008:239).

Zudem entstammten die „Gastarbeiter“ vorwiegend jenen Regionen, die heutzutage noch häufig mit dem Begriff „Migration“ assoziiert werden: Immerhin kamen rund 90 Prozent aller Arbeitsmigranten aus dem damaligen Jugoslawien respektive der Türkei (Viehböck & Bratić 1994:23). Dabei emigrieren Menschen freilich keineswegs bloß aus diesen Regionen. Um exemplarisch nur eine Vergleichsgröße anzuführen: Im Jahr 2012 lebten in Österreich immerhin rund 400.000 Immigranten, die EU-Bürger respektive Schweizer Staatsbürger waren (Statistik Austria 2012d).

Auch die gedankliche Verknüpfung von Migration mit Bildungsferne ist teils auf diese Periode zurückzuführen: Deutschland gelang es, aufgrund attraktiverer Angebote, höher qualifizierte Migranten anzuwerben (Perchinig 2003a:17). Das hatte zur Folge, dass 85 Prozent der männlichen sowie 95 Prozent der weiblichen „Gastarbeiter“ in Österreich un- oder angelernte Arbeitskräfte waren (Viehböck & Bratić 1994:23). Auch Angehörigen der Folgegenerationen werden häufig Schulversagen sowie mangelnde Sprachkenntnisse attestiert: Dabei wird außer Acht gelassen, dass das österreichische Bildungssystem sozialen Aufstieg zumeist eher hemmt denn fördert. Aufgrund systemimmanenter Blockaden gelingt es beispielsweise gerade Kinder mit türkischem Migrationshintergrund oft nicht, einen höheren Bildungsabschluss zu erzielen (siehe 6.2 und 6.3).

Diverse Klischees werden zudem im öffentlichen Diskurs perpetuiert: „Solche Feindbilder wachsen nicht naturwüchsig, sondern werden auf vielfache Weise erzeugt und verstärkt. Massenmedien und manche Politiker beschwören tagtäglich durch suggestive Bilder und Vereinfachungen ‚neue Bedrohungen' herauf und verstärken latente Ängste in der Bevölkerung" (Nuscheler 1995:23). Deutlich wird jedenfalls, dass das (vermeintlich) Negative im öffentlichen Diskurs prominent im Vordergrund steht, und dass die problembehafteten Vorstellungen tief im Denken verwurzelt sind. Migranten aus gewissen Herkunftsregionen haben insofern kaum die Möglichkeit, es „richtig" zu machen und als gleichberechtigt akzeptiert zu werden.

8.2 Neue Seiten von Migration entdecken

Freilich ist es keine Lösung, real existierende Probleme zu ignorieren oder zu verleugnen. Vielmehr geht es an dieser Stelle um eine differenziertere Betrachtungsweise: Zahlreiche Facetten von Migration werden im medialen wie politischen Diskurs schließlich nach wie vor ausgespart. Migration ist keineswegs etwas Problematisches, dazu angetan, den Betroffenen in eine marginalisierte Außenseiterrolle zu katapultieren. Migration kann ebenfalls eine Bereicherung und eine wertvolle persönliche Erfahrung darstellen — Migration kann außerdem alles zwischen diesen beiden Polen bedingen.

Der Migrationsforscher Reinprecht betrachtet Migrationserfahrungen jedenfalls auch als persönlichen Gewinn. Er ortet Potenzial, verfüge jemand über mehrere Anknüpfungspunkte sowie Bildungsressourcen: „Was gemeinhin als ‚Leben in zwei Welten' bezeichnet wird, repräsentiert weder Entfremdung noch Krisis, sondern Befähigung und Bereicherung" (Reinprecht 2010:46). Eine Studie (Sang et al. 2013) zu Karriereverläufen von immigrierten Professorinnen in Großbritannien streicht das Potenzial eines Migrationshintergrundes als positive Ressource ebenfalls hervor:

> In the case of our participants, belonging to two countries was one of the key resources they were able to draw on. For these women, standing on the intersection of two countries was seen as an advantage, as they were able to draw on two repertoires of academic and cultural tradition, which helped them identify a wide range of possibilities and work in the UK. (Sang et al. 2013:164)

Abschließend sollen noch einmal meine Interviewpartner von FM4 zu Wort kommen. Auch in meiner Feldforschung wurde eine Migrationserfahrung immer wieder dezidiert als Gewinn bezeichnet, etwa von Joe Remick: „Absolutely, yeah. And when you go back, it makes you look at the old place in a different way too. Not necessarily critically but it makes you see things differently." Individualität und Vielfalt schätze er, Gleichmacherei könne er hingegen nichts abgewinnen. Er fügt hinzu, dass auch alle politischen Systeme, die dergleichen angestrebt hatten, scheiterten:

> I went to the Soviet Union a couple of times and I met some young Russians who were my age then. They were super cool but they were repressed because, you know, they couldn't have Rock n' Roll records, they couldn't have blue jeans, they couldn't have certain films. Because of the whole idea: they wanted to make everybody the same, and fortunately that system fell away too.

> Anytime you try to make everybody be the exact same, first of all people are going to rebel in either underground or above ground. And what's the point if everybody is exactly the same? I think life would be pretty dull.

Insofern bedauert Remick, dass das Augenmerk bei migrationsbezogenen Themen vorwiegend auf den negativen Aspekten liegt: „The bizarre thing is that people don't realize the human capital, the potential. Because a lot of these guys who say: ‚Get the foreigners out!' — if for one or two days all foreigners disappear, I think a lot of things would stop." Er empfiehlt, den Fokus neu auszurichten. „Instead of looking at something as a threat: look at it for its good potential."

Riem Higazi plädiert ebenso für Wertschätzung der Individualität, anstatt Menschen dazu zu bringen, diese abzulegen: „They [migrants, Anm.] certainly should not be expected to forget their own costumes and their own language, which they brought into the country — which is actually something that benefits the country. […] Definitely not." Auch Mari Lang unterstreicht die Bedeutung eines derartigen Erfahrungsschatzes, etwa in Form von Mehrsprachigkeit. „Weil meine Großmutter auch immer gesagt hat, auf Ungarisch eben damals, und auf Deutsch kann man es nicht gescheit sagen, aber sinngemäß: Je mehr Sprachen du kannst, desto mehr Menschen bist du. Also irgendwie: dass dich eine Sprache halt reicher macht. Und das merke ich schon auch."

Higazi erzählt in diesem Kontext, wie sie es erlebte, als Immigrantin in einer Nation wie Kanada aufzuwachsen, die als Einwanderungsland gilt: Zwar war ihr Vater wie viele andere Migranten davon betroffen, dass seine Ausbildung nicht anerkannt wurde. Sie beschreibt es als „classic immigrant kind of situation", denn ihr Vater übte mehrere Jobs parallel aus, um die Familie ernähren zu können. Im Wohnblock, in dem sie aufwuchs, lebten Einwanderer aus aller Welt: „There was definitely a feeling of community, because we were kind of in the same boat. The immigrants-boat." Auch viele ihrer Mitschüler hatten Migrationshintergrund: „Oh, I should have brought you my yearbook from high school. You would die laughing because of the eighties haircuts, including mine. But you just think like: holy cow, what is this? It is way more than the ‚United Colors of Benetton'. It is like unbelievable!"

Aufgrund ihrer Erfahrungen befindet Higazi, dass Vielfalt auch als etwas Selbstverständliches sowie Positives gelten kann: „I would even say that in Canada, they are proud of it, very proud. This is a really cool vibe in Canada. […] You don't say ‚Where are you from' as in ‚Where are your parents from.' It is more like: ‚What part of Toronto do you live in?' It just does not come into play." Sie illustriert es mithilfe einer Metapher: „The reason that Canada is progressive when it comes to integration is because Canada's perspective or Canada's idea for cultural identity is not a *melting pot*, but a *mixed salad*, where every ingredient on its own tastes good — and when it is together, it is even better." Murray Hall berichtet Ähnliches: Wiewohl es auch in Kanada Menschen gebe, die unter problematischen Umständen lebten, etwa die Nachkommen der indigenen Bevölkerung, spiele die Herkunft weniger eine Rolle als etwa in Österreich:

> Wenn man zum Beispiel in Toronto — also in einer Großstadt — spazieren geht, da sieht man Leute aus allen möglichen Ländern. Und ob die gestern aus Hongkong gekommen sind, oder seit

> zwanzig Jahren da sind, das weiß man nicht. Genauso ist es mit der Sprache: Wenn man in Kanada irgendwo hingeht und nicht so gut Englisch kann — das kann jemand sein, der gerade auf Urlaub ist, oder ein Kanadier, nicht? Und letzten Endes sind alle Kanadier.

Die Skepsis gegenüber Migranten steigt in Österreich hingegen zirka seit den 1980er-Jahren tendenziell an (siehe 7.3). Die problembehafteten Bilder, Stereotypen und Vorurteile halten sich hartnäckig: Sogar Flüchtlinge werden oft nicht als schutzbedürftig, sondern als homogene, bedrohliche Menschenmasse charakterisiert (Tošić et al. 2009:118). Gewisse Medien und Politiker tragen zudem bewusst zur Schaffung eines negativen Klimas bei (ECRI 2010:10–11, 42). Nun sind Migration und Vielfalt aber auch in Österreich schlicht und einfach die alltägliche Lebensrealität (siehe 7.7). Darauf kommt auch Joanna King im Zuge des Interviews zu sprechen.

> The fundamental thing is: people have got to realize that integration is a key question for the future of the world. Because we are not going to get less mixed up, we are going to get more mixed up. And the other funny thing is: people think, you know, it was all so much nicer before, or whatever. What rubbish! I mean, look at Austria between the wars! I don't know if there were so many foreigners, but there was blood in the streets. You make other people foreign. Actually, they are not foreign. They might speak another language, they might look different, and they might have funny habits. They are not foreign, they are other people! The foreignness is in your head very much. With no foreigners, then the social democrats were the foreigners, or the fascists were the foreigners. You know what I mean? What's foreign?

Insofern kritisiert sie Feindseligkeit gegenüber Migranten als kontraproduktiv: „That doesn't help. There is no encouragement to integrate if you feel that you are being made constantly unwelcome." Sie plädiert zudem, das Augenmerkt nicht bloß auf Bedrohliches zu legen. „The fact is: we have got one of the most stable, peaceful societies on planet earth. That's got to be recognized and valued. I mean, somebody is doing something right."

8.3 Wie könnte man die Wahrnehmung verändern?

Freilich existiert kein Allheilmittel, das Ängste, rassistische Vorurteile sowie strukturelle Benachteiligungen beseitigt und gleichzeitig für die Erfüllung zahlreicher wissenschaftlicher Definitionen von Integration — sprich: Chancengleichheit in allen Bereichen — sorgt.

Zudem tendieren Vorurteile, wie sie etwa gegenüber Migranten herrschen, in der Regel dazu, hartnäckig im Denken verankert zu bleiben (Esser 2001:38; Stölting 1999:21). Sie werden von Akteuren in ihren jeweiligen Lebenswelten — durchaus also auch am viel zitierten Stammtisch — immer wieder neu bekräftigt. Auch Maßnahmen wie Kampagnen für mehr Toleranz fallen oft nicht auf fruchtbaren Boden, vor allem dann nicht, wenn die Vorurteile fester Bestandteil der alltäglichen Denkweise sind (Esser 2001:38–39). Dennoch kamen im Zuge der Feldforschung verschiedene Ideen zur Sprache, die dazu beitragen könnten, zumindest Schritt für Schritt zu einer realistischeren Sichtweise von Migration zu gelangen. Diesen Gedanken möchte ich abschließend Raum geben. Immerhin weist auch Terkessidis darauf hin, dass Menschen mit Migrationshintergrund als „interkulturelle Innovatoren" (Terkessidis 2010:218) fungieren können: Aufgrund ihrer Biographie und ihres Erfahrungsschatzes können sie über Innovationspotenzial

verfügen, das zu Veränderungen beitragen kann. Wo also orten die Radiomitarbeiter — ausgehend von ihren beruflichen sowie lebensgeschichtlichen Erfahrungen — Möglichkeiten zur Veränderung?

Potenzial vermuten sie etwa in einer Erhöhung der Qualität der Berichterstattung, und zwar was Themen- sowie die Wortwahl anbelangt. Ebenso plädieren einige, Vielfalt realistischer abzubilden: nämlich sowohl in den Redaktionen als auch in den Medienprodukten.

Qualitätsvolle, korrekte Berichterstattung beginnt für den Journalisten und Medienkritiker Simon Inou bei einer fundierten Ausbildung. Er engagiert sich selbst für eine Verbesserung der Ausbildung von Jungjournalisten. Als renommierte Ausbildungsstätte in Österreich gilt das „Kuratorium für Journalistenausbildung" (KfJ) in Salzburg, Inou machte aber auch im dortigen Lehrplan blinde Flecken aus: „Ich habe das Kuratorium vor zwei Jahren in einem Kommentar heftig kritisiert — den Jahresbericht damals. Und ich habe da gelesen und gelesen, und in 30 Jahren haben sie nicht ein Seminar zum Thema ‚Rassismus in den Medien' gemacht. Da hab ich einen Kommentar geschrieben." Daraufhin kontaktierte ihn die Leiterin des KfJ, die sofort Kooperationsbereitschaft signalisierte, wie Inou schildert: „Und wir haben uns hier [Büro von M-Media, Anm.] getroffen. Sie war da. Und wir haben besprochen, dass wir jetzt zusammenarbeiten werden." Sensibilisierung für verschiedene Themenbereiche hält er ebenfalls für eine wichtige Basis von Qualitätsjournalismus. „Möglicherweise auch: Journalisten in verschiedene Länder schicken, wo sie abseits ihrer Themen berichten können. Wo sie eine gewisse Sensibilität lernen. […] Es wäre wichtig, einen Journalisten aus dem innenpolitischen Ressort zu nehmen und zu sagen: Du machst [das Ressort, Anm.] ‚Reise'. Damit man mit anderen Personen, mit einer anderen Sprache, zu tun hat."

Higazi spricht sich außerdem dezidiert für sachliche, aber kritische Berichterstattung über umstrittene Rechtspopulisten aus, die mit mehr oder weniger subtilen rassistischen Parolen auf Stimmenfang gehen. Branchenkollegen hätten ihr mehrmals geraten, diesen in den Medien keine Bühne zu bieten, sie aber beurteilt die Sachlage anders. „I am sorry: we should pay attention to this. It is not him getting attention like: ‚Haha, look at me!'" Vielmehr desavouiere sachliche Berichterstattung rechtspopulistische Politiker, die Feindseligkeiten schüren wollen: „That's what it is. Stop it at the source." Hall plädiert, Rechtspopulisten mit Fakten zu konfrontieren, um falsche Angaben über Migranten zu widerlegen, und ihnen so den Wind aus den Segeln zu nehmen: „Die Journalisten machen den Fehler, dem Strache [Parteiobmann der rechtspopulistischen FPÖ, Anm.] nicht zu sagen: ‚So schaut's aus.' Und das müssen sie bei ihm machen. Vor allem bei ihm."

Nicht nur der Inhalt, auch die Wortwahl kann eine Rolle spielen. Higazi gibt zu bedenken, dass Rassismus und andere destruktive Phänomene innerhalb einer Gesellschaft im Kleinen — eben auch in Form von Worten — beginnen: „I will be right away, even if it seems like ‚*geh bitte, das ist überhaupt nichts*' — no! There is no ‚*überhaupt nichts*'. Nothing is small, is too small.

You have to be vigilant." Worte müsse man mit Bedacht wählen, weiß auch Joanna Bostock aus ihrer beruflichen Erfahrung:

> I suppose, if you discriminate in language, that enforces discrimination in real life. But then starts this problem: okay, how do you indicate the fact that somebody comes from a different background, in terms of their culture, their language, where their parents come from, where they come from. And that is an issue, without saying it in a way that discriminates.

Daher müsse man immer auf den Kontext achten, wie Bostock hinzufügt: „If a seventeen year old kid gets into trouble for something stupid, like setting something on fire. It is a seventeen year old kid. Then if you say ‚mit Migrationshintergrund', then you're automatically pointing the finger." Die Nennung der ethnischen Zugehörigkeit in der chronikalen Berichterstattung kritisiert auch Higazi deutlich:

> When an alleged criminal, not even somebody who was already found guilty, where he or she will be described as thirty year old Gürün Y., okay? And that's it. And not *Balkan*, bla bla bla. *Türkisch*, bla bla bla. *Schwarzafrikaner ist überhaupt das Beste*. You know, because I never once see that when one of those guys in a little *Kaff in Tirol*, or something, when they go and kill their kids, and kill their wife — I never ever have seen: *der arische Sepp* (lacht). I never once see that. That is something … eventually, it will go.

Inou stellt ebenfalls lakonisch fest: „Die ethnische Zugehörigkeit hat mit der Berichterstattung eigentlich nichts zu tun." Derartige Erwähnungen seien mit Bedacht zu wählen, und hätten nur in gewissen Kontexten Sinn, gibt auch Albert Farkas zu bedenken. „Von wegen, sagen wir: kulturelle Veranstaltungen. Wenn man einen Satz hätte wie: ‚Immer mehr afro-österreichische *communities* organisieren jetzt eigenständige kirchliche Messen.' Oder so etwas in dieser Art und Weise."

Oft sei Journalisten zudem gar nicht bewusst, dass gewisse Bezeichnungen abwertend empfunden werden, erklärt Inou. So ist in Medienberichten immer wieder — oft schlicht aus Unwissenheit — von „Schwarzafrikanern" sowie „Asylanten" die Rede. Inou erklärt: „Schwarzafrikaner ist ein Wort, das aus Polizeikreisen kommt. Das heißt, im Jargon der Polizei, wenn du kontrolliert wirst, bist du ein Schwarzafrikaner. Und ich will nicht immer mit der Polizei in Verbindung gebracht oder immer kriminalisiert werden. Deshalb ist es für mich wichtig, Schwarzer zu sein — oder Simon zu sein." „Asylant" wiederum sei ein abwertender Begriff aus der rechten Szene. Manche Journalisten sowie Politiker würden aber auch gezielt mit rassistischen Begriffen operieren, kritisiert Inou: „Ja, die ‚Rumänenbande'. Oder ‚tschetschenische Asylbetrüger'. Oder vor kurzem hat die FPÖ irgendwas mit Mafia gesagt: ‚Asyl-Mafia' oder so. Es gibt solche Wörter, die wirklich oft in den Zeitungen vorkommen."

Ebenso geht es um die realistische Abbildung der Bevölkerungszusammensetzung in den Medien. Barbara Schlachter Delgado zieht Parallelen zu ihrem Engagement für die Rechte gleichgeschlechtlicher Paare mit Kindern: „Die Medien sind extrem wichtig. Das ist ja auch ein Grund, wieso Öffentlichkeitsarbeit für unseren Verein eine der zentralen Sachen ist. Weil die Medien einfach das Ganze normal machen können. Indem sie es immer wieder zeigen. Indem sie

den Leuten zeigen: Hey, das sind ja eh ganz normale Menschen, die sind ja eigentlich eh so wie wir.“ Sie versucht, ihre Erfahrungen auf das Thema Migration umzumünzen:

> Aber es ist sicher auch bei Ausländern oder Menschen mit Migrationshintergrund so in den Medien. Eben auch bei unseren Sachen: Das wir halt immer dargestellt werden als etwas „Besonderes“, quasi. Wir sind noch nicht Normalität und im Alltag angekommen. Und Leute mit Migrationshintergrund glaube ich auch nicht, ist mein Eindruck. Das ist noch nicht so richtig integriert, einfach. Wenn sie vorkommen, dann wird das hervorgehoben: Der ist aus der Türkei oder so. Es wird gesagt, es wird extra noch mal drauf hingewiesen. Anstatt dass es einfach so normal ist.

Noch werden Migranten in den Medien häufig auf ihr Migrant-sein reduziert, wie Ali Cem Deniz kritisiert. „Und ich find das schon sehr komisch, dass es eben so ist: Ein Migrant ist nur dann zu hören, wenn ganz klar drauf hingewiesen wird, dass jetzt ein Migrant kommt, sozusagen, ja?“ Er selbst habe dennoch bewusst entschieden, auch über Migrantenthemen zu berichten: „Man ist dann ja auch in so einer komischen Lage, dass man denkt, okay, du bist ein Migrant und du schreibst nur über Migrantenthemen. Andererseits denke ich mir, in Österreich haben wir so wenige Migranten in den Medien, es wird aber extrem viel darüber geschimpft und es wäre vielleicht nicht schlecht, wenn die Migranten da drüber schreiben würden.“ Und er fügt hinzu: „Das Problem ist nicht, dass ich als Migrant über Migrantenthemen schreibe — sondern dass es immer noch etwas Besonderes ist. Ich denke mir zum Beispiel, bei *queer*-Themen scheint die Gesellschaft viel weiter zu sein. Ich finde, das scheint jetzt nicht so ein ganz komisches Thema zu sein.“

Auch Victor Turner vermutet, dass selbstverständliche Präsenz von Migranten in verschiedenen Bereichen — in den Medien, im Sport etc. — mit der Zeit für mehr Akzeptanz sorgen könne. Er erzählt in diesem Kontext von Erinnerungen an das Fernsehprogramm in England, als er noch ein Kind war:

> When I grew up, the presenter of the main evening news — the Armin Wolf of England — was black. And it was normal for me and my sister. But I guess when he came it must have been a big deal. And that’s what’s so important. Because it took a long time until sports players were accepted: in the 70s and 80s they used to throw bananas on the field during football matches. But then they were sports stars. As soon as the lawyers, the doctors, the person who reads the evening news are talking to a new generation — then it’s not seen as a big deal but as normal.

Ähnliche Gedanken äußert Hall: „Es geht wie gesagt um Gesichter im Fernsehen. Wenn ich RTL2 aufdrehe, das ist zwar das Schlimmste vom Schlimmen, aber da sieht man dann Gesichter wo ich mir denke: Aha, wie das die Deutschen gut können, und wie das Menschen machen, die offenkundig nicht so blond und blauäugig sind (lacht). Und im ORF-Fernsehen? Na ja…“ Wobei das nicht nur den Medienbereich betreffe: „Aber wenn ich mir denke, wie die Bevölkerung in Österreich zusammengesetzt ist, von den verschiedenen Nationen her — das Parlament ist kein Spiegelbild.“ Dass in dieser Hinsicht noch Aufholbedarf in Österreichs Medien besteht, räumt auch Claus Pirschner ein, der bei FM4 für die Personalrekrutierung mitzuständig ist:

> Wenn man es nämlich mit Deutschland vergleicht: Deutschland hat einfach ein Jahrzehnt früher angefangen, auf diese Diversität der Bevölkerung auch bei den Redakteurinnen und Redakteuren Rücksicht zu nehmen, und diese Diversität abzuspiegeln. Das abzubilden, da hat Österreich irgendwie zehn Jahre später angefangen. Und das merkt man auch wenn du einfach nur die Fernsehkanäle anschaust in Deutschland und Österreich, und das vergleichst. Das heißt, da gibt es einen Aufholbedarf.

Barbara Schlachter Delgado etwa äußert die Idee, auch in Unterhaltungssendungen — etwa unter den Fernsehmoderatoren — für mehr Vielfalt zu sorgen:

> Aber von den Gesichtern, die man sieht, gibt es nicht viele, und da könnte man sicher noch was machen, weil ich glaube: Es gibt auf jeden Fall Menschen mit Migrationshintergrund — auch aus den typischen Einwanderungsländern, die es bei uns halt so gibt —, die super geeignet wären als Fernseh-Moderator. Oder ich fände es ja auch super und ich hätte kein Problem, wenn es einen ‚Millionenshow'-Moderator mit Akzent gibt. […] Ich hätte auch kein Problem damit, wenn es jemand mit, was weiß ich, mit türkischem Akzent macht, oder was auch immer. Ich meine jetzt: Akzent. Er muss natürlich schon perfekt Deutsch sprechen, und ohne Artikelfehler wie meine Mama zum Beispiel (lacht). Aber der Akzent, der würde mich nicht stören. Den fände ich total charmant und okay.

Dass die Diversität der Bevölkerung in den Medienprodukten oft noch nicht abgebildet wird, führt Inou nicht zuletzt darauf zurück, dass sie auch in manchen Redaktionen noch nicht vorhanden ist. Oft hätten Arbeitgeber Vorbehalte wegen der Sprache: „Medien leugnen, dass Migranten auch fähig sind, auf Deutsch zu schreiben. Die Sprache spielt hier eine ganz, ganz, ganz massive Rolle. […] Obwohl wir schon mit der zweiten und dritten Generation von Migranten zu tun haben", erklärt Inou. Dem Vorurteil mangelnder Sprachbeherrschung widerspricht er jedoch aus eigener Erfahrung: Er selbst — seine Muttersprache ist Französisch — kam im Alter von 25 Jahren nach Österreich. Er studierte Deutsch an der Universität Wien, zudem las er viel auf Deutsch, und er hörte Radio. Inou erinnert sich: „Ich hab dann einfach begonnen zu schreiben. Die ersten Texte, die ich geschrieben habe, waren auf Französisch, und der ‚Kurier' hat damals auf Deutsch übersetzt. Und ich hab dann gesagt: Ich muss das auch auf Deutsch schreiben. Langsam hab ich dann geübt, geübt, geübt."

Wie Deniz erklärt, haben zahlreiche Migranten zudem eine — oft unbewusste — Hemmschwelle, sich in einer Redaktion zu bewerben:

> Und interessanterweise hätte ich niemals daran gedacht, ja? Also das ist ganz komisch. Und erst diese „biber"-Akademie-Anzeige hat mich angesprochen: Ah, es werden Migranten verlangt und so. Also wir können uns auch bewerben. Wenn ich zu FM4 gegangen wäre, hätte mir ja niemand gesagt: „Wir wollen keine Türken" oder so etwas. Ganz im Gegenteil. Aber trotzdem: Das hab ich dann auch mit den anderen von der „biber"-Akademie besprochen: Wir hatten anscheinend alle so das Gefühl, dass wir auf einem normalen Weg, sozusagen wie der durchschnittliche Publizistik-Student, nicht reinkommen. Wir hatten dieses Gefühl. […] Ich hab das Gefühl, dass wir uns überhaupt nicht angesprochen fühlen, wenn wo so was steht, interessanterweise. Oder *ich* hatte das Gefühl, ich weiß es nicht … Aber wie ich diese Anzeige von der „biber"-Akademie gesehen habe, hab ich gesehen: Okay, das ist hundertprozentig für mich. Wenn ich dort hingehe, dann nehmen die mich zu hundert Prozent. Das wusste ich von Anfang an.

Aus eigener Erfahrung empfiehlt er daher, Mitarbeiter mit Migrationshintergrund, wenn gewünscht, gezielt zu rekrutieren: „Schreib ‚mit Migrationshintergrund'. Weil sonst kommen die

Leute gar nicht. Selbst, wenn sie an der Uni studieren. […] Ich glaube, dass man da schon so arbeiten muss damit, dass es durchkommt."

Joanna King betont jedenfalls, dass eine Migrationserfahrung auch im Journalismus eine wertvolle Wissensressource darstellen kann: „If you have been to a place […], that has a different impact than if you have never been there. Human beings have personal memory and stuff. If I read about something in Beijing: it would be different if I had never been there. It is!" Dass Vielfalt in der Redaktion Vorteile bringt, bestätigt auch FM4-Chefin Monika Eigensperger. Zu große Homogenität schränke ein, gibt sie zu bedenken. „Also im Extremfall: alle im gleichen Alter, alle mit derselben Herkunft, alle mit der gleichen Sozialisation, und dann vielleicht auch noch hauptsächlich ein Geschlecht. Das wäre eine wahnsinnige Verarmung an inhaltlichen Dingen." Von Diversität hingegen profitieren Belegschaft wie Endprodukt, erklärt Eigensperger. „Diese Kontroverse, die auch öfters bei uns abgebildet ist, nämlich, dass es durchaus bei bestimmten Dingen dann zwei verschiedene radikale Meinungen gibt, nämlich: ‚warum ich das total ablehne' und ‚warum ich das total befürworte' — aus dem ergibt sich überhaupt ein ernstzunehmender Diskurs. Und das ist ja gerade das Spannende."

8.4 Potenzielle weiterführende Forschungsfragen

Freilich tun sich bei der Erforschung eines komplexen Themengebietes, wie es Migration fraglos ist, laufend weitere Fragen auf. Ich möchte daher mit Überlegungen zu potenziellen weiterführenden Forschungsfragen schließen.

Derzeit bieten sich zahlreiche weitere Zugänge zur Erforschung der sogenannten unsichtbaren Migration an: Gibt es beispielsweise weitere Bereiche des Arbeitsmarktes, die man beleuchten könnte? Wie stellt sich die Situation etwa in Gesundheitsberufen, in der IT-Branche, im Versicherungswesen, im Bankensektor, im Sport, bei Lehrern oder beim Universitätspersonal in Österreich dar: Welche Menschen mit Migrationshintergrund arbeiten in diesen Bereichen? Welche Migrationsmotive trieben sie an? Auf welche Hürden stießen sie im Alltagsleben? Und wie erleben sie die Wahrnehmung von Migranten? Wie sieht es außerdem mit der Diversität unter politischen Vertretern — auf Gemeinde-, Landes- oder Bundesebene — aus?

Potenzial hat auch eine detaillierte Analyse der Berichterstattung über Migration und Integration aus Sicht der Kultur- und Sozialanthropologie: Wie könnte man klischeehafte Vorstellungen von Migration und Integration überwinden? Welche Folgen haben mediale Repräsentationen für Menschen mit Migrationshintergrund? Inwieweit beeinflusst die Berichterstattung zum Thema Migration ihr Leben: Fühlen sie sich durch gewisse Berichte diskriminiert, oder auch ermutigt? Welche Medien nehmen in dieser Hinsicht eine Vorreiterrolle ein, und in welchen Bereichen gäbe es Verbesserungspotenzial?

Lohnend wäre auch ein Blick in die Redaktionen: Wie betrachten Medienmacher Diversität in ihren Redaktionen? Betrachten sie es als anzustrebendes Ziel? Wenn ja, wie streben sie es an? Sind es persönliche Motive, derentwegen sie auf Diversität in ihrem Arbeitsumfeld Wert legen?

Haben sie etwa aufgrund ihrer eigenen Biographie ein besonderes Interesse an Migration und Diversität, oder begründen sie ihre Entscheidungen beispielsweise mit dem herrschenden Zeitgeist?

Interessant wäre auch ein von Kultur- und Sozialanthropologen konzipiertes Sensibilitätstraining für Medienmitarbeiter: Wie kann man Journalisten sensibilisieren, fachkundig über verschiedene Aspekte von Migration oder über Menschen aus anderen Weltregionen zu berichten? Wie könnte man die Bevölkerungszusammensetzung Österreichs in den Medien realistischer abbilden? Welche Begrifflichkeiten transportieren (auch unbewusst) Negatives, welche sind überholt, welche sollte man erneuern? Wie wäre es möglich, einen Dialog über Migration und Integration abseits der ausgetretenen Pfade zu führen?

Der Bereich der sogenannten unsichtbaren Migration birgt jedenfalls noch jede Menge Potenzial, interessante Erkenntnisse zu liefern.

9. QUELLENVERZEICHNIS

9.1 Bibliographie

AL-ALI, Nadje & KOSER, Khalid
2002 Transnationalism, International Migration and Home. *In* New Approaches to Migration? Transnational Communities and the Transformation of Home. Al-Ali, Nadje & Koser, Khalid (Hg). 1–14. London: Routledge.

ALBA, Richard & NEE, Victor
1997 Rethinking Assimilation Theory for a New Era of Immigration. International Migration Review 31(4):826–874.

ALBA, Richard & NEE, Victor
2003 Remaking the American Mainstream: Assimilation and Contemporary Immigration. Cambridge: Harvard University Press.

ALEXANDER, Claire
2004 Imagining the Asian Gang: Ethnicity, Masculinity and Youth after "the Riots". Critical Social Policy 24(4):526–549.

ALVES, Débora Bendocchi
2003 Cartas de imigrantes como fonte para o historiador: Rio de Janeiro – Turíngia (1852–1853). Revista Brasileira de História 23(45):155–184.

AMNESTY INTERNATIONAL
2012 Briefing to the UN Committee on the Elimination of Racial Discrimination. 81th session August 2012. London: Amnesty International Publications.

ANDERSON, Benedict
1991 [1983] Imagined Communities: Reflections on the Origins and Spread of Nationalism. London: Verso.

ANDERSON, Nels
1923 The Hobo. Chicago: University of Chicago Press.

ANDRIJASEVIC, Rutvica
2003 The Difference Borders Make: (Il)legality, Migration and Trafficking in Italy among Eastern European Women in Prostitution. *In* Uprootings/Regroundings. Questions of Home and Migration. Ahmed, Sara; Castañeda, Claudia; Fortier, Anne-Marie & Sheller, Mimi (Hg). 251–271. Oxford: Berg.

ANSELL, Amy E.
2013 Race and Ethnicity. The Key Concepts. London: Routledge.

APA — AUSTRIA PRESSE AGENTUR
2013 Studie: Migration kommt in Schulbüchern vor allem als Problem vor. Forscherin Weinhäupl: Flucht als Motiv im Vordergrund, freiwillige Migration kaum Thema — Allerdings langsame Verbesserung durch einzelne Positivbeispiele. Veröffentlicht am 10. April.

APPADURAI, Arjun
1996 Modernity at Large. Minneapolis: University of Minnesota Press.

ARMBRUSTER, Heidi

1994 Wir sprechen die Sprache, die Jesus gesprochen hat: Die Vergangenheit in der Gegenwart syrisch-orthodoxer ChristInnen, AssyrerInnen in Wien. Diplomarbeit: Universität Wien.

ARMBRUSTER, Heidi
2009 Anthropologische Ansätze zu Migration. *In* Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Six-Hohenbalken, Maria & Tošić, Jelena (Hg). 52–69. Wien: Facultas.

ASKARI, Hossein; CUMMINGS, John T. & IZBUDAK, Mehmet
1977 Iran's Migration of Skilled Labor to the United States. Iranian Studies 10(1/2):3–35.

ATKINSON, Robert
1989 The Life Story Interview. Thousand Oaks: Sage Publications.

AYUBI, Nazih
1983 The Egyptian „Brain Drain": A Multidimensional Problem. International Journal of Middle East Studies 15(4):431–450.

BADE, Klaus J.
1980 German Emigration to the United States and Continental Immigration to Germany in the Late Nineteenth and Early Twentieth Centuries. Central European History 13(4):348–377.

BAKEWELL, Oliver
2007 Researching Refugees. Lessons from the Past. Current Challenges and Future Directions. Refugee Survey Quarterly 26(3):6–14.

BAKIĆ-HAYDEN, Milica
1995 Nesting Orientalism: The Case of Former Yugoslavia. Slavic Review 54(4):917–931.

BAKIĆ-HAYDEN, Milica & HAYDEN, Robert M.
1992 Orientalist Variations on the Theme „Balkans": Symbolic Geography in Recent Yugoslav Cultural Politics. Slavic Review 51(1):1–15.

BANG NIELSEN, Katrine
2004 Next Stop Britain: The Influence of Transnational Networks on the Secondary Movement of Danish Somalis. Working Papers 22. Sussex Centre for Migration.

BANKS, Marcus
1996 Ethnicity: Anthropological Constructions. London: Routledge.

BANTON, Michael
2008 [2004] Assimilation. *In* Encyclopedia of race and ethnic studies. Cashmore, Ellis (Hg). 44–46. London: Routledge.

BARNARD, Alan
2000 History and Theory in Anthropology. Cambridge: University Press.

BARTH, Fredrik
1969 Introduction. *In* Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Cultural Difference. Barth, Fredrik (Hg). 9–38. Oslo: Iniversitetsforlaget.

BATALOVA, Jeanne & LOWELL, B. Lindsay
2006 „The Best and the Brightest": Immigrant Professionals in the U.S. *In* The Human Face of Global Mobility. International Highly Skilled Migration in Europe, North America and the Asia-Pacific. Smith, Michael & Favell, Adrian (Hg). 81–101. New Brunswick: Transaction Publishers.

BATNITZKY, Adina; MCDOWELL, Linda & DYER, Sarah
2008 A Middle-Cass Global Mobility? The Working Lives of Indian Men in a West London Hotel. Global Networks 8(1):51–70.

BAUBÖCK, Rainer
1999 Minderheiten im Übergang. 20 Thesen zur Assimilation von Einwanderern. *In* Entweder-Und-Oder. Vom Umgang mit Mehrfachidentitäten und kultureller Vielfalt. Müllner, Eva (Hg). 62–72. Klagenfurt: Drava.

BAUBÖCK, Rainer & VOLF, Patrik
2001 Wege zur Integration — Was man gegen Diskriminierung und Fremdenfeindlichkeit tun kann. Klagenfurt: Drava.

BAUMAN, Zygmunt
1996 From Pilgrim to Tourist — or a Short History of Identity. *In* Questions of Cultural Identity. Hall, Stuart & du Gay, Paul (Hg). 18–36. London: Sage Publications.

BAUMANN, Gerd & GINGRICH, Andre
2004a Debating Grammars. Arguments and Prospects. *In* Grammars of Identity/Alterity. Baumann, Gerd & Gingrich, Andre (Hg). 192–203. New York: Berghahn Books.

BAUMANN, Gerd & GINGRICH, Andre
2004b Foreword. *In* Grammars of Identity/Alterity. Baumann, Gerd & Gingrich, Andre (Hg). ix–xiv. New York: Berghahn Books.

BEAVERSTOCK, Jonathan
1991 Skilled International Migration: An Analysis of the Geography of international Secondments within Large Accountancy Firms. Environment and Planning 23:113–146.

BEAVERSTOCK, Jonathan
1994 Rethinking Skilled International Labour Migration: World Cities and Banking Organisations. Geoforum 25:323–338.

BEAVERSTOCK, Jonathan
1996 Lending Jobs to Global Cities: Skilled International Labour Migration, Investment Banking and the City of London. Urban Studies 33:1377–1394.

BEINE, Michel; DOCQUIER, Frédéric & RAPOPORT, Hillel
2001 Brain Drain and Economic Growth: Theory and Evidence. Journal of Development Economics 64(1):275–289.

VAN DEN BERGHE, Pierre L.
2008 [2004] Integration. *In* Encyclopedia of Race and Ethnic Studies. Cashmore, Ellis (Hg). 206–207. London: Routledge

BERNARD, Claudia
2008 [2004] September 11, 2001. *In* Encyclopedia of race and ethnic studies. Cashmore, Ellis (Hg). 392–394. London: Routledge.

BÉTEILLE, André
2004 [1985] Stratification. *In* The Social Science Encyclopedia. Kuper, Adam & Kuper, Jessica (Hg). 1006–1009. London: Routledge.

BHAGWATI, Jagdish
1979 International Migration of the Highly Skilled: Economics, Ethics and Taxes. Third World Quarterly 1(3):17–30.

BHAGWATI, Jagdish & HAMADA, Koichi
1974 The Brain Drain, International Integration of Markets for Professionals and Unemployment: A Theoretical Analysis. Journal of Development Economics 1:19–42.

BIFFL, Gudrun
2007 Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit: die Bedeutung von Einbürgerung, Herkunftsregion und Religionszugehörigkeit. *In* 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Fassmann, Heinz (Hg). 265–282. Klagenfurt: Drava.

BINDER, Susanne
2002 Sprache — Die Konstruktion einer Bedeutung. *In* Bildungsforschung des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur 18: Interkulturelles Lernen zwischen institutionellem Rahmen, schulischer Praxis und gesellschaftlichem Kommunikationsprinzip. Fillitz, Thomas (Hg). 139–194. Wien: Studienverlag.

BINDER, Susanne
2005 Wie der Staat Schule macht. Sozialisation im interkulturellen Kontext — ein Vergleich zwischen Österreich und den Niederlanden. *In* Kulturelle Dynamik der Globalisierung. Ost- und Westeuropäische Transformationsprozesse aus sozialanthropologischer Perspektive. Johanna Riegler (Hg). 175–202. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften.

BINDER, Susanne & GRÖPEL, Wolfgang
2009 Interkulturalität: Migration — Schule — Sprache. *In* Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Six-Hohenbalken, Maria & Tošić, Jelena (Hg). 284–301. Wien: Facultas.

BIRD, Elizabeth S.
2005 The Journalist as Ethnographer? How Anthropology Can Enrich Journalistic Practice. *In* Media Anthropology. Coman, Mihai & Rothenbuhler, Eric W., Hg. 301–308. Thousand Oaks: Sage Publication.

BLAKELY, Mary M.
1983 Southeast Asian Refugee Parents: An Inquiry into Home-School Communication and Understanding. Anthropology & Education Quarterly 14(1):43–68.

BOHNSACK, Ralf
2003 Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Opladen: Leske + Budrich.

BOMMES, Michael
2003 Der Mythos des transnationalen Raumes. Oder: Worin besteht die Herausforderung des Transnationalismus für die Migrationforschung? *In* Migration im Spannungsfeld von Globalisierung und Nationalstaat. Leviathan Sonderheft 22/2003. Thränhardt, Dietrich & Hunger, Uwe (Hg). 90–116. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

BORJAS, George J.
1987 Self-Selection and the Earnings of Immigrants. The American Economic Review 77(4):531–553.

BÖS, Mathias
1997 Migration als Problem offener Gesellschaften. Globalisierung und sozialer Wandel in Westeuropa und Nordamerika. Opladen: Leske + Budrich.

BOURNE, Randolph S.

1916 Transnational America. The Atlantic Monthly, July:86–97.

BOZKURT, Ödül
2006 Wired for Work: Highly Skilled Employment and Global Mobility in Mobile Telecommunications Multinationals. *In* The Human Face of Global Mobility. International Highly Skilled Migration in Europe, North America and the Asia-Pacific. Smith, Michael & Favell, Adrian (Hg). 211–246. New Brunswick: Transaction Publishers.

BRAUKÄMPER, Ulrich
1999 [1988] Migration. *In* Wörterbuch der Völkerkunde. Hirschberg, Walter (Hg). Seite 253. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

BRETTELL, Caroline B.
2000 Theorizing Migration in Anthropology. The Social Construction of Networks, Identities, Communities, and Globalscapes. *In* Migration Theory. Talking Across Disciplines. Brettell, Caroline B. & Hollifield James F. (Hg). 97–119. Routledge: London.

BRINLEY, Thomas
1966 From the Other Side: A European View. Annals of the American Academy of Political and Social Science 367:63–72.

BRUBAKER, Rogers
2001 The Return of Assimilation? Changing Perspectives on Immigration and its Sequels in France, Germany, and the United States. Ethnic and Racial Studies 24(4):531–548.

BRUMLIK, Micha
2006 Jenseits des Eigenen und des Fremden. *In* Transkulturalität und Pädagogik. Interdisziplinäre Annäherungen an ein kulturwissenschaftliches Konzept und seine pädagogische Relevanz. Göhlich, Michael; Leonhard, Hans-Walter; Liebau, Eckart & Zirfas, Jörg (Hg). 57–68. Weinheim: Juventa Verlag.

BUCHBAUER, Petra
2001 Hindus in Wien: Eine Aufnahme der hinduistischen Religionsgemeinschaft in Wien. Diplomarbeit: Universität Wien.

BUDEN, Boris
1999 Very European indeed. *In* Entweder-Und-Oder. Vom Umgang mit Mehrfachidentitäten und kultureller Vielfalt. Müllner, Eva (Hg). 33–37. Klagenfurt: Drava.

BURGESS, Robert G.
1982a Approaches to Field Research. *In* Field Research: A Sourcebook and Field Manual. Burgess, Robert G. (Hg). 1–11. London: Allen & Unwin.

BURGESS, Robert G.
1982b Early Field Experiences. *In* Field Research: A Sourcebook and Field Manual. Burgess, Robert G. (Hg). 15–18. London: Allen & Unwin.

BURGESS, Robert G.
1982c Elements of Sampling in Field Research. *In* Field Research: A Sourcebook and Field Manual. Burgess, Robert G. (Hg). 75–78. London: Allen & Unwin.

BURGESS, Robert G.
1982d The Unstructured Interview as a Conversation. *In* Field Research: A Sourcebook and Field Manual. Burgess, Robert G. (Hg). 107–110. London: Allen & Unwin.

CAGLAR, Ayse

2004 Mediascapes, Advertisement Industries and Cosmopolitan Transformations: German Turks in Germany. New German Critique (92):39–61.

CARLSON, Sören
2012 Becoming a Mobile Student — a Processual Perspective on German Degree Student Mobility. Population, Space and Place 19:168–180.

CARRINGTON, William J. & DETRAGIACHE, Enrica
1998 How Big is the Brain Drain? IMF Working Paper. Abrufbar unter http://www.imf.org/external/pubs/ft/fandd/1999/06/carringt.htm, Zugriff im November 2012.

CARRINGTON, William J. & DETRAGIACHE, Enrica
1999 International Migration and the „Brain Drain". The Journal of Social, Political, and Economic Studies 24(2):163–171.

CASTLES, Steve
1998 International Migration before 1945. *In* The Age of Migration. International Population Movements in the Modern World. Castles, Stephen & Miller, Mark J. (Hg). 43–64. New York: Guilford.

CASTLES, Steve
2003 Towards a Sociology of Forced Migration and Social Transformation. Sociology 37(1):13–34.

CHAKRAVARTTY, Paula
2006 Symbolic Analysts or Indentured Servants? Indian High-Tech Migrants in America's Information Economy. *In* The Human Face of Global Mobility. International Highly Skilled Migration in Europe, North America and the Asia-Pacific. Smith, Michael & Favell, Adrian (Hg). 159–180. New Brunswick: Transaction Publishers.

DE CILLIA, Rudolf
2007 Sprachförderung. *In* 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Fassmann, Heinz (Hg). 251–257. Klagenfurt: Drava.

ÇINAR, Dilek; DAVY, Ulrike & WALDRAUCH, Harald
1999 Rechtliche Instrumente der Integration von Einwanderern im europäischen Vergleich. *In* abgrenzen ausgrenzen aufnehmen. Empirische Befunde zu Fremdenfeindlichkeit und Integration. Fassmann, Heinz; Matuschek, Helga & Menasse, Elisabeth (Hg). 43–74. Klagenfurt: Drava.

COE, Cati
2011 What is the Impact of Transnational Migration on Family Life? Women's Comparisons of Internal and International Migration in a Small Town in Ghana. American Ethnologist 38(1):148–163.

COHEN, Robin
2004 [1985] Migration. *In* The Social Science Encyclopedia. Kuper, Adam & Kuper, Jessica (Hg). 647–650. London: Routledge.

COLEMAN, D. A.
1995 International Migration: Demographic and Socioeconomic Consequences in the United Kingdom and Europe. International Migration Review 29(1):155–206.

COLLINS, James

1988 Language and Class in Minority Education. Anthropology & Education Quarterly 19(4):299–326.

COLLINS, James
2012 Migration, Sociolinguistic Scale, and Educational Reproduction. Anthropology & Education Quarterly 43(2):192–213.

COMAN, Mihai & ROTHENBUHLER, Eric W.
2005 The Promise of Media Anthropology. *In* Media Anthropology. Coman, Mihai & Rothenbuhler, Eric W. (Hg). 1–16. Thousand Oaks: Sage Publication.

CONNELL, Raewyn
2005 [1995] The Social Organization of Masculinity. *In* Masculinities. Connell, Raewyn (Hg.). 67–81. California: University of California Press.

CONRADSON, David & LATHAM, Alan
2005 Transnational Urbanism: Attending to Everyday Practices and Mobilities. Journal of Ethnic and Migration Studies 31(2):227–233.

COX, Patricia
2007 Young People, Migration and Metanarratives. Arguments for a Critical Theoretical Approach. *In* Jugend, Partizipation und Migration. Orientierungen im Kontext von Integration und Ausgrenzung. Geisen, Thomas & Riegel, Christine (Hg). 51–65. Wien: Verlag für Sozialwissenschaften.

CRESSEY, Paul Goalby
2008 [1932] The Taxi-dance Hall: A Sociological Study in Commercialized Recreation and City Life. Chicago: University of Chicago Press.

CRUL, Maurice & VERMEULEN, Hans
2003 The Second Generation in Europe. International Migration Review 37(4):965–986.

CURTIN, Philip D.
1997 Africa and Global Patterns of Migration. *In* Global History and Migrations. Gungwu, Wang (Hg). 63–94. Boulder, Colorado: Westview Press.

DAGISTANLI, Selda & GREWAL, Kiran
2012 Perverse Muslim Masculinities in Contemporary Orientalist Discourse: The Vagaries of Muslim Immigration in the West. *In* Global Islamophobia. Muslims and Moral Panic in the West. Morgan, George & Poynting, Scott (Hg). 119–142. Farnham: Ashgate.

DAHINDEN, Janine
2009 Are we all Transnationals now? Network transnationalism and Transnational Subjectivity: the Differing Impacts of Globalization on the Inhabitants of a Small Swiss City. Ethnic and Racial Studies 32(8):1365–1386.

DAHINDEN, Janine
2010 The Dynamics of Migrants' Transnational Formations: Between Mobility and Locality. *In* Diaspora and Transnationalism. Concepts, Theories and Methods. Bauböck, Rainer & Faist, Thomas (Hg). 51–71. Amsterdam: University Press.

DAHME-ZACHOS, Andrea
2003 Eine kurze Geschichte der deutschen Auswanderung nach Brasilien. Tópicos 1:26–27.

DAUSIEN, Bettina

1994 Biographieforschung als „Königinnenweg“? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung. *In* Erfahrungen mit Methode. Wese sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Diezinger, Angelika; Kitzer, Hedwig; Anker, Ingrid; Bingel, Irma; Haas, Erika & Odierna, Simone (Hg). 129–153. Freiburg: Kore.

DAUSIEN, Bettina
1996 Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat Verlag.

DAVIS-SULIKOWSKI, Ulrike; KHITTEL, Stefan & SLAMA, Martina
2009 Migration, Diaspora und postkoloniale Zugehörigkeiten: Identitäten, Grenzen, Verortungen. *In* Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Six-Hohenbalken, Maria & Tošić, Jelena (Hg). 93–109. Wien: Facultas.

DICK, Hilary Parsons
2010 Imagined Lives and Modernist Chronotopes in Mexican Nonmigrant Discourse. American Ethnologist 37(2):275–290.

DONATO, Hernâni
2000 Brasil 5 séculos. São Paulo: Green Forest do Brasil.

DROTBOHM, Heike
2011 On the Durability and the Decomposition of Citizenship: the Social Logics of Forced Return Migration on Cape Verde. Citizenship Studies 15(3–4):381–396.

DUKE, Steven
1963 Foreign Authors, Investors, and the Income Tax. The Yale Law Journal 72(6):1093–1169.

DVOŘÁK, Johann
2011 Politikwissenschaftliche Bemerkungen über den modernen Staat und über Theorien zum modernen Staat. *In* Staat — Globalisierung — Migration. Dvořák, Johann & Mückler, Hermann (Hg). 31–54. Wien: Facultas.

ECO, Umberto
2010 [1977] Wie man eine wissenschaftliche Abschlußarbeit schreibt. Doktor-, Diplom- und Magisterarbeit in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Wien: facultas.

ECRI — EUROPEAN COMMISSION AGAINST RACISM AND INTOLERANCE
2010 ECRI-Bericht über Österreich (vierte Prüfungsrunde). Strasbourg: ECRI Secretariat, Directorate General of Human Rights and Legal Affairs, Council of Europe.

VON ENGELHARDT, Michael
2006 Biographie und Narration: Zur Transkulturalität von Leben und Erzählen. *In* Transkulturalität und Pädagogik. Interdisziplinäre Annäherungen an ein kulturwissenschaftliches Konzept und seine pädagogische Relevanz. Göhlich, Michael; Leonhard, Hans-Walter; Liebau, Eckart & Zirfas, Jörg (Hg). 95–120. Weinheim: Juventa Verlag.

ERIKSEN, Thomas Hylland
2001 [1995] Small Places, Large Issues. An Introduction to Social and Cultural Anthropology. London: Pluto Press.

ESSER, Hartmut

1980 Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischer Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse. Darmstadt: Luchterhand.

ESSER, Hartmut
2001 Integration und ethnische Schichtung. Arbeitspapiere. Mannheim: Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung.

FACCHINI, Giovanni & MAYDA, Anna Maria
2012 Individual Attitudes Towards Skilled Migration: An Empirical Analysis Across Countries. The World Economy:183–196.

FAIST, Thomas
2004 Towards a Political Sociology of Transnationalization. The State of Art in Migration Research. Archives of European Sociology XLV(3):331–366.

FASSMANN, Heinz
2002 Zuwanderung und Segregation. *In* Zuwanderung und Segregation. Europäische Metropolen im Vergleich. Fassmann, Heinz; Kohlbacher, Josef & Reeger, Ursula (Hg). 13–24. Publikationsreihe des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur zum Forschungsschwerpunkt Fremdenfeindlichkeit, Band 7. Klagenfurt: Drava.

FASSMANN, Heinz; MÜNZ, Rainer & SEIFERT, Wolfgang
1999 Ausländische Arbeitskräfte in Deutschland und Österreich. *In* abgrenzen ausgrenzen aufnehmen. Empirische Befunde zu Fremdenfeindlichkeit und Integration. Fassmann, Heinz; Matuschek, Helga & Menasse, Elisabeth (Hg). 95–114. Klagenfurt: Drava.

FASSMANN, Heinz & MÜNZ, Rainer
2007 A New Stage of East-West Migration — European and Austrian Experiences. *In* Aspects of Migration — South East Europe. Fassmann, Heinz & Münz, Rainer (Hg). Der Donauraum — Zeitschrift des IDM (Institutes für den Donauraum und Mitteleuropa), 47. Jahrgang (Heft 1–2):9–22.

FASSMANN, Heinz & REEGER, Ursula
2007 Lebensformen und soziale Situationen von Zuwanderinnen. *In* 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Fassmann, Heinz (Hg). 183–200. Klagenfurt: Drava.

FASSMANN, Heinz; REEGER, Ursula & SARI, Sonja
2007 Migrantinnen Bericht 2007. Wien: Remaprint.

FASSMANN, Heinz; STACHER, Irene & STRASSER, Elisabeth
2003 Einleitung: Zweck des Berichts, zentrale Begriffe und inhaltliche Gliederung. *In* Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Demographische Entwicklungen — sozioökonomische Strukturen — rechtliche Rahmenbedingungen. Fassmann, Heinz & Stacher, Irene (Hg). 6–16. Klagenfurt: Drava.

FASSMANN, Heinz & STACHER, Irene
2003 Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Demographische Entwicklungen — sozioökonomische Strukturen — rechtliche Rahmenbedingungen. Klagenfurt: Drava.

FAVELL, Adrian

2003 Eurostars and Eurocities: Towards a Sociology of Free Moving Professionals in Western Europe. Working Paper 71. The Center for Comparative Immigration Studies. University of California: San Diego.

FAVELL, Adrian
2006 London as Eurocity: French Free Movers in the Economic Capital of Europe. *In* The Human Face of Global Mobility. International Highly Skilled Migration in Europe, North America and the Asia-Pacific. Smith, Michael & Favell, Adrian (Hg). 247–274. New Brunswick: Transaction Publishers.

FAVELL, Adrian
2008 Eurostars and Eurocities. Free Movement and Mobility in an Integrating Europe. Malden, Massachusetts: Blackwell Publishing.

FAVELL, Adrian; FELDBLUM, Miriam & SMITH, Michael Peter
2006 The Human Face of Global Mobility: A Research Agenda. *In* The Human Face of Global Mobility. International Highly Skilled Migration in Europe, North America and the Asia-Pacific. Smith, Michael & Favell, Adrian (Hg). 1–25. New Brunswick: Transaction Publishers.

FETTERMAN, David M.
1998 Ethnography. Step by Step. Applied Social Research Methods Series Volume 17. Thousand Oaks: Sage Publications.

FINDLAY, Allan
1990 A Migration Channels Approach to the Study of High Level Manpower Movements: A Theoretical Perspective. International Migration 28(1):15–23.

FINDLAY, Allan
1995 Skilled transients: the invisible phenomenon? *In* The Cambridge Survey of World Migration. Cohen, Robin (Hg). 515–522. Cambridge: Cambridge University Press.

FINDLAY, Allan & GARRICK, Lesley
1990 Scottish Emigration in the 1980s: A Migration Channels Approach to the Study of Skilled International Migration. Transactions of the Institute of British Geographers 15(2):177–192.

FINDLAY, Allan; LI, F. L. N.; JOWETT, A. J. & SKELDON, R.
1996 Skilled International Migration and the Global City: A Study of Expatriates in Hong Kong. Transactions of the Institute of British Geographers 21(1):49–61.

FLECK, Elfie
2007 „A kući sprecham Deutsch." Sprachstandserhebung in multikulturellen Volksschulklassen: bilingualer Spracherwerb in der Migration. *In* 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Fassmann, Heinz (Hg). 261–262. Klagenfurt: Drava.

FLICK, Uwe
1991 Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. *In* Handbuch qualitative Sozialforschung. Flick, Uwe; Kardoff, Ernst von; Keupp, Heiner; Rosenstiel, Lutz von & Wolff, Stephan (Hg). 147–173. München: Psychologie Verlags Union.

FOLEY, Douglas E.
1994 [1990] Learning Capitalist Culture. Deep in the Heart of Tejas. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.

FONER, Nancy
1997 What's New About Transnationalism? New York Immigrants Today and at the Turn of the Century. Diaspora: a Journal of Transnational Studies 6(3):355–375.

FREEMAN, Gary P. & HILL, David K.
2006 Disaggregating Immigration Policy: The Politics of Skilled Labor Recruitment in the U.S. *In* The Human Face of Global Mobility. International Highly Skilled Migration in Europe, North America and the Asia-Pacific. Smith, Michael & Favell, Adrian (Hg). 103–129. New Brunswick: Transaction Publishers.

FROBENIUS, Leo
1925 Vom Schreibtisch zum Äquator. Planmäßige Durchwanderung Afrikas. Erlebte Erdteile, Band III. Frankfurt am Main: Frankfurter Societäts-Druckerei G.M.B.H., Abteilung Buchverlag.

GÄCHTER, August
2007 Bildungsverwertung auf dem Arbeitsmarkt. *In* 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Fassmann, Heinz (Hg). 246–249. Klagenfurt: Drava.

GÄCHTER, Sven
2010 Reizverschluss. „profil", 11. Jänner: Seite 11.

GÄRTNER, Reinhold
2003 Österreich. *In* Handbuch der Ausländer- und Zuwanderungspolitik — Von Afghanistan bis Zypern. Gieler, Wolfgang (Hg). 447–455. Münster: Lit-Verlag.

GEDALOF, Irene
2003 Taking (a) Place: Female Embodiment and the Re-grounding of Community. *In* Uprootings/Regroundings. Questions of Home and Migration. Ahmed, Sara; Castañeda, Claudia; Fortier, Anne-Marie & Sheller, Mimi (Hg). 91–112. Oxford: Berg.

GEISEN, Thomas
2007 Gesellschaft als unsicherer Ort. Jugendliche MigrantInnen und Adoleszenz. *In* Jugend, Partizipation und Migration. Orientierungen im Kontext von Integration und Ausgrenzung. Geisen, Thomas & Riegel, Christine (Hg). 29–50. Wien: Verlag für Sozialwissenschaften.

GEISEN, Thomas & RIEGEL, Christine
2007 Jugendliche MigrantInnen im Spannungsfeld von Partizipation und Ausgrenzung. *In* Jugend, Partizipation und Migration. Orientierungen im Kontext von Integration und Ausgrenzung. Geisen, Thomas & Riegel, Christine (Hg). 7–26. Wien: Verlag für Sozialwissenschaften.

GELLNER, Ernest
1983 Nations and Nationalism. Oxford: Blackwell Publishers.

GERSTL, Joel & PERRUCCI, Robert
1965 Educational Channels and Elite Mobility: A Comparative Analysis. Sociology of Education 38(3):224–232.

GINGRICH, Andre
1999 Erkundungen. Themen der ethnologischen Feldforschung. Wien: Böhlau.

GINGRICH, Andre

2004 Conceptualising Identities. Anthropological Alternatives to Essentialising Difference and Moralizing about Othering. *In* Grammars of Identity/Alterity. Baumann, Gerd & Gingrich, Andre (Hg). 3–17. New York: Berghahn Books.

GINGRICH, Andre
2005 Kulturelle Identitäten zu Beginn des 21. Jahrhunderts: Sozialanthropologische Begriffsbestimmungen und ihre Implikationen für Europa. *In* Kulturelle Dynamik der Globalisierung. Ost- und Westeuropäische Transformationsprozesse aus sozialanthropologischer Perspektive. Johanna Riegler (Hg). 23–49. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften.

GINSBURG, Faye
2005 An Introduction. *In* Media Anthropology. Coman, Mihai & Rothenbuhler, Eric W. (Hg). 17–25. Thousand Oaks: Sage Publication.

GINSBURG, Faye D.; ABU-LUGHOD, Lila & LARKIN, Brian
2002 Introduction. *In* Media Worlds — Anthropology on new Terrain. Ginsburg, Faye D.; Abu-Lughod, Lila & Larkin, Brian (Hg). 1–36. Berkeley: University of California Press.

GIRTLER, Roland
1984 Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit. Wien: Böhlau.

GLASER, Barney G. & STRAUSS, Anselm L.
1998 [1967] Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Verlag Hans Huber.

GLEASON, Philip
1983 Identifying Identity: A Semantic History. The Journal of American History 69(4):910–931.

GLICK SCHILLER, Nina
1997 The Situation of Transnational Studies. Identities: Global Studies in Culture and Power 4(2):155–166.

GLICK SCHILLER, Nina
1999 Transmigrants and Nation-States: Something Old and Something New in the US Immigrant Experience. *In* The Handbook of International Migration: the American Experience. Hirschman, Charles; Kasinitz, Philip & de Wind, Josh (Hg). 94–119. New York: Russell Sage Foundation.

GLICK SCHILLER, Nina; BASCH, Linda & SZANTON BLANC, Cristina
1994 Nations Unbound: Transnational Projects, Post-Colonial Predicaments, and Deterritorialized Nation-States. Langhorne, PA: Gordon & Breach.

GLICK SCHILLER, Nina; BASCH, Linda & SZANTON BLANC, Cristina
1995 From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration. Anthropology Quarterly 68(1):48–63.

GLICK SCHILLER, Nina & CAGLAR, Ayse
2007 Beyond Methodological Ethnicity. *In* New Approaches to Transnationalism. Pries, Ludger (Hg). 40–61. London: Routledge.

GLUCKMAN, Max
1971 [1963] Order and Rebellion in Tribal Africa: Collected Essays with an Autobiographical Introduction. London: Cohen & West.

GOFFMAN, Erving

1975 Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identitäten. Frankfurt: Suhrkamp.

GRUBEL, Herbert B. & SCOTT, Anthony D.
1966a The Immigration of Scientists and Engineers to the United States, 1949–61. Journal of Political Economy 74(4):368–378.

GRUBEL, Herbert B. & SCOTT, Anthony D.
1966b The International Flow of Human Capital. The American Economic Review 56(1/2):268–274.

GUARNIZO, Luis Eduardo & PORTES, Alejandro
2003 From Assimilation to Transnationalism: Determinants of Transnational Political Action among Contemporary Immigrants. American Journal of Sociology 108(6):1211–1248.

GUARNIZO, Luis Eduardo & SMITH, Michael, Peter
1998 The Locations of Transnationalism. *In* Transnationalism from Below. Smith, Michael Peter & Guarnizo, Luis Eduard (Hg). 3–34. New Brunswick: Transaction Publishers.

GUNEW, Sneja
2003 The Home of Language: A Pedagogy of the Stammer. *In* Uprootings/Regroundings. Questions of Home and Migration. Ahmed, Sara; Castañeda, Claudia; Fortier, Anne-Marie & Sheller, Mimi (Hg). 41–58. Oxford: Berg.

HALL, Stuart
1996 Introduction. Who Needs ‚Identity'? *In* Questions of Cultural Identity. Hall, Stuart & du Gay, Paul (Hg). 1–17. London: Sage Publications.

HAMMAR, Tomas & TAMAS, Kristof
1997 Why Do People Go or Stay? *In* International Migration, Immobility and Development. Multidisciplinary Perspectives. Hammar, Tomas; Brochmann, Grete; Tamas, Kristof & Faist, Thomas (Hg). 1–19. Oxford: Berg.

HANNERZ, Ulf
1980 Exploring the City. Inquiries Toward an Urban Anthropology. New York: Columbia University Press.

HAQUE, Nadeem & KIM, Se-Jik
1995 „Human Capital Flight": Impact of Migration on Income and Growth. IMF Staff Papers 42(3):577–607.

HARRISON, Gai
2012 „Oh, You've got such a strong accent": Language Identity Intersecting with Professional Identity in the Human Services in Australia. International Migration:1–13.

HART, Jason
2008 Dislocated Masculinity: Adolescence and the Palestinian Nation-in-exile. Journal of Refugee Studies 21(1):64–81.

HEINRICH, Georg
1999 Das Ende der Multikulturalität? Multikulturalität, Multiidentitäten und gesellschaftliche Evolution. *In* Entweder-Und-Oder. Vom Umgang mit Mehrfachidentitäten und kultureller Vielfalt. Müllner, Eva (Hg). 56–61. Klagenfurt: Drava.

HEISLER, Martin O.

1986 Transnational Migration as a Small Window on the Diminished Autonomy of the Modern Democratic State. Annals of the American Academy of Political and Social Science 485:153–166.

HEITZMANN, Karin & FÖRSTER, Michael
2007 Armutsgefährdung, manifeste Armut und Einkommenschancen von MigrantInnen in Österreich. *In* 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Fassmann, Heinz (Hg). 291–302. Klagenfurt: Drava.

HELLER, Monica
2003 [1994] Crosswords: Language, Education, and Ethnicity in French Ontario. Berlin: Walter de Gruyter GmbH & Co. KG.

HERMANNS, Henry
1991 Narratives Interview. *In* Handbuch qualitative Sozialforschung. Flick, Uwe; Kardoff, Ernst von; Keupp, Heiner; Rosenstiel, Lutz von & Wolff, Stephan (Hg). 182–185. München: Psychologie Verlags Union.

HERZOG-PUNZENBERGER, Barbara
2005a Schule und Arbeitsmarkt ethnisch segmentiert? Einige Bemerkungen zur „Zweiten Generation" im österreichischen Bildungssystem. *In* Heraus Forderung Migration. Binder, Susanne; Rasuly-Paleczek, Gabriele & Six-Hohenbalken, Maria (Hg). 191–211. Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung.

HERZOG-PUNZENBERGER, Barbara
2005b Zur Situation der 2. Generation in Österreich. Ein- und Ausschlussmechanismen auf vier Ebenen: Recht, nationale Identität, Bildung und Arbeitsmarkt. *In* Schriftenreihe des Bundesministeriums für Justiz Nr. 120. 61–80. Wien: Neuer Wissenschaftlicher Verlag.

HERZOG-PUNZENBERGER, Barbara
2007a Ein Puzzle mit vielen Leerstellen. Die zweite Generation in Österreich. *In* Keine Chance für Lisa Simpson? Soziale Ungleichheit im Bildungssystem. Buchreihe der ÖH Uni Wien, Band 2. Erler, Ingolf (Hg). 232–247. Wien: Mandelbaum Verlag.

HERZOG-PUNZENBERGER, Barbara
2007b Gibt es einen Staatsbürgerschaftsbonus? Unterschiede in der Bildung und auf dem Arbeitsmarkt anhand der österreichischen Volkszählungsdaten 2001 — Ergebnisse für die zweite Generation der Anwerbegruppen. *In* 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Fassmann, Heinz (Hg). 242–345. Klagenfurt: Drava.

HERZOG-PUNZENBERGER, Barbara
2008 Nachkommen von EinwanderInnen in Österreich und Kanada — Bildungserfolge, Bildungssysteme und gesellschaftliche Rahmenbedingungen. *In* Kulturen — Sprachen — Welten. Eichelberger, Harald & Furch, Elisabeth (Hg). 236–249. Innsbruck: Studienverlag.

HEYMAN, Josiah McC.
2006 Migrations. *In* Encyclopedia of Anthropology. Birx, H. James (Hg). Vol.4, L–P.1598–1600. Thousand Oaky: Sage Publications.

HIERONYMUS, Andreas

2007 Discovering Whiteness. Young Adults and their Understanding of Racism. *In* Jugend, Partizipation und Migration. Orientierungen im Kontext von Integration und Ausgrenzung. Geisen, Thomas & Riegel, Christine (Hg). 129–147. Wien: Verlag für Sozialwissenschaften.

HILLMANN, Felicitas
1996 Jenseits der Kontinente. Migrationsstrategien von Frauen nach Europa. Pfaffenweiler: Centaurus.

HINTERMANN, Christiane; MARKOM, Christa & WEINHÄUPL, Heidi
2012 Zwischenbericht des Projektes „Migration(en) im Schulbuch". Wien: Ludwig Boltzmann-Institut für Europäische Geschichte und Öffentlichkeit.

HOCHGERNER, Josef
2011 Migration ist Mobilität in der Weltgesellschaft. *In* Staat — Globalisierung — Migration. Dvořák, Johann & Mückler, Hermann (Hg). 161–174. Wien: Facultas.

HOFFMANN-NOWOTNY, Hans-Joachim
1970 Migration. Ein Beitrag zu einer soziologischen Erklärung. Stuttgart: Enke.

HOPF, Christel
1991 Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. *In* Handbuch qualitative Sozialforschung. Flick, Uwe; Kardoff, Ernst von; Keupp, Heiner; Rosenstiel, Lutz von & Wolff, Stephan (Hg). 177–182. München: Psychologie Verlags Union.

HUMMRICH, Merle
2007 Die Fremdheit bildungserfolgreicher Migrantinnen. *In* Jugend, Partizipation und Migration. Orientierungen im Kontext von Integration und Ausgrenzung. Geisen, Thomas & Riegel, Christine (Hg). 195–213. Wien: Verlag für Sozialwissenschaften.

IOM — INTERNATIONAL ORGANIZATION FOR MIGRATION
2005 Integrationspraktiken in Österreich. Eine Landkarte über Integrationspraktiken und -philosophien von Bund, Ländern und Sozialpartnern. Bundesministerium für Inneres der Republik Österreich.

JAEGGI, Eva; FAAS, Angelika & MRUCK, Katja
1998 Denkverbote gibt es nicht! Vorschlag zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten. Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin, Nr. 98-2. Berlin: Universität Berlin.

JASSO, Guillermina & ROSENZWEIG, Mark R.
1995 Do Immigrants Screened for Skills do Better Than Family Reunification Immigrants? International Migration Review 29(1):85–111.

JOCHIM, Michael; HERHAHN, Cynthia & STARR, Harry
1999 The Magdalenian Colonization of Southern Germany. American Anthropologist 101(1): 129–142.

JOHN, Michael & LICHTBLAU, Albert
1990 Schmelztiegel Wien — einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten. Wien: Böhlau.

JOHNSTON-ARTHUR, Araba Evelyn & VALCHARS, Gerd
2011 Schlaglichter zu Migration, Migrationspolitik und Migrationsforschung aus politikwissenschaftlicher Sicht. *In* Staat — Globalisierung — Migration. Dvořák, Johann & Mückler, Hermann (Hg). 175–196. Wien: Facultas.

KAMPHOEFNER, Walter D.
2000 Südamerika als Alternative? Bestimmungsfaktoren der deutschen Überseewanderung im 19. Jahrhundert. *In* Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 2000/I. 199–215. München: Ouldenburg Verlag.

KAMPMANN, Bärbel
1994 Schwarze Deutsche. Lebensrealität und Probleme einer wenig beachteten Minderheit. *In* Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Mecheril, Paul & Teo, Thomas, (Hg). 125–143. Berlin: Dietz Verlag.

KAPLAN, Caren
2003 Transporting the Subject: Technologies of Mobility and Location in an Era of Globalization. *In* Uprootings/Regroundings. Questions of Home and Migration. Ahmed, Sara; Castañeda, Claudia; Fortier, Anne-Marie & Sheller, Mimi (Hg). 207–223. Oxford: Berg.

KAPPELER, Andreas
2005 Von ethno-nationalen Laboratorien zu selbstständigen Staaten. Die Konstruktion von Nationen in der Sowjetunion und ihr Erbe. *In* Kulturelle Dynamik der Globalisierung. Ost- und Westeuropäische Transformationsprozesse aus sozialanthropologischer Perspektive. Johanna Riegler (Hg). 235–256. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften.

KASTORYANO, Riva
2002 Negotiating Identities. States and Immigrants in France and Germany. Princeton: Princeton University Press.

KEARNEY, Michael
1986 From the Invisible Hand to Visible Feet: Anthropological Studies of Migration and Development. Annual Review of Anthropology 15:331–361.

KEARNEY, Michael
1997 Migration. *In* The Dictionary of Anthropology. Barfield, Thomas (Hg). 322–324. Oxford: Blackwell Publishers.

KEELY, Charles B.
2000 Demography and International Migration. *In* Migration Theory. Talking Across Disciplines. Brettell, Caroline B. & Hollifield James F. (Hg). 43–60. Routledge: London.

KHAN-SVIK, Gabriele
2007 „Anderssprachige" SchülerInnen: aktuelle Studien 2000–2005. *In* 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Fassmann, Heinz (Hg). 257–261. Klagenfurt: Drava.

KHOO, Siew-Ean; HUGO, Graeme & MCDONALD, Peter
2008 Which Skilled Temporary Migrants Become Permanent Residents and Why? International Migration Review 42(1):193–226.

KHOO, Siew-Ean; HUGO, Graeme & MCDONALD, Peter
2011 Skilled Migration from Europe to Australia. Population, Space and Place 17 (5):550–566.

KING, Russell & RAGHURAM, Parvati
2012 International Student Migration: Mapping the Field and New Research Agendas. Population, Space and Place 19(2):127–137.

KIVISTO, Peter

2001 Theorizing transnational immigration: a critical review of current efforts. Ethnic and Racial Studies 24(4):549–577.

KLOOSTERMAN, Robert & RATH, Jan
2001 Immigrant Entrepreneurs in Advanced Economies. Mixed Embeddedness Further Explored. Journal of Ethnic and Migration Studies 27(2):189–202.

KOFMAN, Eleonore
2000 The Invisibility of Skilled Female Migrants and Gender Relations in Studies of Skilled Migration in Europe. International Journal of Population Geography 6:45–59.

KOHLBACHER, Josef
2005 Integration durch berufliche Mobilität? — Beschäftigungsperspektiven und berufliche Aufstiegschancen unterschiedlicher Migrantengruppen auf dem Wiener Arbeitsmarkt. *In* Heraus Forderung Migration. Binder, Susanne; Rasuly-Paleczek, Gabriele & Six-Hohenbalken, Maria (Hg). 105–131. Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung.

KOHLBACHER, Josef & REEGER, Ursula
1999 Wohnnachbarschaft und Ausländerfeindlichkeit. *In* abgrenzen ausgrenzen aufnehmen. Empirische Befunde zu Fremdenfeindlichkeit und Integration. Fassmann, Heinz; Matuschek, Helga & Menasse, Elisabeth (Hg). 115–128. Klagenfurt: Drava.

KOHLBACHER, Josef & REEGER, Ursula
2007 Wohnverhältnisse und Segregation. *In* 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Fassmann, Heinz (Hg). 305–327. Klagenfurt: Drava.

KOSER, Khalid & SALT, John
1997 The Geography of Highly Skilled International Migration. International Journal of Population Geography 3:285–303.

KOSNICK, Kira
2004 ‚Speaking in One's Own Voice': Representational Strategies of Alevi Turkish Migrants on Open-Access Television in Berlin. Journal of Ethnic and Migration Studies 30(5):979–994.

KOSNICK, Kira
2007 Migrant Media. Turkish Broadcasting and Multicultural Politics in Berlin. Bloomington: Indiana University Press.

KREID, Johanna
2010 Migration als „Erfolgsgeschichte". Karrieren und Strategien der Zweiten Generation. Saarbrücken: Akademikerverlag.

KRIST, Stefan & WOLFSBERGER, Margit
2009 Identität, Heimat, Zugehörigkeit, Remigration. *In* Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Six-Hohenbalken, Maria & Tošić, Jelena (Hg). 164–184. Wien: Facultas.

KRITZ, Mary M.
2013 International Student Mobility and Tertiary Education Capacity in Africa. International Migration:1–21.

KRÖLL, Friedhelm

1999 Islamischer Schulunterricht in Wien. *In* abgrenzen ausgrenzen aufnehmen. Empirische Befunde zu Fremdenfeindlichkeit und Integration. Fassmann, Heinz; Matuschek, Helga & Menasse, Elisabeth (Hg). 221–234. Klagenfurt: Drava.

KRONSTEINER, Ruth
2009 Migrationsprozess — Trauma — Gesundheit. Theoretische Grundlagen der psychosozialen Unterstützung von MigrantInnen. *In* Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Six-Hohenbalken, Maria & Tošić, Jelena (Hg). 322–342. Wien: Facultas.

KRONSTEINER, Ruth
2010 „Der Adler fliegt in Österreich wie in Tschetschenien" oder Integration durch Psychotherapie? *In* Integration in Österreich. Sozialwissenschaftliche Befunde. Langthaler, Herbert (Hg). 49–64. Innsbruck: Studienverlag.

LACKNER, Herbert
2010 Die neue Schamlosigkeit. „profil", 18. Jänner: Seite 16–21.

LADOUSA, Chaise
2005 Disparate Markets: Language, Nation, and Education in North India. American Ethnologist 32(3):460–478.

LANDOLT, Patricia
2001 Salvadoran Economic Transnationalism: Embedded Strategies for Household Maintenance, Immigrant Incorporation, and Entrepreneurial Expansion. Global Networks 1(3):217–241.

LA PASTINA, Antonio
2005 Audience Ethnographies — A Media Engagement Approach. *In* Media Anthropology. Coman, Mihai & Rothenbuhler, Eric (Hg). 139–148. Thousand Oaks: Sage Publications.

LARCHER, Dietmar
1999 Was trägt Bildung zur Stereotypenbildung bei? *In* Entweder-Und-Oder. Vom Umgang mit Mehrfachidentitäten und kultureller Vielfalt. Müllner, Eva (Hg). 134–140. Klagenfurt: Drava.

LAVENEX, Sandra
2006 The Competition State and Multilateral Liberalization of Highly Skilled Migration. *In* The Human Face of Global Mobility. International Highly Skilled Migration in Europe, North America and the Asia-Pacific. Smith, Michael & Favell, Adrian (Hg). 29–52. New Brunswick: Transaction Publishers.

LEBHART, Gustav & MARIK-LEBECK, Stephan
2007a Bevölkerung mit Migrationshintergrund. *In* 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Fassmann, Heinz (Hg). 165–182. Klagenfurt: Drava.

LEBHART, Gustav & MARIK-LEBECK, Stephan
2007b Zuwanderung nach Österreich: aktuelle Trends. *In* 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Fassmann, Heinz (Hg). 145–163. Klagenfurt: Drava.

LEBHART, Gustav & MÜNZ, Rainer

1999 Die Österreicher und ihre „Fremden". Meinungen und Einstellungen zu Migration, ausländischer Bevölkerung und Ausländerpolitik. *In* abgrenzen ausgrenzen aufnehmen. Empirische Befunde zu Fremdenfeindlichkeit und Integration. Fassmann, Heinz; Matuschek, Helga & Menasse, Elisabeth (Hg). 15–32. Klagenfurt: Drava.

LEE, Everett S.
1966 A Theory of Migration. Demography 3(1):47–57.

LEVITT, Peggy
2000 Transnational Migration and Development — A Case of Two for the Price of One. Paper präsentiert bei der Confernece on Migration and Develpoment, Pinceton University, 4. bis 6. Mai 2000.

LEVITT, Peggy
2009 Roots and Routes: Understanding the Lives of the Second Generation Transnationally. Journal of Ethnic and Migration Studies 35(7):1225–1242.

LEVITT, Peggy & DE LA DEHESA, Rafael
2003 Transnational Migration and the Redefinition of the State: Variations and Explanations. Ethnic and Racial Studies 26(4):587–611.

LEVITT, Peggy & GLICK SCHILLER, Nina
2004 Conceptualizing Simultaneity. A Transnational Social Field Perspective on Society. International Migration Review 38(3):1002–1039.

LEVITT, Peggy & JAWORSKY, Bernadette Nadya
2007 Transnational Migration Studies: Past Developments and Future Trends. Annual Review of Sociology 33:129–156.

LI, F. L. N; FINDLAY, A. M.; JOWETT, A. J. & SKELDON, R.
1996 Migrating to learn and learning to migrate: a study of the experiences and intentions of international student migrants. International Journal of Population Geography 2(1):51–67.

LIE, John
1995 From International Migration to Transnational Diaspora. Contemporary Sociology 24(4):303–306.

LINSINGER, Eva & ZÖCHLING, Christa
2013 Keine Chance. „profil", 10. Juni: Seite 28–33.

LOIZOS, Peter
1981 The Heart Grown Bitter: A Chronicle of Cypriot War Refugees. Cambridge: Cambridge University Press.

LOWELL, B. Lindsay
2001 Skilled Temporary and Permanent Immigrants in the United States. Population Research and Policy Review 20(1-2):33–58.

LOWELL, B. Lindsay
2004 Policies and Regulations for Managing Skilled International Migration for Work. New York: United Nations, Population Division, Department of Economic and Social Affairs, United Nations Secretariat.

LOWELL, B. Lindsay & FINDLAY, Allan
2001 Migration on Highly Skilled Persons from Developing Countries: Impact and Policy Responses. International Migration Papers 44. Genf: International Labour Office.

LOWELL, B. Lindsay; FINDLAY, Allan & STEWART, Emma
2004 Brain Strain: Optimising Highly Skilled Emigration from Developing Countries. Aslyum and Migration Working Paper 3. London: Institute for Public Policy Research.

MAHLER, Sarah
1998 Theoretical and Empirical Contributions Toward a Research Agenda for Transnationalism. *In* Transnationalism from Below. Smith, Michael Peter & Guarnizo, Luis Eduardo (Hg). 64–102. New Brunswick: Transaction Publishers.

MALIN, Patrick Murphy
1947 The Refugee: A Problem for International Organization. International Organization 1(3):443–459.

MALKKI, Liisa
1995 Refugees and Exile: From Refugee Studies to the National Order of Things. Annual Review of Anthropology 24:495–523.

MALKKI, Liisa
1997 National Geographic. The Rooting of Peoples and the Territorialization of National Identity among Scholars and Refugees. *In* Culture, Power, Place. Explorations in Critical Anthropology. Gupta, Akhil & Ferguson, James, (Hg). 52–74. Durham: Duke University Press.

MANOLAKOS, Theodora & SOHLER, Karin
2005 Gleiche Chancen im Betrieb? Diskriminierung von MigrantInnen am Wiener Arbeitsmarkt. Wien: Europäisches Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung.

MAPRIL, José Manuel Fraga
2011 The Patron and the Madman: Migration, Success and the (In)visibility of Failure among Bangladeshis in Portugal. Social Anthropology 19(3):288–296.

MARKOM, Christa,
2009 Geschichte der Migrationsforschung: Interdisziplinäre Verflechtungen. *In* Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Six-Hohenbalken, Maria & Tošić, Jelena, (Hg). 29–49. Wien: Facultas.

MARTINI, Claudia
2001 Italienische Migranten in Deutschland. Transnationale Diskurse. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

MCEWAN, Cheryl; POLLARD, Jane & HENRY, Nick
2005 The „Global" in the City Economy: Multicultural Economic Development in Birmingham. International Journal of Urban and Regional Research 29(4):916–933.

MCLAUGHLAN, Gail & SALT, John
2002 Migration Policies Towards Highly Skilled Foreign Workers. Report to the United Kingdom Home Office. London: University College London, Geography Department, Migration Research Unit.

MECHERIL, Paul
1994 Die Lebenssituation Anderer Deutscher. Eine Annäherung in dreizehn thematischen Schritten. *In* Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Mecheril, Paul & Teo, Thomas, (Hg). 57–93. Berlin: Dietz Verlag.

MECHERIL, Paul & TEO, Thomas

1994 Zur Einführung: Andere Deutsche. *In* Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Mecheril, Paul & Teo, Thomas, (Hg). 9–23. Berlin: Dietz Verlag.

MECHTENBERG, Lydia & STRAUSZ, Roland
2012 Migration of the Talented: Can Europe Catch Up With the U.S.? Journal of Public Economic Theory 14(6):945–969.

MELTER, Claus
2007 Sekundärer Rassismus in der Sozialen Arbeit. *In* Jugend, Partizipation und Migration. Orientierungen im Kontext von Integration und Ausgrenzung. Geisen, Thomas & Riegel, Christine (Hg). 107–128. Wien: Verlag für Sozialwissenschaften.

MERTON, Robert King
1968 Social Theory and Social Structure. New York: Macmillan.

MICHNER, Jörg & HÖLLRIGL, Wolfgang
2012 Eifersucht: Mann ersticht vor Kindergarten Ehefrau. „heute“ vom 7. Dezember.

MIYAGIWA, Kaz
1991 Scale Economies in Education and the Brain Drain Problem. International Economic Review 32(3):743–759.

MONEY, Jeanette & FALSTROM, Dana Zartner
2006 Interests and Institutions in Skilled Migration: Comparing Flows in the IT and Nursing Sectors in the U.S. *In* The Human Face of Global Mobility. International Highly Skilled Migration in Europe, North America and the Asia-Pacific. Smith, Michael & Favell, Adrian (Hg). 131–156. New Brunswick: Transaction Publishers.

MORAWSKA, Ewa & SPOHN, Willfried
1997 Moving Europeans in the Globalizing World: Contemporary Migrations in a Historical-Comparative Perspective (1955–1994 v. 1870–1914). *In* Global History and Migrations. Gungwu, Wang (Hg). 23–61. Boulder, Colorado: Westview Press.

MORETON-ROBINSON, Aileen
2003 I Still Call Australia Home: Indigenous Belonging and Place in a White Postcolonizing Society. *In* Uprootings/Regroundings. Questions of Home and Migration. Ahmed, Sara; Castañeda, Claudia; Fortier, Anne-Marie & Sheller, Mimi (Hg). 23–40. Oxford: Berg.

MORGAN, George & POYNTING, Scott
2012 Introduction: The Transnational Folk Devil *In* Global Islamophobia. Muslims and Moral Panic in the West. Morgan, George & Poynting, Scott (Hg). 1–14. Farnham: Ashgate.

MOROKVASIC, Mirjana
2003 Transnational Mobility and Gender: a View from Post-Wall Europe. *In* Crossing Borders and Shifting Boundaries. Schriftenreihe der Internationalen Frauenuniversität „Technik und Kultur”, Band 10. Morokvasic, Mirjana; Erel, Umut & Shinozaki, Kyoko (Hg). 101–136. Opladen: Leske + Budrich.

MOSNEAGA, Ana & WINTHER, Lars
2013 Emerging Talents? International Students Before and After Their Career Start in Denmark. Population, Space and Place 19:181–195.

MOUNTFORD, Andrew

1997 Can a Brain Drain Be Good for Growth in the Source Economy? Journal of Development Economics 53(2): 287–303.

MÜCKLER, Hermann
2001 [1998] Migrationsforschung und Ethnohistorie. *In* Ethnohistorie — Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. Wernhart, Karl R. & Zips, Werner (Hg). 113–134. Wien: Promedia.

MÜCKLER, Hermann
2011 Migrationsforschung in der Kultur- und Sozialanthropologie. *In* Staat — Globalisierung — Migration. Dvořák, Johann & Mückler, Hermann (Hg). 197–222. Wien: Facultas.

MULINARI, Diana & NEERGARD, Anders
2012 The Sweden Democrats, Racisms and the Construction of the Muslim Threat. *In* Global Islamophobia. Muslims and Moral Panic in the West. Morgan, George & Poynting, Scott (Hg). 67–82. Farnham: Ashgate.

NOBLE, Greg
2012 Where's the Moral in Moral Panic? Islam, Evil and Moral Turbulence. *In* Global Islamophobia. Muslims and Moral Panic in the West. Morgan, George & Poynting, Scott (Hg). 215–231. Farnham: Ashgate.

NOWAK, Joanne
2009 Gendered Perceptions of Migration among Skilled Female Ghanaian Nurses. Gender and Development 17(2):269–280.

NUSCHELER, Franz
1995 Internationale Migration. Flucht und Asyl. Opladen: Leske + Budrich.

NYERS, Peter
2006 Rethinking Refugees. Beyond State of Emergency. London: Routledge.

OSTERGAARD-NIELSEN, Eva
2001 Transnational Political Practices and the Receiving State: Turks and Kurds in Germany and the Netherlands. Global Networks 1(3):261–281.

OSTERGAARD-NIELSEN, Eva
2003 Transnational Politics. London: Routledge.

OSWALD, Ingrid
2007 Migrationssoziologie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.

PANOFF, Michel & PERRIN, Michel
1975 Assimilation (Assimilierung). *In* Taschenwörterbuch der Ethnologie. Stagl, Justin (Hg). 37–38. München: List Verlag.

PAPADEMETRIOU, Demetrios & SUMPTION, Madeleine
2011 Rethinking Points Systems and Employer-Selected Immigration. Washington, DC: Migration Policy Institute.

PARK, Robert Ezra
1964 [1928] Race and Culture. Glencoe: Free Press.

PARK, Robert Ezra; BURGESS, Ernest & MCKENZIE, Roderick
1970 [1925] The City. Chicago: University of Chicago Press.

PARNREITER, Christof
2005 Restriktive Migrationspolitik und ihr Scheitern an der Wirklichkeit. *In* Heraus Forderung Migration. Binder, Susanne; Rasuly-Paleczek, Gabriele & Six-Hohenbalken, Maria (Hg). 35–49. Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung.

PATIL, Crystal L.; MCGOWN, Molly; NAHAYO, Perpetue Djona & HADLEY, Craig
2010 Forced Migration: Complexities in Food and Health for Refugees Resettled in the United States. Napa Bulletin 34(1):141–160.

PÉCOUD, Antoine
2004 Entrepreneurship and Identity: Cosmopolitanism and Cultural Competencies Among German-Turkish Businesspeople in Berlin. Journal of Ethnic and Migration Studies 30(1):3–20.

PERCHINIG, Bernhard
2003a Einwanderung und Einwanderungspolitik in Österreich. *In* Interkulturelles Zusammenleben und Integration als kommunalpolitische Herausforderung. Zwicklhuber, Maria (Hg). 16–21. Wien: Handbuch für interkulturelle Gemeindearbeit, Interkulturelles Zentrum.

PERCHINIG, Bernhard
2003b Einwanderung und Integrationspolitik in Europa. *In* Interkulturelles Zusammenleben und Integration als kommunalpolitische Herausforderung. Zwicklhuber, Maria (Hg). 9–15. Wien: Handbuch für interkulturelle Gemeindearbeit, Interkulturelles Zentrum.

PERCHINIG, Bernhard
2010 Migration, Integration und Staatsbürgerschaft — was taugen die Begriffe noch? *In* Integration in Österreich. Sozialwissenschaftliche Befunde. Langthaler, Herbert (Hg). 13–32. Innsbruck: Studienverlag.

POOLE, Elizabeth
2008 [2004] Islamophobia. *In* Encyclopedia of race and ethnic studies. Cashmore, Ellis (Hg). 215–219. London: Routledge.

PORTES, Alejandro
1995 „Children of Immigrants: Segmented Assimilation." *In* The Economic Sociology of Immigration. Essays on Networks, Ethnicity, and Entrepreneurship. Portes, Alejandro (Hg). 248–280. New York: Sage Foundation.

PORTES, Alejandro
1996a „Global Villagers: The Rise of Transnational Communities." American Prospect 25:74–77.

PORTES, Alejandro
1996b Transnational Communities: Their Emergence and Significance in the Contemporary World-System. *In* Latin America in the World-Economy. Korzeniewicz, Roberto Patricio & Smith, William C. (Hg). 151–168. Westport: Praeger.

PORTES, Alejandro
1998 Divergent Destinies: Immigration, the Second Generation, and the Rise of Transnational Communities. *In* Paths to Inclusion: The Integration of Migrants in the United Stated and Germany. Schuck, Peter H. & Münz, Rainer (Hg). 33–57. Providence: Berghahn Books.

PORTES, Alejandro
1999 Conclusion: Towards a New Model: the Origins and Effects of Transnational Activities. Ethnic and Racial Studies 22(4):463–477.

PORTES, Alejandro
2001 Introduction: The Debates and Significance of Immigrant Transnationalism. Global Networks 1(3):181–194.

PORTES, Alejandro
2003 Conclusion: Theoretical Convergencies and Empirical Evidence in the Study of Immigrant Transnationalism. International Migration Review 37(3):874–892.

PORTES, Alejandro & BÖRÖCZ, József
1989 Contemporary Immigration: Theoretical Perspectives on Its Determinants And Modes Of Incorporation. *In* International Migration Review 23(3): 606–630.

PORTES, Alejandro & RUMBAUT, Ruben
2001 Legacies: The Story of the Immigrant Second Generation. Berkeley: University of California Press.

PORTES, Alejandro & ZHOU, Min
1993 The New Second Generation: Segmented Assimilation and its Variants among Post-1965 Immigrant Youth. Annals of the American Academy of Political and Social Sciences 530:74–96.

POTZ, Richard
2007 Islam, Migration und Integration. *In* 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Fassmann, Heinz (Hg). 337–350. Klagenfurt: Drava.

POWLES, Julia
2004 Life History and Personal Narrative: Theoretical and Methodological Issues Relevant to Research and Evaluation in Refugee Contexts: New Issues in Refugee Research. Working Paper No. 106. Oxford.

PRANTNER, Christoph
2009 „Und, wie fühlst Du Dich?“. „Der Standard“, 24., 25. und 26. Oktober: Seite 6.

PRESSEMAPPE FM4 2011

PRIES, Ludger
2001 The Disruption of Social and Geographic Space: Mexican-US Migration and the Emergence of Transnational Social Spaces. International Sociology 16(1):55–74.

PRZYBORSKI, Aglaja & WOHLRAB-SAHR, Monika
2008 Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

RABINOWICH, Julya
2012 Migrant ist der neue Tschusch. Der Umgang mit den Nichthiesigen. „Der Standard“, Album, 31. März: Seite A12.

RAGHURAM, Parvati & KOFMAN, Eleonore
2005 Gender and Skilled Migrants: Into and Beyond the Work Place. Geoforum 36(2):149–154.

RATZEL, Friedrich
1891 Die afrikanischen Bögen. Ihre Verbreitung und Verwandtschaften. Nebst einem Anhang über die Bögen Neu-Guineas, der Veddha und der Negritos. Eine Anthropogeographische Studie von Friedrich Ratzel. Leipzig: Salomon Hirzel Verlag.

RATZEL, Friedrich
1899 Der Ursprung der Arier im geographischen Licht. *In* Die Umschau. Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Technik, Litteratur [sic] und Kunst. Nr. 43, III. Jahrgang. 825–827.

RATZEL, Friedrich
1967 [1912] Über den anthropogeographischen Wert ethnographischer Merkmale. *In* Historische Völkerkunde. Schmitz, Carl August (Hg). 9–27. Frankfurt am Main: Akademische Verlagsgesellschaft. (Nachdruck von Ratzel, Friedrich. 1912. Anthropogeographie. Zweiter Teil. Die geographische Verbreitung des Menschen. Stuttgart: Engelhorn Verlag.)

RAVENSTEIN, Ernest George
1885 The Laws of Migration. Journal of the Statistical Society London 48(2):167–235.

RECCHI, Ettore
2006 From Migrants to Movers: Citizenship and Mobility in the European Union. *In* The Human Face of Global Mobility. International Highly Skilled Migration in Europe, North America and the Asia-Pacific. Smith, Michael & Favell, Adrian (Hg). 53–77. New Brunswick: Transaction Publishers.

REDFIELD, Robert
1941 The Folk Culture in Yucatan. Chicago: University of Chicago Press.

REICHMAN, Daniel
2011 Migration and Paraethnography in Honduras. American Ethnologist 38(3):548–558.

REINPRECHT, Christoph
2010 Empirisch gestützte Reflexionen zur Bestimmung des Integrationserfolgs im Migrationskontext. *In* Integration in Österreich. Sozialwissenschaftliche Befunde. Langthaler, Herbert (Hg). 42–48. Innsbruck: Studienverlag.

REISER, Karl Michael
1997 Das sozio-politische Netzwerk türkisch-alevitischer Einwanderer und seine Auswirkungen auf die Identitätsentwicklung der „Zweiten Generation". Eine empirische Analyse in Wien und Niederösterreich. Diplomarbeit: Universität Wien.

REIßLANDT, Carolin
2007 Armut bei Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund. *In* Jugend, Partizipation und Migration. Orientierungen im Kontext von Integration und Ausgrenzung. Geisen, Thomas & Riegel, Christine (Hg). 89–106. Wien: Verlag für Sozialwissenschaften.

REMENNICK, Larissa
2013 Professional Identities in Transit: Factors Shaping Immigrant Labour Market Success. International Migration 51(1):152–168.

RHOADES, Robert E.
1978a Development Implications of European Cyclical Migration. American Anthropologist 80(4):936–938.

RHOADES, Robert E.
1978b Foreign Labor and German Industrial Capitalism 1871–1978: the Evolution of a Migratory System. American Ethnologist 5(3):553–573.

RIEGLER, Johanna

2005 Einleitung. *In* Kulturelle Dynamik der Globalisierung. Ost- und Westeuropäische Transformationsprozesse aus sozialanthropologischer Perspektive. Johanna Riegler (Hg). 11–20. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften.

VAN RIEMSDIJK, Micheline
2011 (Re)scaling Governance of Skilled Migration in Europe: Divergence, Harmonisation, and Contestation. Population, Space and Place 18(3):344–358.

ROBERTS, Bryan
1995 Socially Expected Durations and the Economic Adjustment of Immigrants. *In* The Economic Sociology of Immigration. Essays on Networks, Ethnicity, and Entrepreneurship. Portes, Alejandro (Hg). 42–86. New York: Russell Sage Foundation.

ROBERTS, Bryan; FRANK, Reanne & LOZANO-ASCENICO, Fernando
1999 Transnational Migrant Communities and Mexican Migration to the US. Ethnic and Racial Studies 22(2):238–266.

ROGERS, Rosemarie
1986 The Transnational Nexus of Migration. Annals of the American Academy of Political and Social Science 485:34–50.

ROSENTHAL, Gabriele
1995 Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main: Campus.

RUBINSTEIN, Maître J. L.
1936 The Refugee Problem. International Affairs (Royal Institute of International Affairs 1931–1939) 15(5):716–734.

RUIZ-TAGLE, Javier
2013 A Theory of Socio-spatial Integration: Problems, Policies and Concepts from a US Perspective. International Journal of Urban and Regional Research 37(2):388–408.

RUMBAUT, Ruben
1997 Assimilation and its Discontents: Between Rhetoric and Reality. International Migration Review 31(4):923–960.

RUOKONEN-ENGLER, Minna-Kristiina
2012 „Unsichtbare“ Migration? Transnationale Positionierungen finnischer Migrantinnen. Eine biographieanalytische Studie. Bielefeld: transcript Verlag.

RUPRECHTSBERGER, Silke
1998 Mexikanische Migrantinnen in Wien: eine ethnologische Studie über Konflikte und Berührungspunkte mit der Aufnahmegesellschaft. Diplomarbeit: Universität Wien.

RUTLEDGE, Dennis
2004 [1985] Racism. *In* The Social Science Encyclopedia. Kuper, Adam & Kuper, Jessica (Hg). 843–845. London: Routledge.

SALT, John
1988 Highly-Skilled International Migrants, Careers and International Labour Markets. Geoforum 19:87–99.

SALT, John
1992 Migration Processes among the Highly Skilled in Europe. International Migration Review 26(2):484–505.

SALT, John
1997 International Movements of the Highly Skilled. OECD Social, Employment and Migration Working Papers No.3. OECD Publishing.

SANG, Katherine; AL-DAJANI, Haya & ÖZBILGIN, Mustafa
2013 Frayed Careers of Migrant Female Professors in British Academia: An Intersectional Perspective. Gender, Work and Organization 20(2):158–171.

SANTEL, Bernhard
1995 Migration in und nach Europa. Erfahrungen. Strukturen. Politik. Opladen: Leske + Budrich.

SASSEN, Saskia
2001 Cracked Casings. Notes Towards an Analytics for Studying Transnational Process. *In* New Transnational Spaces: International Migration and Transnational Companies in the Early Twenty-First Century. Ludger Pries (Hg). 187–208. London: Routledge.

SCHIFFAUER, Werner
2007 From Exile to Diaspora: the Development of Transnational Islam in Europe. *In* Islam in Europe. Diversity, Identity and Influence. Al-Azmeh, Aziz & Fokas, Effie (Hg). 68–95. Cambridge: University Press.

SCHMIDINGER, Thomas
2010 Migration und Integration. *In* Integration in Österreich. Sozialwissenschaftliche Befunde. Langthaler, Herbert (Hg). 33–41. Innsbruck: Studienverlag.

SCHMITTER-HEISLER, Barbara & HEISLER, Martin O.
1986 Transnational Migration and the Modern Democratic State: Familiar Problems in New Form or a New Problem? Annals of the American Academy of Political and Social Science 485:12–22.

SCHÖTTES, Martina & TREIBEL, Annette
1997 Frauen — Flucht — Migration. Wanderungsmotive von Frauen und Aufnahmesituation in Deutschland. *In* Transnationale Migration. Soziale Welt, Sonderheft 12. Pries, Ludger (Hg). 85–117. Baden-Baden: Nomos.

SCHRAMKOWSKI, Barbara
2007 Für mich aber hat dieses Integrationswort mit der Zeit seinen Wert verloren — Perspektiven junger Erwachsener mit Migrationshintergrund. *In* Jugend, Partizipation und Migration. Orientierungen im Kontext von Integration und Ausgrenzung. Geisen, Thomas & Riegel, Christine (Hg). 149–167. Wien: Verlag für Sozialwissenschaften.

SCHUBERTH, Richard
2012 Wie Othello ins Hemd kam oder Der Hintergrund des Migrationshintergrunds. „Der Standard“, 7., 8. und 9. April: Seite 34–35.

SHACHAR, Ayelet
2011 Highly Skilled Immigration: The New Frontier of International Labor Migration. Proceedings of the Annual Meeting (American Society of International Law) 105:415–419.

SILVERSTEIN, Paul A.
2005 Immigrant Racialization and the New Savage Slot: Race, Migration, and Immigration in the New Europe. Annual Review of Anthropology 34:363–384.

SIMPSON, John Hope

1938 The Refugee Problem. International Affairs (Royal Institute of International Affairs 1931–1939) 17(5):607–628.

SIX-HOHENBALKEN, Maria
2007 Familien mit Migrationshintergrund — Veränderungen in den ökonomischen und sozialen Beziehungen zum Herkunftsland Türkei. *In* 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Fassmann, Heinz (Hg). 206–209. Klagenfurt: Drava.

SJORSLEV, Inger
2004 Alterity as Celebration, Alterity as Threat. A Comparison of Grammars between Brazil and Denmark. *In* Grammars of Identity/Alterity. Baumann, Gerd & Gingrich, Andre (Hg). 79–98. New York: Berghahn Books.

SMITH, Michael Peter & FAVELL, Adrian
2006 The Human Face of Global Mobility. International Highly Skilled Migration in Europe, North America and the Asia-Pacific. New Brunswick: Transaction Publishers.

STARK, Oded
2004 Rethinking the Brain Drain. World Development 32(1):15–22.

STATISTIK AUSTRIA
2012a Bevölkerung seit 2001 nach Staatsangehörigkeit und Geburtsland. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/031396.html, Zugriff am 14. Dezember 2012.

STATISTIK AUSTRIA
2012b Bevölkerung zu Jahresbeginn seit 2002 nach zusammengefasstem Geburtsland. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/023839.html, Zugriff am 14. Dezember 2012.

STATISTIK AUSTRIA
2012c Bevölkerung zu Jahresbeginn seit 2002 nach detailliertem Geburtsland. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/037044.html, Zugriff am 14. Dezember 2012.

STATISTIK AUSTRIA
2012d Bevölkerung zu Jahresbeginn seit 2002 nach zusammengefasster Staatsangehörigkeit - Österreich. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/022498.html; Zugriff am 14. Dezember 2012.

STATISTIK AUSTRIA
2012e Jährliche Personeneinkommen. http://www.statistik.gv.at/web_de/statistiken/soziales/personen-einkommen/jaehrliche_personen_einkommen/index.html; Zugriff am 27. Jänner 2014.

STATISTIK AUSTRIA
2013 Ausländische Schülerinnen und Schüler im Schuljahr 2011/12. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bildung_und_kultur/formales_bildungswesen/schulen_schulbesuch/index.html; Zugriff am 24. Mai 2013.

STING, Stephan

2006 Migration, transkulturelle Räume und kollektive Identitäten. *In* Transkulturalität und Pädagogik. Interdisziplinäre Annäherungen an ein kulturwissenschaftliches Konzept und seine pädagogische Relevanz. Göhlich, Michael; Leonhard, Hans-Walter; Liebau, Eckart & Zirfas, Jörg (Hg). 45–56. Weinheim: Juventa Verlag.

STOLCKE, Verena
1995 Talking Culture: New Boundaries, New Rhetorics of Exclusion in Europe. Current Anthropology 36(1), Special Issue: Ethnographic Authority and Cultural Explanation:1–24.

STÖLTING, Erhard
1999 Die Mühen der Toleranz. *In* Entweder-Und-Oder. Vom Umgang mit Mehrfachidentitäten und kultureller Vielfalt. Müllner, Eva (Hg). 20–32. Klagenfurt: Drava.

STRASSER, Elisabeth
2009a Was ist Migration? Zentrale Begriffe und Typologien. *In* Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Six-Hohenbalken, Maria & Tošić, Jelena, (Hg). 15–28. Wien: Facultas.

STRASSER, Sabine
2009b Transnationale Studien: Beiträge jenseits von Assimilation und „Super-Diversität". *In* Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Six-Hohenbalken, Maria & Tošić, Jelena, (Hg). 70–92. Wien: Facultas.

STRASSER, Sabine; KRONER, Gudrun & HERZOG-PUNZENBERGER, Barbara
2009 From Margin to Mainstream? Migration Studies and Social Anthropology in Austria. *In* Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Six-Hohenbalken, Maria & Tošić, Jelena, (Hg). 127–142. Wien: Facultas.

STRIFFLER, Steve
2007 Neither Here nor There: Mexican Immigrant Workers and the Search for Home. American Ethnologist 34(4):674–688.

SUÁREZ-OROZCO, Marcelo M.
1991 Migration, Minority Status, and Education: European Dilemmas and Responses in the 1990s. Anthropology & Education Quarterly 22:99–120.

SWIETLIK, Gabriele
1994 „Die Wurzeln liegen in der Religion". Lebensgestaltung im bireligiösen Kontext. *In* Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Mecheril, Paul & Teo, Thomas, (Hg).25–56. Berlin: Dietz Verlag.

SZELÉNYI, Katalin
2006 Students without Borders? Migratory Decision-Making among International Graduate Students in the U.S. *In* The Human Face of Global Mobility. International Highly Skilled Migration in Europe, North America and the Asia-Pacific. Smith, Michael & Favell, Adrian (Hg). 181–209. New Brunswick: Transaction Publishers.

TANYILDIZ, Zeynep Esra
2013 The Ethnic Composition of Science and Engineering Research Laboratories in the United States. International Migration:1–16.

TEO, Thomas
1994 Zur Identität von sogenannten Mischlingen. *In* Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Mecheril, Paul & Teo, Thomas, (Hg). 145–165. Berlin: Dietz Verlag.

TERKESSIDIS, Mark
2010 Interkultur. Berlin: Suhrkamp.

THIENEL, Rudolf
2007 Integration als rechtliche Querschnittsmaterie. *In* 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Rechtliche Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Fassmann, Heinz (Hg). 83–126. Klagenfurt: Drava.

THRASHER, Frederic Milton
1927 The Gang: A Study of 1,313 Gangs in Chicago. Chicago: University of Chicago Press.

TÖLÖLYAN, Khachig
1991 The Nation-State and its Others: In Lieu of a Preface. Diaspora: A Journal of Transnational Studies 1(1):3–7.

TOŠIĆ, Jelena; KRONER, Gudrun & BINDER, Susanne
2009 Anthropologische Flüchtlingsforschung. *In* Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Six-Hohenbalken, Maria & Tošić, Jelena, (Hg). 110–126. Wien: Facultas.

TOŠIĆ, Jelena & STREISSLER, Anna
2009 „Zwischen den Kulturen"? Kinder und Jugendliche der 2. Generation *In* Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Six-Hohenbalken, Maria & Tošić, Jelena (Hg). 185–204. Wien: Facultas.

TREIBEL, Annette
2008 Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. Weinheim/München: Juventa.

UNHCR
1951 Abkommen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge. New York: UNHCR. Abrufbar unter http://www.unhcr.at/fileadmin/rechtsinfos/fluechtlingsrecht/1_international/1_1_voelkerrecht/1_1_1/FR_int_vr_GFK-GFKundProt_GFR.pdf; Zugriff am 22. Jänner 2013.

UNITED NATIONS
1998 Recommendations on Statistics of International Migration. Revision 1. Statistical Papers Series M, No. 58, Rev. 1. New York: United Nations. Abrufbar unter http://unstats.un.org/unsd/publication/SeriesM/SeriesM_58rev1e.pdf; Zugriff am 5. Juli 2012.

VAGTS, Detlev F.
1970 The Multinational Enterprise: A New Challenge for Transnational Law. Harvard Law Review 83(4):739–792.

VERTOVEC, Steven
1999 Conceiving and Researching Transnationalism. Ethnic and Racial Studies 22(2):447–462.

VERTOVEC, Steven
2004 Trends and Impacts of Migrant Transnationalism. Paper präsentiert bei der Conference on 'Conceptual and Methodological Developments in the Study of International Migratin', Princeton University, 23.–25. Mai 2003. Erschienen als Working Paper No.3 (WP-04-03), Centre on Migration, Policy and Society. University of Oxford: Oxford.

VERTOVEC, Steven
2009 Transnationalism. Key Ideas. London: Routledge.

VIEHBÖCK, Eveline & BRATIĆ, Ljubomir
1994 Die Zweite Generation. Migrantenjugendliche im deutschsprachigen Raum. Innsbruck: Österreichischer Studienverlag.

WALLERSTEIN, Immanuel
1974 The Modern World System I. Capitalist Agriculture and the Origins of the European World-Economy in the Sixteenth Century. New York: Academic Press.

WALLERSTEIN, Immanuel
1984 Der historische Kapitalismus. Berlin: Argument.

WALLERSTEIN, Immanuel
1986 Das moderne Weltsystem. Frankfurt am Main: Syndikat.

WALLERSTEIN, Immanuel
1995 Die unüberwindlichen Widersprüche des Liberalismus. Menschenrechte und Völkerrechte in der Geokultur des modernen Weltsystems. *In* Biologismus, Rassismus, Nationalismus. Rechte Ideologien auf dem Vormarsch. Fischer, Gero & Wölfingseder, Maria (Hg). 184–199. Wien: Promedia.

WALLERSTEIN, Immanuel,
2007 Die Barbarei der anderen. Europäischer Universalismus. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach.

WEBER, Arnold R.
1970 The Role of the U.S. Department of Labor in Immigration. International Migration Review 4(3):31–46.

WEBER, Max
2005 [1949] From Max Weber: Essays in Sociology. Abingdon, Oxon: Routledge.

WEINER, Myron
1997 The Global Migration Crisis. *In* Global History and Migrations. Gungwu, Wang (Hg). 95–115. Boulder, Colorado: Westview Press.

WEISS, Hildegard
1994 Zur Lebenssituation der Syrer und Syrerinnen in Wien anhand ausgewählter ethnologischer Beispiele. Diplomarbeit: Universität Wien.

WEISS, Hildegard
2006 Bildungswege von Jugendlichen der Zweiten Generation. *In* Bildungsbe/nach/teiligung und Migration — in Österreich und im internationalen Vergleich. Herzog-Punzenberger , Barbara (Hg.). 27–39. KMI Working Paper 10/2006

WEISS, Hildegard
2007 Leben in zwei Welten. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

WEISS, Hildegard
2011 „Typisch Jugend“ oder „typisch Migrationshintergrund“? Zur Lebensqualität ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation in Österreich. *In* Lebensqualität in modernen Gesellschaften. Hubert Ehalt, Gilbert Norden, Christoph Reinprecht und Hilde Weiss (Hg). 161–173. Frankfurt/Main: Peter Lang.

WEISS, Hildegard & UNTERWURZACHER, Anne
2007 Soziale Mobilität durch Bildung? — Bildungsbeteiligung von MigrantInnen. *In* 2. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht 2001–2006. Rechtliche

Rahmenbedingungen, demographische Entwicklungen, sozioökonomische Strukturen. Fassmann, Heinz (Hg). 227–241. Klagenfurt: Drava.

WENGLER, Wilhelm
1963 The Significance of the Principle of Equality in the Conflict of Laws. Law and Contemporary Problems 28(4):822–859.

WHYTE, William Foote
1982 Interviewing in Field Research. *In* Field Research: A Sourcebook and Field Manual. Burgess, Robert G. (Hg). 111–122. London: Allen & Unwin.

WICKER, Hans-Rudolf
1998 Einführung: Nationalstaatlichkeit, Globalisierung und die Ethnisierung der Politik. *In* Nationalismus, Multikulturalismus und Ethnizität. Beiträge zur Deutung von sozialer und politischer Einbindung und Ausgrenzung. Wicker, Hans-Rudolf (Hg). 9–37. Bern: Verlag Paul Haupt.

WILSON, Godfrey & HUNTER, Monica
1939 The African Society. Livingstone: Rhodes-Livingstone Institute.

WIMMER, Andreas
2000 Migration und ethnische Minderheiten (Migration and ethnic minorities). *In* Soziologie 2000, Special issue No. 5. Münch, Richard; Jauss, Claudia & Stark, Carsten (Hg). 154–166.

WIMMER, Andreas
2002 Nationalist Exclusion and Ethnic Conflict. Shadows of Modernity. Cambridge: Cambridge University Press.

WIMMER, Andreas
2004 Dominant Ethnicity and Dominant Nationhood. *In* Rethinking Ethnicity. Majority Groups and dominant minorities. Kaufmann, Eric P. (Hg). 40–58. London: Routledge.

WIMMER, Andreas
2006 Ethnic Exclusion in Nationalizing States. *In* Handbook of Nations and Nationalism. Delanty, Gerard & Kumar, Krishan (Hg). 334–344. London: Sage.

WIMMER, Andreas
2008 Ethnische Grenzziehungen in der Immigrationsgesellschaft. Jenseits des Herder'schen Commonsense. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Special Issue 48:57–80.

WIMMER, Andreas & FEINSTEIN, Yuval
2010 The Rise of the Nation-State across the World, 1816 to 2001. American Sociological Review 75(5):764–790.

WIMMER, Andreas & GLICK SCHILLER, Nina
2002 Methodological Nationalism and the Study of Migration. Archives Europeennes de Sociologie 53(2):217–240.

WIRTH, Louis
1969 [1928] The Ghetto. Chicago: University of Chicago Press.

WOLF, Eric
1966 Peasants. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.

ZARA

2002 Rassismus Report 2002. Einzelfall-Bericht über rassistische Übergriffe und Strukturen in Österreich. Schwerpunkt-Thema: Zivilcourage! Wien: Verein ZARA.

ZICK, Andreas; PETTIGREW, Thomas F. & WAGNER, Ulrich
2008 Ethnic Prejudice and Discrimination in Europe. Journal of Social Issues 64(2):233–251.

ŽIŽEK, Slavoj
1990 Eastern Europe's Republics of Gilead. New Left Review 183:50–63.

ZOLBERG, Aristide
1989 The Next Waves: Migration Theory for a Changing World. International Migration Review 23 (3): 403–430.

ZOLBERG, Aristide
1997 Global Movements, Global Walls: Responses to Migration, 1885–1925. *In* Global History and Migrations. Gungwu, Wang (Hg). 279–307. Boulder, Colorado: Westview Press.

ZORBAUGH, Harvey Warren
1929 Gold Coast and the Slum. A Sociological Study of Chicago's Near North Side. Chicago: University of Chicago Press.

ZWICKLHUBER, Maria
2003 Interkulturelles Zusammenleben und Integration als kommunalpolitische Herausforderung. Wien: Handbuch für interkulturelle Gemeindearbeit, Interkulturelles Zentrum.

9.2 Internetquellen

URL1
http://medienservicestelle.at/migration_bewegt/2012/11/21/neue-zahlen-zu-journalistinnen-mit-migrationshintergrund/; Zugriff am 3. April 2013

URL2
Genfer Flüchtlingskonvention (28. 7. 1951): Abkommen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge, http://www.unhcr.at/fileadmin/rechtsinfos/fluechtlingsrecht/1_international/1_1_voelkerrecht/1_1_1/FR_int_vr_GFK-GFKundProt_GFR.pdf , Zugriff am 22. Jänner 2013

URL3
http://www.aaanet.org/publications/anthrosource/; Zugriff am 1. Februar 2013

URL4
http://www.dasbiber.at/akademie, Zugriff am 14. Februar 2013

URL5
http://medienservicestelle.at/migration_bewegt/uber-uns/; Zugriff am 3. April 2013

URL6
http://www.m-media.or.at/verein/; Zugriff am 29. März 2013

URL7
http://www.bmukk.gv.at/schulen/bw/ueberblick/bildungswege_sp.xml; Zugriff am 24. Mai 2013

URL8
http://www.falter.at/falter/2013/05/07/die-netten-ins-topfchen-die-fetten-ins-kropfchen/; Zugriff am 21. Mai 2013

URL9
http://www.heute.at/promotion/art4180,544520; Zugriff am 7. Dezember 2012

URL10
http://www.heute.at/news/politik/art23660,832687; Zugriff am 7. Dezember 2012

URL11
http://diepresse.com/home/politik/steiermarkwahl/592313/Fischer_Minarettspiel-wirkliche-Geschmacklosigkeit?direct=592472; Zugriff am 13. Jänner 2014

URL12
http://www.oevp.at/service/index.aspx?pageid=55767, Zugriff am 14. Februar 2013

9.3 Tabellenverzeichnis

TABELLE 4.1. basiert auf einer Erhebung der „Medien-Servicestelle Neue Österreicher/innen“ (MSNÖ). Die MSNÖ führte im Jahr 2012 bei 47 Mainstream-Medienunternehmen in Österreich eine Befragung nach Mitarbeitern mit Migrationshintergrund durch. Zehn der befragten 47 Unternehmen stellten keine Daten zur Verfügung, einige lieferten nur unvollständige Angaben. Daher basieren die Daten der MSNÖ auf Informationen über 1716 Journalisten, die zu jenem Zeitpunkt in 37 verschiedenen österreichischen Mainstream-Medien tätig waren. Die Tabelle 4.1. zeigt die Anzahl der Journalisten mit Migrationshintergrund, sowie die Anzahl der im Ausland geborenen Journalisten und jener mit nicht-österreichischer Staatsbürgerschaft.

TABELLE 4.2. basiert ebenfalls auf der oben genannten Erhebung der MSNÖ. Sie zeigt exemplarisch einige der Herkunftsregionen der Journalisten mit Migrationshintergrund.

9.4 Informationsmaterial von und über FM4

Dieser Abschnitt beinhaltet jene Informationen, die mir Mitarbeiter der Pressestelle von FM4 in dieser Form per eMail zukommen ließen.

*

Das Jugendradio des ORF startete programmatisch mit dem Song *„Sabotage“* der New Yorker HIP-HOP-Formation BEASTIE BOYS. Laut damaligem Hörfunk-Intendanten Gerhard Weis sollte auf FM4 *Gegenwartskultur mit Anspruch* stattfinden: *bunt, schrill, anders.* Darunter verstand die ORF-Führung ein Wort- und Musikprogramm jenseits konventionell formatierter Popradios der Machart OE3.

Bis zum Zeitpunkt der „Neuorientierung“ unter Bacher wurde die Frequenz einige Stunden pro Tag vom mehrsprachigen ORF-Sender BLUE DANUBE RADIO (BDR), einem COMMUNITY-RADIO, bespielt. Die Redaktion von BDR erhielt dann auch den Zuschlag zum Vollbetrieb der vierten ORF-Radiofrequenz und ging am 1. Mai 1992 bundesweit auf Sendung.

Schlussendlich setzte sich im Herbst 1994 der Entwurf von Angelika Lang, Martin Blumenau, Micha Zickler, Werner Geier, Elisabeth Scharang und Fritz Ostermayer durch. Ein 24-Stunden-Vollprogramm wurde zwar von der Geschäftsführung abgelehnt, dafür fand der Plan, eine jugendliche Abendstrecke auf BLUE DANUBE RADIO zu veranstalten, Gefallen bei Hörfunkintendant Gerhard Weis.

OE3 sollte durch die Auslagerung der wortlastigen, alternativen Magazine MUSICBOX und ZICKZACK für die OE3-Fokuszielgruppe „durchhörbar“ werden. Der spätere Senderchef Micha Zickler hatte die Idee, das Jugendradio FM4 zu nennen.

Seit Ticken der ersten „On Air“-Sekunde sendet FM4 ein bis dato einzigartiges Programm bestehend aus alternativer Popmusik, COMEDY, Wortbeiträgen und TALK. Während OE3 ein enges Format-Korsett angelegt wurde, ließ man den FM4-Redakteuren inhaltlich einen Freiraum, der nur durch die Bestimmungen des Rundfunkgesetzes begrenzt wurde. Auffallend und zugleich ein Risiko war die Bandbreite an Musikstilen, die der junge Sender spielte. Alternative Popsender gibt es zwar weltweit, aber diese fokussieren stets ein klar abgezirkeltes Spektrum artverwandter Musikgenres. COLLEGE-RADIOS in den USA spielen hauptsächlich Gitarrenmusik, also von ROCK bis FOLK, während sich andere Sender dem HIP HOP oder SOUL verschrieben haben. FM4 brach mit allen Formatregeln. Es gab lange Wortstrecken und eine Musikprogrammierung „aus dem Bauch“ heraus. Das alles ohne Quotendruck und mit schmalen Budgets.

Vorerst bespielte FM4 die Programmfläche von 19 Uhr bis 1 Uhr morgens. „Herzstück“ des Programms war die Sendung HOMEBASE, ein wochentags von 19 bis 22 Uhr stattfindendes Magazin mit den Schwerpunkten Musikfeatures, Platten-Neuvorstellungen und Minderheiten- und Jugendthemen. Claudia Czesch, Mirjam Unger und Martin Pieper stellten das Moderatorenteam. Im Anschluss daran gingen abwechselnd die Musikspezialsendungen HEARTBEAT (BRITPOP, INDIE), HIGH SPIRITS (HOUSE, SOUL, FUNK, DRUM & BASS), HOUSE OF PAIN (METAL, GRUNGE, PUNK), TRIBE VIBES (HIP HOP) und LA BOUM DE LUXE (TECHNO) auf Sendung.

Die COMEDY-Shows SALON HELGA und RADIO BLUME wurden schon damals von den heutigen Kabarett-Stars Dirk STERMANN und Christoph GRISSEMANN bestritten. Auch das COMEDY/TALK-Format PROJEKT X mit Clemens Haipl, Gerald Votava und Herbert Knötzl war Bestandteil des ersten FM4-Programmschemas – genau so wie der Radio-TALK BONUS TRACK und die Musikwunschsendung ZIMMERSERVICE von und mit Martin Blumenau, der Musikmix LIQUID RADIO und der FM4-„Feuilleton“ IM SUMPF mit Fritz Ostermayer und Thomas Edlinger. Im FM4-GÄSTEZIMMER wurden „Popstars“ gebeten eine persönliche PLAYLIST für eine Stunde Programm zu erstellen. Im JUGENDZIMMER mit Elisabeth Scharang konnten Jugendliche via

Telefonzuschaltung über ihre Probleme, Sehnsüchte und Träume plaudern. All die genannten Sendungen gehören – bis auf RADIO BLUME – auch heute noch zum Fixprogramm von FM4.

Mai 1995

Die tägliche Sendezeit von FM4 wird um 5 Stunden bis 6 Uhr morgens verlängert. Die neue Fläche erhält den Namen FM4 NACHTSCHATTEN und wird von Andreas Ederer produziert. Mit der Stermann/Grissemann-Show MORGENGRAUEN sendet FM4 die wohl skurrilste Morgensendung aller Zeiten bis dann schließlich um 6 Uhr früh (Sonntag 7 Uhr) wieder an BLUE DANUBE RADIO übergeben wird.

Oktober 1995

Dirk Stermann und Christoph Grissemann moderieren erstmals auf FM4 die Fernseh-Live-Übertragung des EUROVISIONS SONGCONTESTS auf ORF 1. Diese Echtzeit-Satire sollte sich in Folge zu einer der erfolgreichsten FM4-Aktionen entwickeln.

Oktober 1996

Micha Zickler wechselt zum ORF-Fernsehen. Seine Nachfolgerin an der FM4-Spitze wird die ehemalige stellvertretende OE3-Chefin Monika Eigensperger.

September 1997

Am 10. September geht die von Stefan Pollach konzipierte FM4-Website online. Am gleichen Tag feiert FM4 „1000 Tage on air".

Oktober 1997

Am 1. Februar 2000, um 6 Uhr morgens, ging FM4 mit dem neuen Programmschema auf Sendung. Moderator Stuart Freeman eröffnete die englischsprachige MORNING SHOW mit dem BEACHBOYS Klassiker GOOD VIBRATIONS in einer FM4-affinen Remix-Version des englischen Club-Stars FATBOY SLIM. Seit jenem Dienstagmorgen im Februar 2000 sendet FM4 nonstop 24 Stunden am Tag sein Programm durch den Äther. Das Programm wird gemischtsprachig bestritten (Englisch, Französisch, Deutsch).

Die neue FM4-Homepage geht online. Die redaktionell gestaltete Seite wird durch ein HOST-System ergänzt: SZENE-Aktivisten und FM4-Redakteure sind für verschiedene Themenkreise (Musik, Mode, Kino) zuständig und decken diese tagebuchartig ab. Die USER können unter den HOST-Einträgen mit den Gestaltern und anderen Mitgliedern der FM4-COMMUNITY diskutieren.

Herbst 2001

Im Oktober startet der FM4-SOUNDPARK, ein ONLINE- und ONAIR-Forum für heimische Popmusik.

Jänner 2002

Mit dem neuen ORF-Gesetz treten massive Werbebeschränkungen für den öffentlich-rechtlichen Sender in Kraft. Bei der Suche nach neuen, gesetzeskonformen Werbeflächen ist die ORF-Geschäftsführung bei FM4 fündig geworden. Laut Gesetz ist nur eine der vier bundesweiten Hörfunkfrequenzen des ORF werbungsfrei zu halten. FM4 wird „kommerzialisiert". Mit dem 1. Jänner 2002 hat der Jugend- und Kultursender Werbung ins Programm aufgenommen.

April 2002

Wortlaut – der FM4 Literaturwettbewerb findet erstmals statt und erfreut sich reger Beteiligung

Juni 2002

Im Deuticke Verlag erscheint das erste FM4 Buch „FM4 – das Buch #1"

Juli 2002
Ausweitung des FM4 Festivalradios: on air und off air Präsenz auf allen wichtigen Pop/Rockfestivals in Österreich, mit Liveübertragungen und Reportagen und einer wöchentlichen Sondersendung während der Sommermonate.

Oktober 2002
Tori Amos spielt für FM4 einen Exklusiv-Gig im Radiokulturhaus vor 100 geladenen Gästen

Juni 2003
„Read ´n´Roll – die FM4 Lesereise“ findet zum ersten Mal statt

2005
Aktivitäten zum 10 Geburtstag von radio FM4:
22.01. FM4 ist 10 – das Geburtstagsfest in der Wiener Arena, mit einem grandiosen lineup von Ian Brown, Feist über Tocotronic, Fettes Brot bis zu den Frames u.v.m.
27.01. FM4 TV, die einmalige Fernsehsendung, geht im Rahmen der "Donnerstagnacht" auf Sendung.
18.04. Die FM4 DVD/CD "FM4 1995 – 2005. The Early Years" erscheint.

Mai 2005
Fettes Brot spielen eine exklusive FM4 Radiosession im RadioKulturhaus

Oktober 2005
Element of Crime spielen eine exklusive FM4 Radiosession im RadioKulturhaus

2006
17.02. Calexico spielen eine exklusive FM4 Radiosession im RadioKulturhaus
02.04. Die Sterne spielen eine exklusive FM4 Radiosession im RadioKulturhaus
12.04. The Streets kommen auf Einladung von FM4 Tribe Vibes erstmals nach Österreich und spielen im WUK ein Set im Rahmen einer Tribe Vibes-Party.
14.04. Placebo spielen eine exklusive FM4 Radiosession im RadioKulturhaus
16.04. Die Goldenen Zitronen spielen das erste Konzert der FM4 Überraschungskonzert-Reihe im B72 in Wien.

2007
20.01. Jarvis Cocker tritt zum erstenmal solo in Österreich auf – beim FM4=12 Geburtstagsfest.

9.5 Auflistung aller Interviews

Dieser Abschnitt beinhaltet eine Auflistung aller von mir geführten und in dieser Arbeit zitierten Interviews, jeweils in chronologischer Reihenfolge.

*

Biographisch-narrative Interviews
INT1: Michel ATTIA, aufgezeichnet am 19. Dezember 2011
INT2: Jenny BLOCHBERGER, aufgezeichnet am 19. Jänner 2012
INT3: Rainer SPRINGENSCHMID, aufgezeichnet am 19. Jänner 2012
INT4: Riem HIGAZI, aufgezeichnet am 14. Februar 2012
INT5: Conny LEE, aufgezeichnet am 2. März 2012
INT6: Christian HOLZMANN, aufgezeichnet am 26. April 2012
INT7: Joanna BOSTOCK, aufgezeichnet am 8. Mai 2012
INT8: Julia BARNES, aufgezeichnet am 4. Juni 2012
INT9: Joe REMICK, aufgezeichnet am 28. Juni 2012
INT10: Joanna KING, aufgezeichnet am 29. August 2012
INT11: Victor TURNER, aufgezeichnet am 27. September 2012
INT12: Murray G. HALL, aufgezeichnet am 1. Oktober 2012
INT13: Jill ZOBEL, aufgezeichnet am 4. Oktober 2012
INT14: Albert FARKAS, aufgezeichnet am 15. Oktober 2012
INT15: Barbara SCHLACHTER DELGADO, aufgezeichnet am 16. Oktober 2012
INT16: Todor OVTCHAROV, aufgezeichnet am 15. November 2012
INT17: Sebastian SCHLACHTER DELGADO, aufgezeichnet am 29. November 2012
INT18: Ali Cem DENIZ, aufgezeichnet am 4. Dezember 2012
INT19: Mari LANG, aufgezeichnet am 10. Dezember 2012

Experteninterviews:
INT20: Simon INOU, aufgezeichnet am 13. Februar 2009
INT21: Monika EIGENSPERGER, aufgezeichnet am 27. September 2011
INT22: Simon INOU, aufgezeichnet am 23. März 2012
INT23: Claus PIRSCHNER, aufgezeichnet am 15. Oktober 2012

9.6 Zusammenfassungen der biographisch-narrativen Interviews

Der folgende Abschnitt beinhaltet Zusammenfassungen aller biographisch-narrativen Interviews in alphabetischer Reihenfolge.

*

Michel ATTIA ist 1978 in Wien geboren. Er hat zwei jüngere Geschwister. Seine Eltern zogen Anfang der 1970er-Jahre von Ägypten nach Österreich. Die Mutter war Philosophie-Professorin, der Vater Tierarzt. Wie viele andere Migranten waren sie aber davon betroffen, dass ihre Ausbildungen in Österreich nicht anerkannt wurden: Sein Vater arbeitete daher unter anderem als Zeitungsverkäufer und Kellner, seine Mutter war jahrelang Putzfrau und Näherin. Seine Eltern gehören der in Ägypten benachteiligten Minderheit der Kopten an. Attia erklärt: „Man kommt nicht besonders weit. Das ist auch der Grund dafür, warum ich Verwandte auf der ganzen Welt habe. Sehr viele haben versucht, rauszukommen."

Er erinnert sich an eine gewisse Gespaltenheit seiner Eltern, was das Leben in Österreich anbelangte: „Einerseits Dankbarkeit dass man hier ist — andererseits auch viel schlecht reden über Österreich, über das Österreichische. Also wenn es nach meiner Mutter geht, dann ist immer in Ägypten alles besser." Attia kann das insofern nachvollziehen, als er miterlebte, dass es seine Eltern oft schwer hatten in Österreich. Auch ist er ihnen sehr dankbar, dass er die Möglichkeit hatte, in Österreich aufzuwachsen: „Ich weiß nicht, ob *ich* bereit wäre, für mich und die Kinder — oder für wen auch immer — jahrelang als Putzfrau und dann als Näherin zu arbeiten."

Als Kind verbrachte er in den Ferien relativ viel Zeit in Ägypten. Er erzählt, dass er früher sehr gerne dort war. Unter anderem auch, weil er dort optisch nicht als „anders" auffiel. Als Erwachsener hat er sich ein wenig distanziert und fährt seltener hin. „Das heißt nicht, dass ich meine Roots verleugne: Ich liebe Ägypten zum Beispiel sehr." Manchen Entwicklungen dort — etwa der Benachteiligung von Frauen oder Minderheiten — steht er aber sehr kritisch gegenüber. Er erzählt viel von seiner Kindheit in Wien. Die erste Wohnung der Eltern hat er in sehr schlechter Erinnerung: „Da haben wir im 18. gewohnt, in einer Kakerlaken-verseuchten Wohnung. Das weiß ich noch." Danach übersiedelte die Familie in den 2. Bezirk.

Zu Hause wurde von Beginn an Deutsch gesprochen — was er rückblickend schade findet, da sein Arabisch besser wäre, hätte er es als Kind fließend zu sprechen gelernt. Er lernte außerdem bereits als Kind, dass es einen großen Unterscheid macht, ob man optisch als „anders" auffällt, oder nicht: „Deshalb ist für mich Migrationshintergrund … Ich tu mir ein bisschen schwer. Für mich war und ist immer die Hautfarbe ausschlaggebend, ja?" Er erzählt: „Wie gesagt, ab der einen Straße war es eher die gefährliche Gegend. Es waren Österreicher-Banden und auch so Jugo-Banden damals." Versuche, sich zu solidarisieren, klappten nicht: „Da hab ich es immer mit dem Bruder-Schmäh versucht, aber das hat eigentlich selten funktioniert. […] Na ja, zu irgendwelchen Typen, die mich zusammenschlagen möchten, hab ich gesagt: Ich bin einer von euch. […] Da merkt man auch, da geht es um nicht viel, außer um: Ich schlag jemanden zusammen. Aber mir ist zum Glück auch nichts Schlimmes passiert."

Ansonsten beschreibt er seine Kindheit und Jugend als eher konservativ. Seine Mutter war sehr streng und erzog ihn zur Sparsamkeit. Für viele Dinge, die andere Eltern mit ihren Kindern machten, hatten seine Eltern keine Zeit: etwa dafür, ihm Fahrradfahren beizubringen. Was er sehr positiv in Erinnerung hat, ist das liebevoll zubereitete Essen seiner Mutter. Seine Mutter forderte außerdem gute Leistungen von ihm: „Nicht unbedingt ein karrieristisches Denken im klassischen Sinn, obwohl das schon auch. Aber so: Kind, du musst doppelt so viel — oder eigentlich drei Mal so viel — machen, um als gleich gut zu gelten." Religion spielte außerdem eine wichtige Rolle: Bis er 15 oder 16 war, musste er jeden Sonntag in die Kirche gehen. Es gab beispielsweise Streit, da er sonntags nie ausschlafen konnte, weil er in die Kirche gehen musste. Die religiöse

Erziehung prägte ihn seiner Ansicht nach ähnlich stark wie sein Migrationshintergrund: „Auf jeden Fall. Also nicht nur Migrationshintergrund, sondern auch Religion. So eine Mischung.“ Ein weiterer Schwerpunkt unseres Gesprächs sind die Themen Fremdenfeindlichkeit und Diskriminierung. Er schildert, dass er als Kind häufig von älteren Frauen beschimpft wurde: „Ja, ja! Sehr oft, das war oft mehrmals die Woche, bei uns im 2. [Bezirk, Anm.].“ An eine Situation kann er sich noch gut erinnern: Seine Mutter hatte ihn in den Supermarkt geschickt, um Bananen zu kaufen. Er nahm Bananen in die Hand, begutachtete sie, und legte sie zurück in die Bananensteige: „Und da hat irgend so eine Oma zu mir gesagt, ich soll sie mit meinen Tschuschen-Drecksfingern gefälligst … Also ich soll sie [die Bananen, Anm.] jetzt nehmen. Und dann hab ich die einfach liegen gelassen und bin nach Hause gelaufen und bin weinend zu meiner Mutter.“ In der Schule hat er ebenfalls das Gefühl, dass er von manchen Lehrern anders behandelt wird.

Als er älter und somit auch größer wurde, erlebte er keine direkten Beschimpfungen mehr. Die Diskriminierung geschah indirekter: „So dieses als ‚Tschusch’ direkt beschimpft werden passiert nicht mehr. Das, was durchaus passiert, ist, dass ich unfreundlich behandelt werde.“ Kaufhausdetektive kontrollieren ihn häufig, weil sie ihn anscheinend für verdächtiger halten als andere Kunden. Einige Zeit lang lebte Attia in der Nähe eines Wiener Bahnhofs: Er erzählt, dass er beim Durchqueren der Bahnhofshalle häufig — teilweise alle ein, zwei Wochen — von Zivilpolizisten aufgehalten und kontrolliert wurde. Auch bei Flughafenkontrollen wird er oft ausführlich befragt. Wobei er auch mehrmals betont, dass es für ihn aufgrund seiner teils schlechten Erfahrungen schwierig ist, auszumachen, ob jemand schlicht und einfach unfreundlich war, oder ob das Verhalten rassistisch motiviert war.

Attia wohnt in Wien und in Berlin, 2009 suchte er sich eine zweite Wohnung in Berlin. Einerseits aus persönlichen Gründen („Ich trage das auch schon so lange in mir. Ich war immer schon viel in Berlin seit der Wende.“), andererseits ist es für ihn auch beruflich von Vorteil: Immerhin sitzt ein großer Teil der Musikindustrie in Berlin. Berlin liegt ihm sehr am Herzen, zuhause fühlt er sich dennoch eher in Wien: „Also Wien ist insofern schon Heimat für mich, weil ich mich auch auskenne. Wo ich mich wohlfühle? Wahrscheinlich auch in Wien. Hier ist meine Familie, hier sind die Leute mit denen ich in die Schule gegangen bin, hier ist meine Freundin, hier ist auch meine große berufliche Liebe FM4.“ Das Pendeln zwischen den Städten ist zeit- und kostenintensiv, daher möchte er sich zukünftig tendenziell mehr für eine Stadt entscheiden — welche das sein wird, kann er aber noch nicht sagen.

Würden ihn zumindest theoretisch noch andere Orte reizen, um dort zu wohnen? Spontan nennt er: New York City sowie die USA generell, Kairo, Kanada, Island, Peking, … Einzige Bedingung, die er spaßhalber anfügt: Kakerlaken dürfe es keine geben. Was seinen Job bei FM4 betrifft, so sagt Attia gleich zu Beginn des Interviews: „Für mich war irgendwie immer klar, dass ich zu FM4 wollte.“ In seiner Kindheit und Jugend hörte er viel Radio, Sendungen wie „ZickZack“ oder die „Musicbox“ auf Ö3 prägten ihn. FM4 wurde für Attia während seiner Schulzeit „ein Tor in eine andere Welt, sozusagen“. Er hörte es täglich: „FM4 ab 19 Uhr, mit dem Piepser — darauf hab ich hingefiebert, tatsächlich.“

Er setzte sich schon früh mit dem Radiomachen auseinander: Im Alter von 15 besuchte er seinen ersten Radio-Workshop. Nach der Schule landete er zuerst im Printjournalismus, er schrieb für diverse Musikmagazine und er war Mitbegründer von „The Gap“. Schließlich kam das Jobangebot von FM4, er wurde der Marketing-Abteilung unterstellt: „Ich mach das Booking, also alle Bands, DJs, etc., die auf einem FM4-Event spielen — das kommt über mich. So Konzepte wie: FM4-Überraschungskonzerte. Das kommt auch über mich.“

Julia BARNES, 1962 in England geboren, wuchs in Buckinghamshire auf. Bereits als Jugendliche wollte sie unbedingt Journalistin werden. Sie führt das auf ihren ausgeprägten Gerechtigkeitssinn zurück: „I have a big thing for justice, whatever sort of justice it is. Not just in the court, but social justice, justice across the board." Sie überlegte: Rechtsanwältin oder Journalistin? Schließlich entschied sie sich dafür, eine Karriere als Journalistin anzustreben: „And I decided as a journalist I had more power than as a lawyer."

Erste Erfahrungen im Journalismus sammelte sie bereits im Alter von 16 Jahren, als sie neben der Schule für eine lokale Zeitung Artikel verfasste. Nach der Schule finanzierte ihr Arbeitgeber bei der Zeitung ihr die Ausbildung zur Journalistin. Bis 1985 blieb Barnes im Journalismus, dann wechselte sie in die PR-Branche. Sie arbeitete erfolgreich für zwei große Unternehmen. Die berüchtigt langen Pendlerzeiten in die Londoner City brachten sie schließlich wieder zum Journalismus zurück: „I got fed up with commuting for three hours a day. I had to commute one and a half hours into London, one and a half hours back, with the train. So I went back to my newspaper and enjoyed that."

1993 lernte sie in England einen Psychotherapeuten aus Wien kennen, mit dem sie sich gut verstand. Sie besuchten einander und unternahmen einiges gemeinsam. Einige Monate später — sie war über Pfingsten zu Besuch in Österreich — beschloss sie, ihr Rückflugticket verfallen zu lassen: „And then I decided in May, that was 1994, that I would just give up everything in England and move to Vienna." Von der Familie ihres damaligen Partners wurde sie sofort herzlich aufgenommen: „I didn't ever have a problem thinking about integration or anything like that." Noch im selben Jahr fand Barnes eine Stelle als freie Mitarbeiterin bei „Blue Danube Radio".

Barnes erzählt von der Zeit, als sie sich in Österreich einlebte: Sie lernte, wie ein Wiener Heurigen funktioniert, sie lernte Skifahren, sie bereiste viele Regionen Österreichs. Als sie und ihr Partner sich viele Jahre später schließlich trennten, beschloss sie, dennoch nicht nach Großbritannien zurückzukehren: „I already felt at home here. England had already become quite foreign to me."

Schwieriger war es für sie, anfangs mit der deutschen Sprache zurechtzukommen. Selbst alltägliche Tätigkeiten wie Einkaufen im Supermarkt oder Autofahren wurden dadurch kompliziert: „I didn't know what an *Einbahn* was. I didn't know what it meant with *Anfang* and *Ende*, you know, the parking restrictions, and things like that. So it was very exciting, but it was also a bit scary." Zwei Jahre lang belegte sie einen Deutschkurs an der Universität Wien. Im Interview erzählt sie sehr humorvoll über die Mühen, als Erwachsene eine neue Sprache zu erlernen. Deutsch erschien ihr im Vergleich zu Französisch schwieriger zu erlernen, auch die Aussprache fiel ihr nicht leicht: „It is not a particularly musical language. I used to like speaking French because it was pleasant to speak. But I found some of the ‚noises' I had to make very, very difficult and really not pretty (lacht)."

Doch die Anstrengung machte sich bezahlt, nach einiger Zeit sprach und verstand sie Deutsch ausgezeichnet. In ihrem Privatleben in Österreich verwendet sie mittlerweile fast nur noch Deutsch. Was zur Folge hat, dass ihr, wenn sie in England ist, oft zuerst das deutsche Wort einfällt — und dann erst das englische. In England ist sie nicht mehr oft, etwa einmal pro Jahr: „And I am always very glad to come back here." Fragt man sie, wo sie sich zuhause fühlt, antwortet sie ohne nachzudenken: „It's Sievering. It has been Sievering for the last eleven years and that's where I'm really at home." Pläne, irgendwann einmal zurückzukehren, gibt es definitiv nicht. Sie scherzt: „I don't want go back even in a coffin (lacht). I really don't."

Sie erzählt auch, dass sie die österreichische Staatsbürgerschaft beantragen möchte. Ihr geht es unter anderem um das Wahlrecht: Dadurch, dass sie schon lange nicht mehr in England lebt, ist sie dort nicht mehr wahlberechtigt — in Österreich ist sie es aber auch nicht, so lange sie nicht die

Staatsbürgerschaft hat. Da sie ein politisch sehr interessierter Mensch ist, möchte sie das ändern, denn nicht wählen gehen zu können gibt ihr ein Gefühl von Machtlosigkeit.

Sie selbst fühlte sich nie gesellschaftlich ausgeschlossen, isoliert oder diskriminiert in Österreich, wiewohl sie sich erinnert, einmal bei einem Behördenweg auf eine sehr unfreundliche Beamtin getroffen zu sein. Möglicherweise, relativiert Barnes, sei das aber eher ein Missverständnis gewesen, weil sie damals noch kaum Deutsch sprach. Ihr ist aber bewusst, dass sie es als Engländerin in Österreich einfacher hat als andere Migranten: „I was walking with another woman with a dog and trying to communicate with her and she asked me where I was from. And she said: ‚Oh, Ausländerin erster Klasse.' And that has stayed with me. I think as an English person living here, you have a very different life than a Nigerian person, perhaps. And I am not so comfortable with that. I think a lot of people who aren't ‚Ausländer erster Klasse' really probably don't have such an easy time."

Darüber, dass sie Migrantin ist, denkt sie nicht oft nach. Es beschäftigt sie nur dann, wenn etwas Negatives passiert. Als Beispiel nennt sie unter anderem den Fall des Gambier Bakary J., der von Polizisten in einer Lagerhalle verprügelt und misshandelt wurde. „It is only then that I really think about it. Or if we are in an election campaign and I find some of the campaign posters particularly offensive. That's the only time I really think about it. When I am confronted with the negative aspects. But otherwise, I don't feel foreign here." Sie hat jedoch den Eindruck, dass die Fremdenfeindlichkeit in Österreich in den vergangenen Jahren zunahm: „It was becoming, I think it was around 2000, palpable. You could almost feel it. This growing feeling of xenophobia. So I did feel uncomfortable about that. […] You feel uncomfortable because you are a foreigner."

Wenn man Julia Barnes fragt, wie sie Integration definieren würde, gibt sie eine relativ kurze Antwort: „It is a very difficult thing to determine, or define, rather. I don't know whether I would define it as a respect for the society that you are now living in. That's probably how I best define it." Sie persönlich findet Integration wichtig, und die Vorstellung, in einem Ghetto zu leben, behagt ihr nicht: „And I think people, if they ghettoize, that they actually suffer from that. I don't think it is good for them and I don't think that it is good for the society that they came into."

Sie spricht sich im Bezug auf das Erlernen der Sprache dagegen aus, Menschen zu etwas zu zwingen, das diese nicht wollen. Aber alle Erledigungen, die etwa im Alltag notwendig sind, seien ihrer Erfahrung nach einfacher zu bewältigen, wenn man sich verständigen könne. Druck oder Zwang findet sie falsch. Sie schlägt vor, die Menschen vielmehr darauf hinzuweisen, dass sie Vorteile haben, wenn sie die Sprache beherrschen — und somit einen positiven Anreiz zu schaffen. Die Sprache nicht zu verstehen mache das Leben komplizierter: Daher spricht sie sich auch dafür aus, den Kindern von Eltern, die nicht Deutsch als Muttersprache haben, die Möglichkeit zu bieten, möglichst früh auch Deutsch zu erlernen.

Jenny BLOCHBERGER, im Dezember 1974 in Argentinien geboren, kam rund drei Jahre später nach Österreich. Ihre Mutter ist Argentinierin, ihr Vater ist ein in Argentinien aufgewachsener Österreicher. Beide haben Filmwissenschaften studiert und abgeschlossen. Die Familie musste Argentinien schließlich während der Zeit der Militärdiktatur verlassen. Blochberger kennt zahlreiche Erzählungen ihres Vaters über jene Zeit („Wir sind gerade noch mit dem letzten Schiff davongekommen"), sie selbst kann sich an ihre Kindheit in Argentinien jedoch nur noch vage erinnern. Ihre Familie fuhr schließlich mit dem Schiff nach Italien, und von dort weiter nach Österreich, wo die Eltern ihres Vaters zu jener Zeit lebten. Zuerst wohnten sie in Niederösterreich, danach in Wien. Ihr Vater fand in Wien einen Job als Oberbeleuchter in der Filmbranche.

Das Thema Sprache wird zu einem der Schwerpunkte unseres Interviews: Da die Eltern zuhause Spanisch sprachen, wuchs Blochberger bis zu ihrem sechsten Lebensjahr ebenfalls spanischsprachig auf. Das Erlernen von Deutsch im Kindergarten beschreibt sie als „fließenden Übergang": In ihrer Erinnerung ging es schnell und völlig problemlos vonstatten, und in der Volksschule war sie bereits eine der Besten in Deutsch. Ihre Eltern legten außerdem Wert darauf, dass sie Spanisch nicht verlernt. Heutzutage bezeichnet sie ihr Spanisch als „ziemlich gut", aber „perfekt ist es nicht". Ihr Englisch sei besser, laut Eigendefinition aber ebenfalls „nicht perfekt" — wobei sie sehr hohe Ansprüche an sich selbst stellt. Sie wolle eine Sprache „nicht irgendwie sprechen", sondern am liebsten auf dem Niveau eines *native speakers*.

In der Schule hatte sie nie das Gefühl, „anders" zu sein als die anderen Kinder, wobei sie auch einräumt, dass sie weder vom Namen noch vom Aussehen noch von der Sprache her „anders" war. Bis heute ist „von woanders sein" kein Thema, das sie beschäftigt. (Insofern war sie sich zuerst nicht sicher, ob sie für meine Arbeit die „richtige" Interviewpartnerin ist.) Eher sagt sie, sie sei in der Schule „genauso Österreicherin gewesen wie alle anderen." Sie kann sich aber erinnern, dass die Mentalität ihrer Eltern ein wenig anders war als die der Eltern ihrer Schulkollegen: Sie beschreibt sie als „freigeistig", wobei sie freilich nicht sagen kann, ob das auf eine Art „argentinische Mentalität" zurückzuführen ist, oder schlicht auf das Wesen ihrer Eltern.

Bildung hatte in ihrem Elternhaus einen hohen Stellenwert: „Nicht nur Gymnasium, sondern es war immer klar, dass ich studiere. Noch bevor ich überhaupt geboren war (lacht), war es für meinen Vater klar: Das Kind wird studieren." Sie studierte schließlich im Hauptfach Anglistik und im Nebenfach Ethnologie, Romanistik (Französisch) sowie Germanistik. Nachdem sie zu arbeiten begonnen hatte, brach sie ihr Studium jedoch ab. Dass sie im Medienbereich gelandet ist, ist eher Zufall. Ihren ersten Job hatte sie bei „Wien 1", dem Vorgängersender von ATV. Danach bewarb sie sich beim Assessment-Center des ORF. Zu FM4 wollte sie gezielt, da sie sich sehr für Musik — vor allem abseits des Mainstreams — interessiert. Seit 2002 ist sie für FM4 tätig: zuerst in der Magazin-Redaktion, danach in der Pressestelle. Unter anderem schätzt sie die Zweisprachigkeit und die internationale Atmosphäre am Arbeitsplatz.

Auch als Erwachsene ist es so gut wie nie Thema, dass sie in Argentinien geboren ist. Die Menschen reagieren eher erstaunt, positiv und neugierig, wenn sie es erfahren. Mit Fremdenfeindlichkeit ist sie daher nie konfrontiert gewesen. Sie weiß jedoch, dass ihre Mutter sich nicht immer akzeptiert fühle, und manche Menschen als fremdenfeindlich empfand. Fragt man Blochberger, wo sie sich zugehörig fühlt, so sagt sie, dass sie Österreicherin ist, und dass alles andere unrealistisch wäre — wiewohl sie auch einräumt, dass es durchaus zu ihrer Geschichte gehört, dass sie aus Argentinien stammt.

Als großen Vorteil nennt sie immer wieder ihre Zweisprachigkeit. Sie mutmaßt, dass sie aufgrund ihrer Zweisprachigkeit relativ rasch weitere Sprache erlernte. Ihrer eigenen Tochter hätte sie ihre Zweitsprache Spanisch gerne weitergegeben: Sie stellt aber — wie oben erwähnt — sehr hohe Ansprüche an das Beherrschen einer Sprache und fürchtet, es nicht fließend genug zu sprechen, um es ihre Tochter korrekt zu lehren. Dennoch fördert sie ihre Tochter im Bereich Sprachen

(zweisprachiger Kindergarten, u. ä.). Außerdem ist auch ihre Tochter ein wenig „stolz“ darauf, dass Argentinien „in ihrer Vergangenheit mitschwingt“, wie es Blochberger beschreibt.

Als Erwachsene war sie ein Mal in Argentinien, und zwar für einen dreiwöchigen Urlaub. Sie empfand Begeisterung, sie mochte die Menschen und auch die Art des persönlichen Umgangs: weniger distanziert, viele sprachen einander mit „du“ an. Sie hatte das Gefühl, die Menschen begegneten einander auf Augenhöhe. Auch die Treffen mit ihren Verwandten gefielen ihr sehr. Ihr ehemaliges Zuhause in Argentinien erkannte sie bedauerlicherweise nicht wieder — dazu war die Erinnerung schon zu verblasst. Kontakt mit den Verwandten hält sie vor allem über Facebook, auch wenn sie selbst sagt: „… es ist jetzt kein großer Austausch.“ Jemals nach Argentinien zu ziehen kann sie sich auch nicht vorstellen.

Die Debatte über Migration und Integration werde ihrer Ansicht nach meist zu emotional geführt, zudem liege das Augenmerk vor allem auf den problematischen Aspekten. Blochberger betrachtet es als individuelle Angelegenheit, ob jemand beispielsweise die Sprache erlernen oder in einer sogenannten „Parallelgesellschaft“ leben will.

Mehrmals erwähnt sie, dass viele Menschen bloß von sich ausgingen: „Man vernachlässigt so, dass die Leute einfach auch einen anderen Background haben, ein anderes Bildungsniveau haben und Dinge einfach ganz anders sehen könnten.“ Vielmehr gehe es aber darum, was einem von Kindesalter an als anstrebenswert vermittelt wurde. Blochberger fände es besser, würde Österreich die Menschen mit offenen Armen empfangen und ihnen Hilfe zur Integration bieten. Auf der anderen Seite wäre es ihrem Empfinden nach wünschenswert, dass Immigranten innerhalb der Gesellschaft leben wollen, und nicht außerhalb: „Aber wünschenswert ist viel, ja? Ich denke mir, man kann es nicht erzwingen.“

Mit dem Begriff Integration kann sie wenig anfangen, da sie, wie sie sagt, zu individualistisch sei, um Integration als „Wert“ betrachten zu können. Sie vermutet, dass es bei Integration nicht, wie so oft insinuiert, vor allem um die Sprache geht. Sie kann aber auch nicht in Worte fassen, auf was die Integrationsdebatte genau abzielt. Sie mutmaßt aber, dass die optische Anpassung und die Sprache jene Themen sind, die die Menschen der Mehrheitsgesellschaft am meisten bewegen. Druck (etwa das Verbot, ein Kopftuch zu tagen) erachtet sie als wenig sinnvoll.

Fremdenfeindlichkeit ist ihrer Ansicht nach in Österreich durchaus präsent, auch wenn sich die „Feindbilder“ wandeln: Sie erinnert sich, dass es in ihrer Kindheit eher um Menschen aus dem damaligen Jugoslawien ging, denen man unterstellte, dass sie „Arbeitsplätze wegnehmen“. Heutzutage seien die Feindbilder eher Asylwerber und Flüchtlinge. Seltsam sei, wie sie sagt, dass heutzutage viele Menschen aufgrund ihrer Religion (Muslime) ausgegrenzt werden, wo doch Österreicher seit geraumer Zeit nicht mehr so viel Wert auf Religion legen. Insofern sei „Ausländer“ nicht gleich „Ausländer“, da gebe es Wertigkeiten, ebenso bei der Bewertung von Fremdsprachen.

Joanna BOSTOCK, geboren in Schottland, verbrachte den Großteil ihrer Kindheit und Jugend in Edinburgh. Als sie zirka sechs Jahre alt war, zog sie mit ihrer Familie für zwei Jahre nach Colorado, USA, wo ihr Vater eine Stelle als Wissenschaftler innehatte. In London studierte sie Französisch, im Zuge ihres Studiums verbrachte sie ein Jahr in Frankreich. Seit 1989 lebt sie in Österreich. 2008/2009 ging sie in Bildungskarenz und verbrachte ein Jahr in Edinburgh, wo sie an der Universität ihren Master in International and European Politics machte.

1988 kam sie erstmals für vier Monate nach Wien, um für ihren Job Deutsch zu lernen: Sie arbeitete damals für einen schottischen Reiseveranstalter, der viele deutsche und österreichische Kunden hatte. Zufällig lernt sie eine Gruppe von Gleichaltrigen kennen, mit denen sie sich rasch anfreundete. Ihre neu gewonnen Freunde interessierten sich für Großbritannien und Schottland und sprachen sehr gut Englisch — dennoch halfen sie ihr sehr dabei, Deutsch zu lernen. Außerdem versuchte Bostock, sich selbst möglichst häufig in Situationen zu begeben, in denen sie Deutsch sprechen musste: „When I was an au pair, I deliberately didn't go to those organisations where you would meet other au pairs and people in the same situation, because I was there to learn German. And I knew if I did that, I would meet other non-German speakers and end up not speaking German."

Im Jahr 1989 kam sie erneut nach Österreich: Sie arbeitete zuerst an einer Schule in Niederösterreich. Nachdem dieser Vertrag ausgelaufen war, erfuhr sie, dass man bei „Blue Danube Radio" eine Sekretärin suchte. Da sie sich entschieden hatte, in Wien zu bleiben, bewarb sie sich für den Job: „And to keep a long story very short: basically, the job always developed and I have been at the ORF ever since." Sie stieg auf zur Chefsekretärin, 1995 wechselte sie ins Nachrichten-Team: „And in the beginning of 2011, when a colleague retired, I took his place, as sort of editor — managing-editor — of a program on FM4. So I went from news to that. There has been something that has sort of taken me further. So I am totally lucky in that respect."

Sie selbst ist im Alltag nicht mit Fremdenfeindlichkeit konfrontiert worden. Sie beobachtete aber mehrmals, dass Menschen unterschiedlicher Herkunft in Österreich unterschiedlich behandelt werden. Neben der Herkunft macht es außerdem einen Unterschied, welche berufliche Position man besetzt. Bostock erinnert sich zum Beispiel, dass Beamte sie plötzlich freundlicher behandelten, sobald sie ihre Papiere sahen, die besagten, sie arbeite als Fremdsprachensekretärin. „And all of a sudden: ‚Aha, und wie viele Sprachen sprechen Sie denn?' And he was polite to me." Gleichzeitig seien andere Migranten, die am selben Amt warteten, weniger freundlich behandelt worden. „And that was quite an eye-opening experience: to suddenly be treated differently because I was a different kind of foreigner."

Derartige Beobachtungen machten ihr bewusst: „I think I was very aware from quite early on that, yes, I am a foreigner. But I am a foreigner who is treated differently to other foreigners in Austria." Gegen Ende unseres Gesprächs kommen wir auch auf den Begriff „Migrationshintergrund" zu sprechen. Auf die Frage, ob sie über sich selbst sagen würde, Migrationshintergrund zu haben, antwortet sie: „Strictly speaking, I suppose I do. Although I am not somebody for whom that has made life difficult."

Das Thema Zugehörigkeit kommt während unseres Interviews mehrmals zur Sprache. Gleich zu Beginn unseres Gesprächs erzählt Bostock, dass ihre Eltern aus England stammen, sie aber in Schottland aufwuchs. Insofern, räumt sie lachend ein, gehöre sie in einem gewissen Sinne der zweiten Generation an. Sie schildert, dass sie sich selbst nie als Engländerin gefühlt habe, sondern als Schottin. Wobei sie relativiert, sie fühle sich nicht „as culturally Scottish as people who are properly Scottish." Manche der schottischen Traditionen seien ihr fremd, da ihre Eltern eben aus England stammen. Ihre schottischen Wurzeln haben für sie nach wie vor Bedeutung, unter anderem hat sie daher noch nicht die österreichische Staatsbürgerschaft beantragt: „I suppose part of the reason for that is, strictly speaking, I would have to then give up my British passport, which

I am not quite ready to yet. I am not sure about intellectual reasons for that — it is kind of a gut feeling. That, you know, those are my roots, and that would be difficult to give up."

Auf die Frage, ob sie sich als Migrant bezeichnen würde, denkt sie nach und antwortet: „I suppose I don't really think about it." Sie begründet das damit, dass sie für sich nicht beschlossen hat, fix in Wien zu bleiben: Sie weiß nicht, wo sie in einem, in fünf oder in zehn Jahren leben wird. Immer wieder kommt auch eine mögliche Rückkehr nach Schottland zur Sprache: „I'm aware of the fact that, as you get older, because of things I have heard from other people: I think you probably want to return to your roots. Or at least think about your roots more. So maybe that's why I don't sort of consider myself a migrant. A temporary migrant (lacht)."

Einerseits spricht für sie viel für ein Leben in Österreich, andererseits zieht es sie auch nach Schottland: Emotionale treffen dabei auf praktisch-intellektuelle Argumente. Sie stammt aus Schottland, insofern hat Schottland für sie eine Bedeutung. Andererseits schätzt sie ihr Leben, ihren Job, ihre Wohnung und die hohe Lebensqualität in Wien. Ebenso sind die Ausbildungsmöglichkeiten für ihre Tochter in Österreich besser. Großbritannien ist ihrer Ansicht nach für ihre Tochter nicht der ideale Ort, um dort aufzuwachsen.

Sie schließt rein theoretisch auch nicht aus, einmal in einem anderen Land als Schottland oder Österreich zu leben: Käme zum Beispiel ein gutes Jobangebot aus Frankreich oder Amerika, so würde sie auch in Erwägung ziehen, dorthin zu gehen: „At the moment, at my stage in life, I think, anything is possible."

Immer wieder sprechen wir in unserem Interview auch über Sprachen. Bostock erlernte Deutsch im Laufe der Jahre ausgezeichnet: Am Ende unseres Gesprächs sprechen wir ein wenig Deutsch. Sie spricht es akzentfrei. „Oft sagen Leute: ‚Du sprichst wahnsinnig gut Deutsch.' Weil ich gerne Sprachen lerne, weil ich es auch teilweise gelernt habe durch das Reden, und nicht irgendwie von Büchern." Und dennoch weiß sie, dass es im Alltag — auf Ämtern, im Beruf, aber auch in Freundschaften und Beziehungen — schwierig sein kann, wenn man auf eine andere Sprache als die eigene Muttersprache angewiesen ist: „You know, even though I have lived here for 23 years and speak the language fairly fluently, you are never quite able to sort of put a subtle point across in another language as you are in your own." Ihre Tochter hat sie zweisprachig erzogen.

Fragt man sie, was sie unter Integration versteht, so erzählt sie, dass sie für ihren Job bereits mehrmals Experten zu dieser Thematik interviewte. Einer von denen kritisierte den Begriff: „Because we should not talk about integration, because that implies all sorts of questions, like whose responsibility it is. If you talk about integration, that sounds like: the outsiders having to integrate themselves on the inside. And is that really what we talk about?"

Auf der persönlichen Ebene versteht sie unter Integration, Kontakt zu anderen Menschen aufzunehmen: Als Beispiel erzählt sie von ihrer Bekanntschaft mit der türkischstämmigen Hausbesorgerin. Wenn sie einander begegnen, unterhalten sie sich, und sie erkundigen sich zum Beispiel, wie es den Kindern des jeweils anderen geht. Als der Sohn ihrer Bekannten Schwierigkeiten in der Schule in Englisch hatte, half sie ihm: „You know, just trying to interact with people on a normal one-to-one level. And not let those barriers get in the way."

Ali Cem DENIZ, 1988 geboren, lebte bis zu seinem achten Lebensjahr in der Türkei. Seine Eltern führten dort ein Lebensmittelgeschäft, die wirtschaftliche Situation im Land war zu jener Zeit jedoch angespannt: „Ich glaube, sie waren schon sehr pessimistisch damals, was die Lage in der Türkei betrifft. Und sie wollten eigentlich dort nicht mehr leben", erzählt Deniz. Der Vater ging im Jahr 1991 als Imam zuerst nach Deutschland, dann nach Österreich. „Er hat Islamwissenschaften studiert und das war die einfachste Möglichkeit, um ins Ausland zu kommen. Weil die 90er-Jahre waren ja schon so eine Zeit, wo die Migration von der Türkei nach Österreich und Deutschland schon immer weniger wurde, und es wurde immer schwieriger, rüberzukommen."

Etwa fünf Jahre später zogen Deniz und seine Mutter zum Vater nach Salzburg. Angekommen in Salzburg, kam Deniz zuerst in eine Integrationsklasse. Wobei er das Konzept einer Integrationsklasse, wie er sagt, paradox findet, denn: „Also die, die in der Integrationsklasse integriert werden sollen, kommen ja mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit in die Sonderschule." Was bei ihm nicht der Fall war, er trat nach einiger Zeit in eine reguläre Volksschulklasse ein.

Er erinnert sich, dass es anfangs nicht einfach war, in ein anderes Land und in eine neue Klassengemeinschaft zu kommen, Anschluss zu finden und akzeptiert zu werden: „Ich war auch in der Klasse der einzige Türke. Und vor allem im ersten Jahr … Ich bin auch mitten im Semester gekommen. Also 1996, im März, sind wir gekommen. Und ich bin in die erste Klasse gekommen und hab noch keine Noten bekommen für das Jahr, sondern nur dieses ‚Teilgenommen' stand da am Zeugnis. Ja, das ist schon sehr schwer." Auch Freunde zu finden war zu Beginn etwas kompliziert: „Na es war nicht so einfach. In der zweiten Klasse ist ein Türke dazugekommen, und in der dritten Klasse und so. Also wir waren schon so klassisch, ja? Ich war aber auch mit anderen Kindern befreundet."

Er erzählt, dass seine Eltern ihn während seiner Schulzeit unterstützten. Einerseits, indem sie ihm beim Lernen halfen: „Ich hatte dadurch, dass ich Einzelkind bin, auch das Glück, dass meine Eltern sich mit mir beschäftigen konnten. Also ich hab immer genügend Unterstützung von zu Hause bekommen. Ich glaube nicht, dass es alleine durch die Schule alles passieren würde [dass man die Schule schafft, Anm.]. Oder durch die Lehrerinnen oder so was." Andererseits halfen seine Eltern auch, indem sie sich dafür einsetzten, dass er das Gymnasium abschließen konnte:

Während er in der Volksschule sehr gute Noten in Deutsch gehabt hatte, tat er sich in der Unterstufe im Gymnasium mit Deutsch plötzlich schwer. Warum das so war, kann er nicht genau erklären. Die Deutschlehrerin riet seinen Eltern, er solle die Schule wechseln und eine Hauptschule besuchen — was für seine Eltern keine Option war. „Also ich hab immer sehr gerne gelesen, schon als kleines Kind. Und ich hab dann halt angefangen, extrem viele Bücher zu lesen in der Unterstufe. Und komischerweise hab ich ab der fünften Klasse … Also die Unterstufe hab ich wirklich mit sehr viel Mühe geschafft. […] Und ich weiß es nicht, ich kann es mir selbst nicht erklären, aber ab der Oberstufe war ich wieder ein sehr guter Schüler."

Er erinnert sich, dass er Deutsch rasch erlernte, da er noch sehr jung war, als er nach Österreich kam. Von politischen Forderungen, Migranten mögen zu Hause Deutsch sprechen, hält er nichts: „Das ist so merkwürdig (lacht). Also wenn man das versucht, das fühlt sich so komisch an. Ein paar Mal haben wir es glaube ich versucht, vor allem, um meinem Vater Deutsch beizubringen. Es fühlt sich nicht mehr an, als wäre das eine Familie, sondern als wären das komplett fremde Menschen — also es ist ganz anders. Und wir haben halt auch immer türkisches Fernsehen gehabt. Also das war überhaupt kein Problem für mich." Viel eher half ihm eine solide Basis in seiner Muttersprache: „Ich glaub schon, dass ich sehr gut Türkisch konnte, das hat mir schon geholfen, Deutsch zu lernen."

Nach seiner Matura in Salzburg begann er in Wien Internationale Entwicklung zu studieren. 2011 absolvierte er die „biber"-Akademie, wo er im Anschluss ein Praktikum beim ORF vermittelt bekam. Beim ORF wollte er gezielt zu FM4: „Die Beiträge und die Themen haben mir immer gefallen. Also ich hab mir gedacht, okay, da kannst du deine Themen unterbringen." Nach seinem Praktikum blieb er als freier Mitarbeiter bei FM4. Er schreibt Beiträge zu verschiedenen Themen, zum Beispiel Buchrezensionen. Er beschäftigt sich außerdem auch journalistisch mit dem Thema Migration. „Man ist dann ja auch in so einer komischen Lage, dass man denkt: Okay, du bist ein Migrant und du schreibst nur über Migranten-Themen. Andererseits denke ich mir, in Österreich haben wir so wenige Migranten in den Medien, es wird aber extrem viel darüber geschimpft und es wäre vielleicht nicht schlecht, wenn die Migranten da drüber schreiben würden."

Deniz betrachtet sich selbst als Migrant der ersten Generation, er lacht aber auch über die Vorstellungen, die mit diesem Begriff verknüpft sind: „Aber natürlich, wenn ich sage ‚erste Generation', dann klingt das, als wäre ich ein Gastarbeiter (lacht). Na wenn ich erste Generation höre, dann denke ich automatisch an die 70er-Jahre und so weiter. […] Und wenn ich an zweite Generation denke, dann denke ich an Reumannplatz und so was" (lacht).

Er erzählt, dass er kein besonders starkes Heimatgefühl irgendeinem Ort gegenüber empfinde. „Ich mag auf jeden Fall diese Doppelte-Abwesenheits-Theorie nicht. Ich würde eher sagen: doppelte Anwesenheit." Er lebe in Österreich, er habe aber auch nach wie vor einen Bezug zur Türkei: Er spricht sehr gut Türkisch, und er fährt jedes Jahr in die Türkei. Er vermutet, es könne auch daran liegen, dass von seiner Familie nur er und seine Eltern in Österreich leben — seine anderen, engen Verwandten leben in der Türkei. Er besucht seine Verwandten gerne und er möchte auch seine Diplomarbeit in der Türkei schreiben.

Er erzählt, dass er aber auch türkischstämmige Menschen in Österreich kennt, die nicht gerne in die Türkei fahren, da sie sich dort nicht wohl fühlen, denn: „In der Türkei gibt es ja schon einen ziemlich starken Rassismus gegenüber Türken, die aus Europa kommen, Deutsch-Türken." Diese Anfeindungen würden ihn aber nicht betreffen. Interessanterweise werde ihm in der Türkei konstatiert, kein „typischer Deutsch-Türke" zu sein, während er in Österreich zu hören bekomme, kein „typischer Türke" zu sein. „Mir wird dann immer gesagt: Hey, du bist ja gar nicht wie ein Deutsch-Türke. Man hört dir das gar nicht an. Du schaust nicht komisch aus (lacht). Und hier wird mir dann gesagt, dass ich mich überhaut nicht wie ein Türke verhalte."

Auf meine Frage, ob er in Österreich mit Fremdenfeindlichkeit konfrontiert war, entgegnet er dass diese Frage für ihn immer schwer zu beantworten sei. Feindselige verbale oder gar gewalttätige Attacken erlebte er nicht. Wenn, dann spielten sich die Vorfälle auf eine subtilere Art und Weise ab: Als Beispiel schildert er, wie er mit seiner Mutter in eine Bäckerei ging, und die Verkäuferin automatisch annahm, dass sie kein Deutsch sprächen. Weiters berichtet er, dass er manchmal von der Polizei kontrolliert wird, oder dass er bei Flughafenkontrollen oft genau befragt wird.

Er fügt aber auch hinzu, er vermute, dass nicht nur seine Herkunft Thema sei: „Aber ich muss sagen, ich hab eigentlich das Gefühl, dass es mehr ein Problem ist, dass ich ein Moslem bin — oder dass mir zugeschrieben wird, dass ich einer bin — als dass man einfach reiner Ausländer ist, ja? Ich glaube, da kommt wieder eine zusätzliche Ebene dazu. Vor allem seit dem 11. September." Was er auch kritisiert, ist, dass die Medien gewisse Klischees immer wieder verbreiten und somit verfestigen: „Also es kann schon so weit kommen, dass mir die Lust vergeht, eine Zeitung zu lesen. Also diese ganzen Integrations-Debatten, und Frauen mit Kopftüchern, die von hinten fotografiert werden — diese Bilder. Das kann schon sehr nerven, ja."

Albert FARKAS, Jahrgang 1982, ist in Wien geboren und aufgewachsen. Seine Eltern stammen aus Ungarn: Seine Mutter floh 1956 im Zuge des ungarischen Volksaufstandes zuerst nach Österreich, anschließend nach Brasilien. Dort lebte sie zehn Jahre, danach kehrte sie nach Österreich zurück. Zu jener Zeit reiste sie auch mehrmals nach Ungarn, wo sie ihren Ehemann kennenlernte. Das Paar heiratete und zog nach Wien.

Zu FM4 kam Farkas im Jahr 2001. Er ist Teil der Programmgestaltung: „Das heißt, am akkuratesten könnte ich es wahrscheinlich so beschreiben, dass ich für *creative content* zuständig bin. Das ist ein relativ weit gestecktes Feld. Ein großer Teil der Arbeit ist halt, Werbung machen zu müssen für Inhalte, die am Sender laufen, und kleine Kurz-Spots zu entwerfen, die diese Inhalte bewerben. Da hinein fällt auch: Humoresken, Beiträge. Ich bin immer noch, zumindest am Rande, in der Magazin-Abteilung angesiedelt und mach hin und wieder Reportagen, Gewinnspiele."

Farkas beginnt unser Gespräch mit einer interessanten Feststellung: „Nichtsdestotrotz glaube ich, dass mir in meinem Leben bis jetzt kaum jemand auf den Kopf zugesagt hat, ich hätte Migrationshintergrund." Da er weder optisch noch akustisch noch anhand eines in Österreich ungewöhnlichen Namens als Migrant erkennbar sei, werde er in der Regel nicht auf seinen Migrationshintergrund angesprochen. Dennoch beschäftige ihn sein Migrationshintergrund, wie er es selbst beschreibt, sehr häufig: „Ja komplett. Ich glaube, ich habe ein relativ komplexes Identitätskonstrukt und betrachte mich nicht in erster Linie als Migrant. Aber dennoch beschäftigt es mich mehr als fast alles andere, würde ich meinen."

Wobei er erklärt: „Ich selbst hab keinen bis hin zu einem eher negativen Bezug zum Herkunftsland meiner Eltern. Das hat vor allem psychologische Gründe: Die Art und Weise, wie Ungarn an mich herangeführt wurde, als ich noch ein Kind war, hab ich als extrem zwangsweise empfunden. Und ich hab deswegen lange Jahre das Land und die Leute und die Sprache und die Gepflogenheiten mit negativen Stereotypen belegt. Ich bin von daher vielleicht relativ atypisch, das weiß ich nicht."

Er beschreibt, dass sein Vater immer eine sehr enge Bindung zu Ungarn empfand: „Mein Vater hat eine wie mir scheint extrem kuriose Liebe — fast Obsession — zu Ungarn. Also wie ich finde: fast eine absurd übersteigerte Liebe zu Ungarn. Und eben eine, die ich nie nachvollziehen konnte." Während seiner Kindheit fuhr Farkas mit seiner Familie relativ häufig — etwa alle zwei bis drei Monate — nach Ungarn. Die Begeisterung seines Vaters sprang aber nie auf ihn über: „Aber mir hat's nie gefallen. Und mein Vater war immer bitterlich von mir enttäuscht. Nicht nur, dass ich die Sprache nicht gescheit gelernt habe, sondern ich war nie glücklich, dort zu sein." Er hat die Besuche in Ungarn eher in schlechter Erinnerung: „Einmal waren wir eine Woche in Sopron — ich hab es gehasst. Ich weiß gar nicht mehr, warum ich es so unglaublich gehasst habe, aber ich habe es wirklich sehr gehasst."

Seine Ablehnung äußerte sich unter anderem dadurch, dass er bereits als Kind nicht Ungarisch sprechen wollte. Interessanterweise kann er sich nicht mehr erinnern, ob er als kleines Kind mehrheitlich Ungarisch oder Deutsch sprach. Im Kindergarten, erzählt er, habe er jedenfalls schon fließend Deutsch gesprochen — wie es zuvor war, weiß er jedoch nicht mehr. Seine Eltern sprachen zu Hause Ungarisch, insofern vermutet er, dass er zuerst ebenfalls Ungarisch sprach, und dass er schließlich vor allem durch das Fernsehen Deutsch lernte: „Ich glaube sogar, dass ich schon im Alter von drei, vier oder fünf Jahren Fernsehen ausgesetzt war und deshalb vielleicht damals schon mehr Deutsch gesprochen habe als Ungarisch. Wie gesagt, ich weiß es nicht mehr genau, was seltsam ist."

Ab dem Kindergarten und der Volksschule, erinnert er sich aber, sprach er jedenfalls praktisch nur noch Deutsch: „Ich hab sehr früh lesen gelernt. Und ab da war es wie wenn man einen Schalter umgelegt hätte, und alles, was von selbst aus mir raus kam, war nur noch Deutsch."

Sein Vater wollte ihm die ungarische Sprache mehrere Jahre lang beibringen, er weigerte sich aber, sie zu erlernen. Er empfand es eher als Zwang. „Wenn man sich mit so einem Druck konfrontiert sieht — also ich hab dann abgeschaltet.“ Als Farkas etwa sieben oder acht war, gab es sein Vater auf, ihm Ungarisch beibringen zu wollen, und sprach fortan Deutsch mit ihm. „Aber schon dieser Akt hat eine gewisse Enttäuschung gezeigt und hatte einen bitteren Unterton. Weil ich halt heraushören konnte: Ich rede jetzt mit dir Deutsch, obwohl ich eigentlich Ungarisch reden sollte.“ Dass er als Kind nicht Ungarisch lernen wollte, führte im Erwachsenenalter zu durchaus ungewöhnlichen Situationen. „Das war eben die seltsame Sache: Es gibt wahrscheinlich nicht viele Kollegen von mir, die bekunden könnten, dass sie, wenn sich ihre Eltern unterhalten, mitunter nicht alles verstehen. Aber meine Eltern haben sich miteinander immer auf Ungarisch unterhalten, fast immer.“

Seine Meinung über Ungarn änderte er langsam in den vergangenen eineinhalb Jahren, als er ungarischstämmige Menschen kennenlernte, die ihm sympathisch waren, und mit denen er sich gut verstand. „Ich hab erst durch andere Ungarn, oder Exil-Ungarn, die ich kennengelernt habe, langsam angefangen, mir ein neues, unabhängiges Verhältnis aufzubauen zu dem Land — ein positiver besetztes. Ich bin, wenn man so möchte, eigentlich jahrelang davor davongelaufen.“ Wiewohl er nach wie vor auf Distanz geht, und beispielsweise erzählt, als Erwachsener noch nie alleine in Ungarn gewesen zu sein. „Das ist auch die Sache: In meinem Erwachsenenalter war ich noch nie alleine in Ungarn. Weil ich das nicht wollen würde, glaube ich. Deswegen bin ich immer mit meinen Freunden hingefahren, weil es mir quasi ein bisschen einen Schutz gibt.“

Grundsätzlich ist er an Sprachen sehr interessiert, er lernte neben Englisch — wenn auch mit „unterschiedlicher Intensivität und mit unterschiedlichem Erfolg“, wie er hinzufügt — noch Französisch, Spanisch, Italienisch und Türkisch. Schließlich begann er auch, seine Ungarischkenntnisse wieder zu vertiefen. „Das hat eben jetzt bis in mein mittleres Erwachsenenalter gedauert, bis ich angefangen habe, mir zu denken: Eigentlich hat’s, wenn schon nichts anderes, dann einen lustigen *novelty*-Faktor, ein paar ungarische Wörter einzustreuen. Oder auf Ungarisch zu schimpfen, was, wie Ephraim Kishon mal in einer Kurzgeschichte geschrieben hat, wahrscheinlich grimmiger klingt, als in jeder anderen Sprache zu schimpfen.“ Er erklärt, Ungarisch relativ gut zu verstehen, das Sprechen falle ihm hingegen schwerer.

Benachteiligungen aufgrund seines Migrationshintergrundes erlebte er nicht. „Weiße Männer haben in Österreich sicher nicht irgendwas zu befürchten, würde ich jetzt mal meinen. Das ist das Erste. Und das Zweite ist: In der Hitliste der Nachbarländer, deren Angehörige hier schief angesehen werden, ist wahrscheinlich Slowenien immer noch recht hoch im Kurs. Wenn ich ein weißer Mann, aber dennoch Kärntner Slowene wäre in Kärnten, dann kann ich mir vorstellen, hätte ich vielleicht Probleme. Aber Ungarn? Ich glaube eher nicht.“ Und er fügt hinzu: „Deswegen sollte es mir eben leicht fallen, diesen Aspekt als Bereicherung wahrzunehmen, weil ich keine Angst davor haben müsste, das zumindest teilweise irgendwie auszuleben in Österreich. Und die meisten Leute — oder fast alle Leute, wahrscheinlich — das eben mehr als interessante ‚*feather in your cap*’ wahrnehmen würden, als als eine Behinderung. Aber das ist bei mir persönlich ein langsamer Prozess, dort hinzukommen und das auch selbst so zu betrachten.“

Murray G. HALL ist im Jahr 1947 in Kanada in Winnipeg, Manitoba, geboren. Sein Vater, ein gebürtiger Engländer, wurde während des Zweiten Weltkriegs nach Kanada versetzt. Hall wuchs in Kanada auf. Als junger Bursche arbeitete er als Zeitungsausträger, was ihm, wie er später vermutet, möglicherweise eine gewisse Affinität zu Zeitungen bescherte. Im Alter von zwölf Jahren zog er für zwei Jahre nach Deutschland, da sein Vater, der inzwischen bei der kanadischen Armee arbeitete, dorthin versetzt wurde. Hall räumt aber ein, während dieser Zeit in einer kanadischen Gemeinschaft gelebt zu haben, der eine vollständige Infrastruktur zur Verfügung stand — insofern war es zum Beispiel nicht dringend erforderlich, Deutsch zu lernen.

Zurück in Kanada kam er viel herum, da seine Familie oft übersiedelte. Insgesamt, erzählt Hall, habe er elf oder zwölf Schulen besucht. Nach dem Schulabschluss wollte er zuerst in Toronto Journalismus studieren, schließlich landete er aber bei den Fächern Romanistik und Germanistik an der Universität in Kingston, Ontario. Die Motivation für dieses Studium war unter anderem ein schlechter Französisch-Lehrer. „Und ich hab mir gedacht: Irgendwer muss das besser machen — ich muss unbedingt Romanistik studieren (lacht).“ Germanistik interessierte ihn unter anderem wegen seines Aufenthaltes in Deutschland, generell interessiert er sich aber sehr für Sprachen.

Wegen seines Zweitfaches Germanistik verschlug es ihn im dritten Studienjahr schließlich erneut nach Europa, und zwar an die Universität Freiburg. Nach dem BA honours wollte er in der Schweiz den MA machen, er erhielt stattdessen aber ein Stipendium für Österreich.

In Wien lernte er seine zukünftige Ehefrau kennen. Gemeinsam gingen sie zuerst nach Kanada, wo Hall sein Studium abschloss. Nach einem Jahr in Kanada kehrten sie nach Wien zurück, wo Hall am Institut für Germanistik sein Doktoratsstudium begann. Die Promotion erfolgte 1975, die Habilitation 1987. Hall beschäftigte sich unter anderem mit Robert Musils Werken, Literatur und Zeitgeschichte. 1985 gab er eine zweibändige Verlagsgeschichte — ein Standardwerk — heraus. Im Jahr 2000 bekam er den Berufstitel Ao. Univ.-Prof.

Im Mai 1977 fing er an, neben seiner Karriere als Wissenschaftler zusätzlich als Nachrichtensprecher und Redakteur beim ORF zu arbeiten. Erfahrungen in dieser Richtung hatte er zuvor in Kanada gesammelt, wo er bei einem kleinen Rundfunksender eine Musiksendung gestaltet hatte. Er arbeitete u. a. für „Radio Österreich International“, „Blue Danube Radio“ und Ö1, zuletzt war er FM4 unterstellt. 2009 beendete er seine Arbeit für den ORF.

Hall erinnert sich noch, wie schwer es war, in ein anderes Land zu gehen und die Sprache noch nicht zu beherrschen: Anfangs in Freiburg fiel es im schwer, den Vorlesungen zu folgen. Er freundete sich mit einem Schweizer an, mit dem er Französisch sprechen konnte. Er war verunsichert, beim Sprechen Fehler zu machen. Er las viel und hörte oft Radio, um die Sprache zu erlernen — dennoch brauche das Erlernen einer Sprache seine Zeit: „Der Spracherwerb dauert. Es dauert, bis man den Punkt erreicht, an dem man sagt: Ja, ich beherrsche die Sprache — und nicht umgekehrt.“

Heutzutage spricht er fast nur noch Deutsch, Englisch spricht er vor allem mit seinen Söhnen oder mit ehemaligen englischsprachigen Kollegen vom ORF. (Er ist interessanterweise der einzige meiner Interviewpartner, der Englisch als Muttersprache hat, das Interview aber trotzdem auf Deutsch führen möchte.) Er und seine Frau überlegten Ende der 1970er-Jahre, wie sie ihre Söhne zweisprachig erziehen können. Bei Kollegen erlebte er, dass die Kinder teilweise die Sprachen vermischten. Zudem gab es zu diesem Zeitpunkt noch nicht viel Literatur zu diesem Thema. Instinktiv entschieden seine Frau und er sich für die richtige Methode: Er sprach (und spricht) mit den Kindern Englisch, sie Deutsch. Diese Methode funktionierte gut, seine beiden Söhne sprechen beide Sprachen fließend.

Wien empfand er, so erinnert er sich, anfangs als „grau in grau“. Vieles war für ihn ungewohnt, etwa die Ladenöffnungszeiten (damals schlossen alle Läden Samstags um 12 Uhr). Im Vergleich zu Kanada erschien ihm Wien eher provinziell zu sein. Im Vergleich zu früher empfindet er Wien jedoch mittlerweile als kosmopolitische Stadt.

Eine Rückkehr nach Kanada war und ist für ihn kein Thema: Hall schätzte seine Arbeit in Wien. Er fährt nach wie vor alle ein bis zwei Jahre nach Kanada, um seine Mutter und seine beiden Schwestern zu besuchen. Kontakt mit seiner Familie in Kanada hat er regelmäßig. Zuhause fühlt er sich in Kanada und in Österreich: „Eher beides. Wenn ich in Kanada bin, dann bin ich auch gerne dort und das Leben dort interessiert mich.“

Mit Fremdenfeindlichkeit war er persönlich nie konfrontiert. Wiewohl er sagt, dass er auch nicht als „Ausländer“ auffällt. „Wieder ein englischer Ausdruck, für den ich noch keine Übersetzung gefunden habe: ‚to be part of the furniture’. Hier kann man sagen, ich bin ‚part of the furniture’ geworden. Das heißt, ich falle nicht mehr so auf als Ausländer, nehme ich mal stark an (lacht).“ Als Kanadier sei es eben etwas anderes: „Da ist man [in der Wahrnehmung mancher Menschen, Anm.] dann so eine Art ‚Edel-Ausländer’ oder so. Man wird wahrscheinlich anders behandelt als zum Beispiel ein Türke oder ein Vietnamese. Weil man eben nicht auffällt in dem Sinn.“

Er wolle die Situation nicht verklären, dennoch bezeichnet Hall Fremdenfeindlichkeit nicht als großes Problem in Kanada. „Genauso ist es mit der Sprache: Wenn man in Kanada irgendwo hingeht und nicht so gut Englisch kann — das kann jemand sein, der gerade auf Urlaub ist, oder ein Kanadier, nicht? Und letzten Endes sind alle Kanadier.“

In Österreich würde man viele Menschen als „Ausländer“ abstempeln, die gar keine sind. Die Sprache spiele dabei eine wichtige Rolle. Hall plädiert, Kindern möglichst früh Sprachkurse anzubieten: „Aber wenn was getan wird, ab drei, vier oder fünf Jahren, mit dem Sprachenerwerb, dass sie die Sprache des Landes lernen, dann haben die sicher mehr Chancen. Es ist eine banale Feststellung, aber es ist so.“

Bei Diskussionen rund um das Thema Einwanderung stören ihn Zwischentöne nach dem Motto „Da haben wir eh schon genug“. „Das stört mich schon. Denn wenn man sich die Zahlen anschaut … Die Journalisten machen den Fehler, dem Strache nicht zu sagen: ‚So schaut’s aus.’ Und das müssen sie bei ihm machen. Vor allem bei ihm. So groß ist das Problem nicht in Österreich. Und wenn wir Asylansuchen haben, das sind tausend Leute bitte – ich glaube, es gibt an jedem Tag in Kanada mehr. Das ist absurd, zu jammern, über, ich weiß nicht, vierzehnhundert Anträge oder so.“

Riem HIGAZI ist in Kairo geboren. Ihr Vater ist Ägypter, der in den 1960er-Jahren in Wien studierte und dort ihre Mutter, eine Waldviertlerin, kennenlernte. Der Vater rechnete sich in Ägypten bessere Berufschancen aus, daher zogen die Eltern nach Kairo. Doch als Higazi zur Welt kam, wurde die politische Situation in Ägypten zusehends unsicherer: Der Vater wollte seine Tochter nicht innerhalb dieses Systems aufwachsen sehen, er wandte sich daher an die Botschaften von Kanada sowie Australien. Kanada zeigte sich Einwanderern gegenüber aufgeschlossener, was sie humorvoll kommentiert: „So, me and my brother ended up freezing our asses off instead of spending time at the beach in Australia." Higazi war sechs Monate alt, als die junge Familie nach Kanada übersiedelte. Kurz darauf kam dort ihr Bruder zu Welt.

Wie so viele andere Einwanderer war ihr Vater davon betroffen, dass sein Diplom in Kanada nicht anerkannt wurde. Sie bezeichnet es als „classic immigrant kind of situation", da ihr Vater mehrere Jobs gleichzeitig hatte. Er lernte selbst Englisch, und er sprach mit seinen Kindern nicht Arabisch, da er wollte, dass die Kinder ebenfalls Englisch lernten und quasi als Kanadier aufwuchsen. Higazi erzählt, dass in dem Wohnblock, in dem sie aufwuchs, viele Immigranten der ersten Generation wohnten. Trotz all der verschiedenen Hintergründe herrschte ein Gemeinschaftsgefühl: „There was definitely a feeling of community, because we were kind of in the same boat. The immigrants-boat."

Nach der Scheidung der Eltern blieben Higazi und ihr Bruder beim Vater, der schließlich seine ehemalige Schwiegermutter im Waldviertel um Hilfe bat. So kam es, dass Higazi eineinhalb Jahre bei ihrer Großmutter in Niederösterreich verbrachte, in einem kleinen Ort im Waldviertel: „At a time when foreigners were ‚Zigeuner'. Because of our dark hair and our looks, you know. That was basically the first word that I learned in German: ‚Zigeuner'." Für die Nachbarn waren sie „die armen Muslim Murlis", wobei das durchaus freundlich gemeint war.

Für die eher konservativ eingestellte Großmutter war es eine Herausforderung, plötzlich für zwei muslimische Kinder zu sorgen. Higazi beschreibt sie aber als sehr beschützend, wenngleich sie sagt, den Eindruck zu haben, dass die Großmutter sie ein wenig anders behandelte als ihre österreichischen Cousinen und Cousins. Die Großmutter setzte sich dennoch sehr für die Kinder ein, sie wollte sie schließlich gar adoptieren, was Higazis Vater jedoch ablehnte.

Zurück in Kanada landete Higazi zuerst ein halbes Jahr lang in der Klasse für Kinder mit Englisch als Zweitsprache. Ihre restliche Schulzeit verbrachte sie in Kanada. Higazi ist viel herumgekommen: Sie arbeitete unter anderem in Paris als Au-pair, und sie studierte Journalismus und Psychologie in Wien. Zum ORF kam sie 1993. Von 1996 bis 2002 lebte sie in London, von wo aus sie weiterhin für FM4 arbeitete.

Higazi beobachtete, dass Menschen mit Migrationshintergrund gerade auf Ämtern, bei Flughafenkontrollen etc. Gefahr laufen, ein wenig anders — etwa von oben herab — behandelt zu werden: „Sometimes, in that capacity, I have felt some racism. I have felt like a kind of ‚I am not as good as...'. You know?" Was sie ergänzt, ist, dass gewisse berufliche Positionen in Österreich fast ausschließlich von Weißen besetzt seien: „How many times have you seen, in Austria, a black police man? How many times have you seen somebody of the border control from India? You know, *der Inder* [Werbefigur eines Handyanbieters, Anm.] *ist ja irgendwie quasi Österreicher*. Right, so there must be more of them. How many times have you seen a guy like that at the *Passkontrolle*?"

Aber auch im Alltag kann das „Ausländer-sein" eine Rolle spielen: Wer jung und attraktiv sei, der habe weniger Probleme und gelte eventuell gar als interessant weil „exotisch". Aber: „It definitely changes. And that is not me being like ‚I can't deal with getting older or getting fatter' or whatever. I do notice that you are less forgiven for ageing or for not being as attractive as you were when you were younger — if you are on top of that *ein Ausländer*. There is an element of that. It is not something you can put your finger on, but it is definitely there."

Englisch bezeichnet Higazi als ihre Muttersprache, ansonsten spricht sie Französisch und Deutsch sowie ein wenig Arabisch. Über ihre Deutschkenntnisse erzählt sie, dass sie es nicht korrekt zu schreiben gelernt hat: „*Also ich kann Wienerisch. Oder ich kann sogar, wenn ich länger im Waldviertel bin, oder wenn ich zurück komme aus dem Waldviertel, dann ist alles: obe, aufe, umme* [Dialektwörter, Anm.]." Dennoch ist für sie das Beherrschen der deutschen Sprache — ihr Waldviertler oder Wiener Dialekt — eine Art „Waffe", oder auch ein Schutzmechanismus: Sie erlebte, dass man manchmal weniger von oben herab behandelt wird, wenn man sich in der hier gängigen Umgangssprache ausdrücken kann.

Zuhause fühlt sie sich in diesem Sinne in keinem Land. Wobei sie einräumt, dass sich ihr in Österreich viele Chancen geboten hatten, und sie zudem hier ihre Freunde, ihren Job und ein gutes Leben hat. Ein- bis zweimal pro Jahr besucht sie Verwandte in Kanada, die an der West- und Ostküste leben. Kontakt mit ihrer Familie hat sie dank Internet und Facebook aber auch von Österreich aus. Eng verbunden fühlt sie sich vielen Cousins und Cousinen in Ägypten, Teile der Familie leben aber auch in Italien, Frankreich, Amerika und Deutschland. Sie ist die einzige, die in Österreich gelandet ist.

Für Higazi hat Kanada das Potenzial, in Sachen Integration Vorbild für andere Länder zu sein: In Kanada gehe es im Gegensatz zu den USA nicht darum, sich im *melting pot* anzugleichen — Kanada lebe eher ein Modell der Marke „*mixed salad*", wie sie es nennt: „[…] where every ingredient on its own tastes good — and when it is together, it is even better."

Ihr Eindruck ist, dass man in Kanada sogar stolz sei auf die Vielfalt. Dort spiele es weniger eine Rolle wie jemand heiße oder woher jemand komme — viel eher stelle man die Frage: „In welchem Teil von Toronto lebst du?" Higazi beobachtet aber auch eine deutliche Veränderung zum Positiven in Österreich. Sie erzählt, viel Freundlichkeit und Toleranz zu erleben, auch wenn sie hinzufügt, es sei: „… still a long way to go."

Was die österreichische Medienlandschaft betrifft, so ist Higazi zuversichtlich, dass es sich auch hier zum Positiven wandeln wird. Sie kritisiert das Erwähnen des Migrationshintergrundes in der Chronik-Berichterstattung, wenn dieser keine Relevanz für die Geschichte hat: „When an alleged criminal, not even somebody who was already found guilty, where he or she will be described as thirty year old Gürün Y., okay? And that's it. And not *Balkan*, bla bla bla. *Türkish*, bla bla bla. *Schwarzafrikaner ist überhaupt das Beste*." Generell plädiert sie, als Medienmitarbeiter bei der Wortwahl sehr wachsam zu sein, denn alles Destruktive, wie eben Rassismus, beginne bereits bei der Wahl der Worte: „I will be right away, even if it seems like: ‚*Geh bitte, das ist überhaupt nichts*' — no! There is no ‚*überhaupt nichts*'. Nothing is small, is too small. You have to be vigilant."

Christian HOLZMANN, 1965 geboren, wuchs in Kärnten auf. Nach dem HTL-Abschluss bewarb er sich bei mehreren Firmen in Deutschland. Er übersiedelte praktisch von einem Tag auf den anderen nach Mannheim. „Also nachträglich gesehen sagen viele Leute: ‚Das war aber mutig.' Ich weiß nicht. Ich hab einfach mein Ranzerl gepackt, bin in den Zug rein, bin nach Deutschland gefahren, und hab geschaut, was wird." Er arbeitete als Programmierer für Automatisierungstechnik.

Nach rund elf Jahren in Deutschland kehrte er nach Österreich zurück und zog nach Wien. Dort bewarb er sich als online-Redakteur für die Fernsehsendung „Taxi Orange": „Und da hab ich mir gedacht, das probier' ich jetzt. Ist wieder was anderes. Geschrieben hab ich immer ganz gerne. Und ja, dadurch hab ich dann angefangen. Die haben mich dann tatsächlich genommen." Danach wurde beim ORF ein Programmierer gesucht. Er bewarb sich auch für diese Stelle und bekam sie. „Über ‚Taxi Orange' davor hab ich den damaligen Web-Chef von FM4 gekannt, und der hat dann gefragt: Willst du die ‚House of Pain'-Themen auf der Website abdecken? Und so ist das ganze eigentlich passiert." So kann er sein Interesse für Musik auch beruflich einbringen. „Ich sag es mal so: Ich muss jetzt nicht unbedingt davon leben, weil dafür ist der Markt einfach zu klein in Österreich, wenn du dich mit Metal Musik beschäftigst. Aber ich kann es trotzdem auf eine professionelle Art und Weise betreiben. Und das finde ich schon sehr angenehm."

Er erinnert sich, wie es war, in ein anderes Land und in eine fremde Stadt zu ziehen — darüber, ein Migrant zu sein, dachte er jedoch nicht nach: „Ich mein, Mannheim ist jetzt keine riesige Stadt, aber wenn du von Spittal nach Mannheim kommst … Große Welt und so weiter und so fort. Ich hab dort angefangen, und mich jetzt eigentlich keinen Moment irgendwie gefühlt wie ein Migrant. Das ist mir eigentlich später erst bewusst geworden (lacht)."

Er mutmaßt, dass das auch daran liegen könnte, dass das Wort „Migrant" gewisse gedankliche Bilder evoziert. „Also wenn man von Migranten redet: Dass das auch Migration ist, ist eh klar. Aber keine Ahnung, ob es daran liegt, dass man nach Deutschland zieht, oder weil das Image des Migranten […] immer so quasi dieses ‚Gastarbeiter-Ding' ist. Das ist irgendwie so ein Stempel, den man hat. Deshalb ist mir das gar nicht so bewusst gewesen. Ich bin halt dort einfach hin und hab dann dort gelebt."

Fremdenfeindlichkeit erlebte er in Deutschland nicht. Er erinnert sich bloß an ein Erlebnis, als er in einer Bar von einem Bewohner der damaligen DDR in eine Diskussion verwickelt wurde: Dieser warf ihm vor, den Deutschen Arbeitsplätze wegzunehmen. Ansonsten, betont er, habe er aufgrund seiner Herkunft in Deutschland keinerlei schlechten Erfahrungen machen müssen. Eher im Gegenteil, wie er humorvoll anmerkt: „Vielleicht hat man als Österreicher in Deutschland auch einen gewissen Vorteil. Nämlich, dass man für die Deutschen eher ein bisschen so was wie ein ‚angenehmer Exot' ist." So erzählt er etwa davon, wie er das erste Mal in Mannheim in eine Bäckerei ging. Die Verkäuferin verstand zwar seine Bestellung nicht, fand den österreichischen Dialekt jedoch charmant. „Und ich geh rein und sage: ‚Grüß Gott, ich hätte gerne zwei Semmeln und ein Viertel Butter.' Und die so: ‚Ach, das ist aber ein netter Dialekt, da fühle ich mich gleich wie im Urlaub.'"

Wiewohl ihm auch klar war, dass er als Österreicher gegenüber anderen in Deutschland lebenden Migranten im Vorteil war: So hörte er durchaus fallweise, wenn auch nicht oft, Bemerkungen à la „Du bist ja kein richtiger Ausländer". Er hatte zum Beispiel den Eindruck, dass er auf Ämtern — etwa wenn es darum ging, seine Aufenthaltsgenehmigung zu verlängern — fallweise freundlicher behandelt wurde, als andere: „Das war mein Gefühl. Aber wie gesagt, unmittelbar hab ich es nicht mitgekriegt. Das war eher so eine Gefühlssache, wie die die Namen aufgerufen haben, und wie sie geschaut haben. Und bei mir waren sie von Haus aus so wie auf einem normalen Amt. Die haben in den Pass reingeschaut, und mir ist das eigentlich eher wie so ein pro-forma-Akt vorgekommen."

Er kommt mehrmals darauf zu sprechen, dass die Erfahrung, in Deutschland gelebt zu haben, sehr wertvoll für ihn ist: „Für mich war das schon wichtig, dass ich dort war. Also mich als Menschen hat das bestimmt.“ Er erzählt, man lerne zum Beispiel, sich eine neue Infrastruktur aufzubauen. „Das ist für mich eigentlich der Hauptpunkt: Dass man sich seine Infrastruktur in Form von Freunden — Leuten, die man kennt — aufbaut. Das ist gar nicht so easy. Das war am Anfang, wie ich zum Beispiel in Deutschland war, eben nicht so einfach.“

Er erzählt über seine ersten Jahre in Deutschland: „Wie ich in Deutschland gewohnt habe, war das so ein bisschen eine Österreicher-Enklave da in Mannheim. Die Firmen haben eben nicht nur mich angeschrieben, sondern auch viele andere aus meiner Klasse, weil sich die einfach die Listen geholt haben. […] Das ist mir eigentlich irgendwann ein bisschen auf die Nerven gegangen. Ich bin in Deutschland — warum soll ich mich da die ganze Zeit mit Österreichern umgeben?“

Nach drei bis vier Jahren änderte sich seine Situation, da er seine damalige Frau — eine Deutsche — kennenlernte, und Familienanschluss sowie neue Freunde in Deutschland fand. Insofern widersprechen seine Erfahrungen dem durchaus verbreiteten Klischee einer „problematischen Parallelgesellschaft von sozial marginalisierten Migranten“, denn er erzählt: „Ich verstehe das durchaus, dass du irgendwie nicht ganz deine Wurzeln verlieren willst. Aber wenn das schon Leute machen, die eigentlich eh deutsche *native speaker* sind, die in Deutschland wohnen, und sich dort zusammenrotten — dann ist es eigentlich umso mehr verständlich, wenn nicht-Deutsch-Sprechende, wie bei uns zum Beispiel Türken, sich untereinander zusammenschließen und dann kein Wort Deutsch reden. Nicht weil sie es nicht wollen — sondern weil sie keine Gelegenheit dazu haben. Die Tendenz, unter sich zu bleiben, haben die Österreicher in Deutschland genauso.“

Gefragt, ob er Ausländerfeindlichkeit in Österreich grundsätzlich für ein drängendes Problem hält, überlegt er und erwidert, er habe den Eindruck, gewisse Feindseligkeiten würden wieder salonfähig. „Ich bin dann immer echt erstaunt, mit welcher Selbstverständlichkeit die Leute so was sagen. Das war eigentlich ein relativ gesitteter Taxifahrer, und der redet dann irgendwie von den schwarzen Taxifahrern als ‚Neger’. […] Aber in dem Moment war ich echt erstaunt, dass manche Leute das so selbstverständlich sagen.“

Nationalistisches Denken ärgert ihn: „Ich persönlich finde Nationalismus einfach völlig bescheuert. Mir geht das einfach auf die Nerven. Was kann ich mir drauf einbilden, dass ich zufällig in einer bestimmten Gegend aufgewachsen bin? Das ist natürlich Zufall. Und mein Gott, man ist privilegiert, wenn man in einem Land auf die Welt kommt, wo keine Häuser zusammenfallen, wo man keine Kalaschnikow an den Kopf gerichtet kriegt.“ Sein Fazit: „Ich halte von Nationalismus gar nichts. Es soll jeder dort leben können, wo er leben will. Ich hab Gott sei Dank immer das Glück gehabt, immer dort leben zu können, wo ich leben mag. Das war mein Glück.“

Wieder in ein anderes Land zu gehen ist für ihn keineswegs ausgeschlossen. Gefallen würden ihm etwa Zürich oder Berlin. „Berlin ist eine lässige Stadt. Auch Florenz. Also ich war einmal in Florenz, und Florenz war die erste italienische Stadt, wo ich mir echt vorstellen könnte: Dort wohnen wäre cool. Also in Europa … Ja, wo ich mir außerhalb Europas gut vorstellen könnte zu wohnen wäre Honolulu (lacht). Ganz ehrlich. Weil es einfach schön dort ist.“

Joanna KING wuchs im Süden Neuseelands auf. Nach ihrem Schulabschluss studierte sie English Literature, danach arbeitete sie für eine Fernsehstation, für die sie unter anderem Drehbücher schrieb. Im Alter von 28 Jahren beschloss sie, zu reisen: Sie startete in London, wo eine ihrer Schwestern damals lebte, und reiste anschließend ein halbes Jahr lang durch Europa. Ihre letzte Station war die Stadt Istanbul, von der sie begeistert war. Sie kehrte nach Neuseeland zurück, entschied sich aber nach einiger Zeit, nach Istanbul zu ziehen, wo sie schließlich dreieinhalb Jahre lang leben sollte.

Nach Wien verschlug es sie eher zufällig: Sie lernte in Istanbul einige Österreicher kennen, die ihr von der guten medizinischen Versorgung in Österreich erzählten. Da sie auf der Suche nach einer wirksamen Behandlung gegen Allergien war, landete sie schließlich in Wien. Dort fand sie einen Job, in dem ihre Englischkenntnisse als Native Speaker gefragt waren, denn sie begann als freie Mitarbeiterin für „Radio Österreich International“ zu arbeiten. „The first report I ever did was on Turks in Austria. So you see: I was able to bring my Turkish experience in (lacht).” Ihr Job beim Radio gefiel ihr sofort: Sie gestaltete Berichte über verschiedene Österreich-spezifische Themen und lernte so das Land rasch kennen.

King, die selbst aus einer großen Familie mit vielen Geschwistern stammt, ist Kontakt zu ihrer Familie in Neuseeland sehr wichtig. Die Reise ist wegen der großen Distanz zeit- und kostenintensiv, dennoch fliegt sie jedes Jahr nach Neuseeland, etwa zum weihnachtlichen Familientreffen bei ihren Eltern. Auch ihrem Sohn ermöglichte sie durch die vielen Reisen eine enge Bindung an seine neuseeländischen Verwandten. Wenn sie in Österreich ist, steht sie über Telefon und Internet mit ihrer Familie in Kontakt.

Sie schildert, dass das Kontakthalten zu Beginn ihres Aufenthaltes in Österreich schwieriger war, da Telefonieren in den 1980er-Jahren noch wesentlich teurer war. Heutzutage, dank Internet und günstigeren Tarifen, ist die Kommunikation unkomplizierter und leistbar: „It’s fantastic! We text each other, and we email, and it is so nice. The distance has shrunk.”Fragt man sie, wo sie sich zuhause fühlt, antwortet sie ohne zu zögern: Österreich und Neuseeland. Sie verfolgt die Nachrichten und die politischen Entwicklungen in Neuseeland, sie schätzt aber auch die Lebensqualität in Österreich.

Sie erinnert sich, dass es nicht einfach war, in ein neues Land zu kommen: „Of course it wasn’t. I didn’t speak any German when I came here.“ Sie erzählt von den anfänglichen Schwierigkeiten, sich bei alltäglichen organisatorischen Vorgängen zurechtzufinden: etwa zu verstehen, was ein Meldezettel ist, wozu man einen Krankenschein braucht oder wie die Anmeldung des Kindes im Kindergarten funktioniert. Mit Fremdenfeindlichkeit wurde sie persönlich nicht konfrontiert. Sie weiß aber, dass man sich als Mensch, der in ein neues Land kommt, in einer verletzlichen Position befindet. Sie erzählt, dass es ihr manchmal zu denken gab, wenn sie unfreundlichen oder ablehnenden Menschen begegnete: Sie fragte sich, ob deren Verhalten gegen sie gerichtet war, und wenn ja, warum. „Because you are an outsider and you feel insecure, you feel these things as personal hostility.”

Gleichzeitig war sie aber auch immer dankbar dafür, sich in einer relativ sicheren Situation zu befinden — etwa im Vergleich zu Einwanderern, die mit Benachteiligungen und Fremdenfeindlichkeit zu kämpfen haben: „I was very conscious that at the same time I’m a lucky person. If I hadn’t managed, my family would have helped me, you know? I came from a country which was secure. If I really couldn’t cope I had somewhere really safe and fine to go. I was quite conscious of people here whose circumstances here were very different.”

Die Erfahrung, in mehreren Ländern gelebt zu haben, bezeichnet sie definitiv als bereichernd. Man lerne neue Perspektiven kennen: „And without any doubt, to live in a culture not your own is to discover borders you don’t know you had — until you were in an environment which is ‚fremd’.” Darüber, Migrant und in gewisser Hinsicht „anders” zu sein, denkt sie immer wieder

nach: „I do think about it rather a lot — the separation from my original language, for instance, is very significant to me.” Und auch wenn die kulturellen Unterschiede nicht gewaltig seien, so stellt sie fest: „I have a permanent awareness of ‚difference’.”

Das Gefühl, „anders“ zu sein, äußere sich zum Beispiel in alltäglichen Situationen, wie in Gesprächen mit anderen Menschen. Wiewohl man nicht generalisieren könne, empfinde sie die Menschen in Neuseeland in dieser Hinsicht tendenziell als direkter und offener: „About what is going on in their lives, and they are much less concerned with image. Here people are more concerned to appear to be successful. […] In New Zealand, the taxi driver will tell you everything about his marriage problems (lacht).” Das verunsicherte sie anfangs ein wenig. „First is this thing of speaking openly about what goes on in your life: I remember early on discovering that people froze in front of me. […] Because it was inappropriate from their point of view. […] Why is she telling me that? (lacht) Yes. I would say, sometimes the question is: is she telling me this because she wants something from me? […] Whereas in New Zealand, you can tell about yourself without anybody thinking you are asking for something.” Mittlerweile kümmere sie derlei aber nicht mehr. „And I remember thinking at a certain point: well, that’s me. Maybe it’s a bit odd to some people here, but I don’t think I’m going to rebuild my personality.”

Die Unterschiede, die sie beobachtet und empfindet — etwa bei der Kommunikation mit anderen Menschen —, betrachtet sie mittlerweile mit Interesse: „It doesn’t bother me most of the time, because it interests me greatly, this question of the complexity of how people communicate.” Sie weist aber auch darauf hin, Missverständnisse in der Kommunikation nicht auf verschiedene Sprachen oder kulturelle Hintergründe zu reduzieren: „And the other aspect of this is that people can come from the same place, but still fail to comprehend each other. In some ways, the difficulties in communication across national and cultural barriers are confused with the difficulties people have communicating at all.”

Ebenso sprechen wir darüber, was sie unter Integration versteht. „Certainly it is to understand what they call the functional mechanisms of a society: to understand the basics of the political system, the education system, and probably the health system. […] And that one understands these simple, basic, functional things: that’s already a lot. And at least a minimal level of fluency in the language. And certainly — if possible — to have Austrian friends.” Was das Finden von Freunden betrifft, so weiß sie, dass es vielen Immigranten schwer fällt, Freundschaften zu schließen, da diese häufig Ablehnung erleben: „I remember interviewing a man from Nigeria once who explained that in four years here he had not managed to find an Austrian he could call a friend, and that on public transport and in public places etc. people avoided him.“

Die Sprache zu beherrschen bezeichnet sie als „main integration factor“. Wer die Sprache nicht beherrsche, habe es schwieriger, die funktionellen Mechanismen einer Gesellschaft zu verstehen: „For instance, if you go to a hospital and you don’t understand what the doctor says.

Und auch wenn viele Staaten eher strenge Vorgaben haben, was die Verleihung der Staatsbürgerschaft betrifft, gibt King zu bedenken: Die Staatsbürgerschaft zu erhalten sei nicht der Endpunkt eines wie auch immer gearteten Integrationsprozesses. Eher sei der Erhalt der Staatsbürgerschaft eine große Motivation für die Menschen, sich zu integrieren, und treibe den Prozess der Integration insofern sogar voran: „If you do get it, it is itself a huge impetus to integrate.“ Man vergesse oft, dass man als Mensch ohne Staatsbürgerschaft des jeweiligen Landes von manchen Bereichen ausgeschlossen sei. King fühlte sich zum Beispiel insofern eingeschränkt, als sie nicht wählen durfte: „And so, when I got citizenship, this was a wonderful, wonderful moment.“ Mit dem Erhalt der Staatsbürgerschaft gehe außerdem ein gewisses Gefühl von Sicherheit einher. „You have the feeling: I have the same rights as everybody else.“

Mari LANG ist 1980 in Eisenstadt geboren. Ihr Vater ist aus dem Burgenland, ihre Mutter stammt aus Ungarn. Lang ging im Burgenland und in Niederösterreich zur Schule, danach verbrachte sie drei Monate in England, wo sie in einem Plattengeschäft arbeitete. Zurück in Österreich war sie ein halbes Jahr lang Telefonistin im Hotel Sacher, danach begann sie ihr Publizistikstudium. Als Kind wollte sie Nonne werden, als Jugendliche träumte sie von einem Job bei MTV — stattdessen wurde es eine Karriere im österreichischen Radio und Fernsehen. Beim ORF landete sich eigentlich eher zufällig: Als Studentin war sie auf der Suche nach einem Ferialpraktikum im Medienbereich, bei FM4 wurde sie genommen. Zum Zeitpunkt des Interviews arbeitete sie bereits elf Jahre beim ORF.

Gleich zu Beginn des Interviews erzählt sie, dass sie öfters nach ihrer Herkunft gefragt werde — und dass sie diese Frage nicht exakt beantworten könne: Lang ist im Burgenland geboren und in die Schule gegangen, sie lebte lange in Niederösterreich, danach zog sie nach Wien. Sie könne aber nicht sagen, sich einem Bundesland zugehörig zu fühlen. Sachlich betrachtet würde sie die Frage mit „Niederösterreich“ beantworten: „Eben weil ich am längsten dort gewohnt habe.“ Andererseits: „Die Mama kommt aus Ungarn, der Papa aus dem Burgenland. Man kann schon auch sagen, ich bin Burgenländerin (lacht). Es bleibt kompliziert.“

Der Schwerpunkt unseres Gesprächs ist das Thema Sprache: Bis sie ins Gymnasium kam, verbrachte sie in den Ferien viel Zeit bei den Großeltern in Ungarn. Ihre Eltern sprachen zu Hause mit ihr Deutsch, bei den Großeltern lernte sie Ungarisch. Zwar wollte die Mutter ebenfalls manchmal mit ihr Ungarisch sprechen, das lehnte sie aber ab. „Wo ich im Nachhinein drüber nachdenke: Es macht halt wenig Sinn. Mein Vater kann nicht Ungarisch, das heißt, es ist immer irgendeiner ausgeschlossen. Da war mir das irgendwie unangenehm. Und es war für mich ganz klar so dieses Ding: Ich möchte nicht anders sein als die anderen.“ Während der Schulzeit versuchte sie daher, ihre ungarischen Wurzeln vor den anderen eher zu verbergen.

Auch in der Arbeit thematisierte sie anfangs nicht, dass Ungarisch ihre Zweitsprache ist, da sie nicht dachte, dass ihr das irgendeinen Vorteil bringen könnte. Der Wendepunkt kam bei einer Dienstreise nach Ungarn. „Da ist mir das erst so bewusst geworden: Das ist ja eigentlich gefragt, und wow, ich hab da ja einen totalen Vorteil, weil wer kann schon die Sprache.“ Sie begann, sich wieder mit der Sprache zu befassen: Sie besuchte Sprachkurse, nahm an einer fünfwöchigen Journalistenreise nach Ungarn teil und arbeitete drei Monate bei einem ungarischen Radiosender.

Lang interessiert sich grundsätzlich sehr für Sprachen, mehrere Sprachen zu beherrschen empfindet sie als Bereicherung. „Weil meine Großmutter auch immer gesagt hat, auf Ungarisch eben damals, und auf Deutsch kann man es nicht gescheit sagen, aber sinngemäß: Je mehr Sprachen du kannst, desto mehr Menschen bist du. Also irgendwie: dass dich eine Sprache halt reicher macht. Und das merke ich schon auch.“

Abgesehen von Deutsch und Ungarisch spricht sie noch sehr gut Englisch. Französisch und Latein lernte sie in der Schule, Spanisch an der Uni. „Eine Zeit lang war ich ziemlich fixiert auf Sprachen und hab das Gefühl gehabt: am besten noch fünf Sprachen.“ Sie hat auch sehr hohe Ansprüche, was das Beherrschen einer Sprache betrifft.

Als Kind und Jugendliche beschäftigt sie das Gefühl, „anders“, zu sein. Sie erinnert sich, dass sie in der Schule das Gefühl hatte, nirgends richtig dazuzugehören: „Erstens war es so, dass meine Mama anders gesprochen hat als alle anderen, und deshalb hab ich das Gefühl gehabt, ich bin anders. Ich wollte aber nicht anders sein. Dann war es auch so, dass meine Eltern nach B. gezogen sind, also die haben ja beide keinen Bezug zu der Ortschaft gehabt. Das heißt, die haben auch niemanden gekannt und waren auch nicht eingebunden in irgendeine Ortsgemeinschaft. Das heißt, da war ich schon irgendwie anders. Das spürt man ja auch.“

Dadurch, dass sie in den Ferien so oft bei den Großeltern war, fühlte sie sich teilweise in Österreich auch nicht so stark eingebunden. Dazu kam, dass sie in Niederösterreich im Kindergarten war, im Burgenland in der Volksschule, im Gymnasium wieder in Niederösterreich: Durch das häufige Wechseln des Umfeldes hatte sie ebenfalls das Gefühl, nirgends wirklich dazuzugehören.

Dass das „anders sein" für sie eher negativ konnotiert war, hängt auch damit zusammen, dass verschiedene Länder unterschiedlich wahrgenommen werden. „Ich mein, ich hab dann später öfter drüber nachgedacht: Wenn meine Mama vielleicht aus England oder aus Frankreich gewesen wäre, dann wäre das ur cool gewesen. So war sie halt aus dem Ostblock. Auf das hat man zu der Zeit nicht stolz sein können. Oder, dass ich gesagt hätte, ich find das ur super weil ich kann zwei Sprachen. Nein, ich hab mich geniert dafür und ich hab mir gedacht, ich will das überhaupt nicht."

Als Jugendliche hatte sie, wohl auch durch das Unzugehörigkeitsempfinden, das sie beschäftigte, das Gefühl, keinen Bezug zu Österreich zu haben: „Und dann wollte ich halt einfach weg. Weil ich das Gefühl gehabt habe, mich haltet hier nix. Mir gefällt es da nicht. […] Ich hab immer das Gefühl gehabt, ich werde nie in Österreich leben und wohnen, weil mir taugt es da nicht."

Das änderte sich jedoch im Laufe der Zeit: Als „augenöffnend" bezeichnet sie in dieser Hinsicht ihren dreimonatigen Englandaufenthalt. „Weil ich so das Gefühl gehabt habe: Egal wo man hingeht, man nimmt sich ja selber immer mit. Und wenn man vor sich selber davonläuft — und das war zu der Zeit ein bisschen so — dann ist es dort auch nicht besser. Und ich finde es hier eigentlich ziemlich cool, mittlerweile (lacht)."

Als Erwachsene bezeichnet sie ihre Zweitsprache als „Geschenk", auch Ungarn fühlt sie sich sehr verbunden. Dass sie dort sie keine engen Verwandten mehr hat, bedauert sie sehr: „Weil für mich ist es schon irgendwie eine zweite Heimat." Eine Verbundenheit empfindet sie also sowohl zu Österreich als auch zu Ungarn — wobei sie aber betont, dass ihr Patriotismus fremd ist. „Also früher hab ich überhaupt das Gefühl gehabt, ich hab gar keine Heimat. Und es ist eigentlich wurscht, wo ich lebe, weil: Es ist eh das Gleiche. Mittlerweile, je älter ich werde, spüre ich, das stimmt nicht."

Fragt man Mari Lang, wo sie sich zuhause fühlt, dann antwortet sie: „Na wenn es jetzt ein Land ist, dann ist es sicher Österreich. Also ich merke mittlerweile schon immer mehr, was Sprache halt ausmacht. Sprache hat für mich ganz viel mit Heimat zu tun, und Deutsch ist halt einfach meine Sprache. Es ist nicht Ungarisch. Es wäre jetzt irgendwie vermessen, zu sagen, Ungarisch eh auch. Weil ich denke nicht auf Ungarisch." Auch hier spielt Sprache für sie also eine entscheidende Rolle.

Conny LEE ist in Niederösterreich aufgewachsen. Ihr Vater ist Südkoreaner, ihre Mutter Österreicherin. Lees Vater studierte in Südkorea Medizin. Da ihm die Lage nach Ende des Korea-Kriegs in den 1950er-Jahren wenig aussichtsreich erschien, beschloss er, nach Europa auszuwandern. Er kam zuerst nach Deutschland, dann nach Wien und in weiterer Folge nach Niederösterreich, wo er schließlich ihre Mutter kennenlernte.

Die beiden wurden ein Paar, hatten es aber in den 1950er-Jahren nicht leicht, als solches akzeptiert zu werden, erzählt Lee: „Die Leute waren eben alle sehr gegen die Beziehung. Weil der Papa war ‚der Ausländer', er war pauschal ‚der Chinese'." Zudem wurde sein Abschluss in Medizin nicht anerkannt, er musste das ganze Studium ein zweites Mal absolvieren. Lees Eltern und ihre älteren Geschwister lebten zu Beginn in einer sehr kleinen Wohnung, die nicht viel Komfort bot: „Wenn sie von damals reden und erzählen, dann sagen sie immer noch, dass die Kinder und ihre Beziehung und ihre Liebe ihnen so viel Kraft gegeben haben. Also wenn sie drüber reden, dann ist das immer noch mit so einer Sehnsucht. So: Das war so schön, wir hatten es so gut miteinander." Schließlich bekam ihr Vater in einem kleinen Ort in Niederösterreich den Posten des Gemeindearztes. Zu dieser Zeit wurde Lee als jüngste von fünf Geschwistern geboren, sie wuchs in der kleinen niederösterreichischen Gemeinde auf.

Als Kind hatte sie fallweise das Gefühl, irgendwie „anders" zu sein, auch wenn es ein eher diffuses Empfinden war: „Wir haben schon immer gewusst, wir sind irgendwie anders. Wir Kinder — anders als andere Kinder. Aber es wurde nicht so der Finger draufgelegt." Ihre Eltern machten sich Sorgen, dass andere Kinder sie hänseln könnten: „Und meine Geschwister erzählen das dann teilweise tatsächlich, dass sie solche Probleme hatten. Aber ich persönlich muss sagen, dass ich solche Probleme fast nie hatte."

Lee hat eher den Eindruck, dass sie sogar teilweise Vorteile hatte, zum Beispiel während der Schulzeit. Die Mitschüler und Lehrer mochten sie, sie hatte gute Noten, spielte im Schulorchester und war Klassensprecherin: „Also so ganz das Klischee vom asiatischen Mädchen. […] Aber ich glaube, das liegt eben auch daran, dass ich ein asiatisches *Mädchen* war, und kein Junge. Weil eben als Mädchen hatte ich diesen süß-Bonus, der einfach ganz stark in diesem Stereotyp drinnen ist."

Sie selbst war nicht mit Ausländerfeindlichkeit konfrontiert, ihr Vater jedoch schon. Daher, erklärt sie, sei sie sensibilisiert und beobachte zum Beispiel immer genau das Verhalten anderer Menschen ihrem Vater gegenüber: „Bei mir ist es eher so, dass ich mir eben Sorgen darum mache, dass mein Vater benachteiligt wird. Also dass ich da sehr empfindlich darauf bin." Sie erzählt, dass ihr Vater in alltäglichen Situationen so manche negative Erfahrungen machen musste: etwa, dass er von Verkäufern herablassend behandelt wurde.

Lee und ihre Geschwister sprachen zu Hause mit den Eltern Deutsch. „Ich hab meine Eltern oft gefragt, warum. Weil ich es ab einem gewissen Alter dann schon sehr schade gefunden hab." Die Eltern erklärten, sie hätten Angst gehabt, die Kinder lernten andernfalls nicht gut genug Deutsch. Lee vermutet, dass es aber auch daran lag, dass ihre Mutter kein Koreanisch spricht, und ihre Eltern nicht wollten, dass einer in der Familie von der Kommunikation ausgeschlossen ist.

Lee war im Alter von 14 Jahren das erste (und bisher einzige) Mal in Korea. Ein Gefühl, „nach Hause zu kommen" war es für sie definitiv nicht. „Es war interessant, und es war so: Aha, das ist also mein Cousin und das ist mein anderer Cousin, und ich kann die Namen nicht richtig aussprechen (lacht). Es war aber einfach eine Reise in ein fremdes Land. Es war, als wären wir mit der Familie nach Thailand gefahren, oder nach Südafrika, oder nach Mexiko."

Zuhause in Niederösterreich spielte die koreanische Kultur keine große Rolle: Zwar wurde koreanisch gekocht, und der älteste Sohn saß am Tisch nach koreanischer Regel neben dem Vater, aber: „Die koreanische Kultur reicht in unserer Familie nicht sehr weit, möchte ich sagen. Also

andere Kinder [von Migranten, Anm.], die haben oft erzählt, dass sie so ein bisschen zerrissen sind zwischen den zwei Kulturen, und dass sie dann irgendwann auf der Suche waren nach ihrer anderen Kultur. […] Das gibt es in unserer Familie nur sehr gering. Und das hab ich für mich selbst auch nicht so intensiv empfunden."

Ihr Interesse an dem Land, aus dem ihr Vater stammt, und auch an der Sprache und der Kultur dort, wuchs mit der Zeit: Sie inskribierte Koreanologie, um die Sprache zu lernen. Sie erinnert sich, dass sie interessante Erlebnisse mit ihren Kommilitonen hatte. Viele von ihnen hatten wie sie einen koreanischstämmigen Elternteil, hatten aber einen viel engeren Bezug zu Korea: „Die aufgewachsen sind mit Koreanisch, und die eine wirkliche Bindung zur koreanischen Kultur empfinden. […] Und die auch so eine Art *Korean community* haben in Österreich, die sich großteils kennen, die auf koreanische Veranstaltungen und Konzerte gehen, die in so einer Art koreanischer Sonntagsschule waren. Und da hab ich dann gemerkt, da gehöre ich irgendwie überhaupt nicht dazu. Ich mag euch alle gern, aber ich fühl mich nicht so koreanisch wie ihr. Ich bin zu wenig Koreanerin für euch. Ich hab das auch von ihnen aus so empfunden." Lachend fügt sie hinzu: „Ich fühl mich sehr als Österreicherin, weil ich eben in diesem kleinen Dorf aufgewachsen bin, ich spiele bei der Blasmusik, ich bin bei so einer richtigen Trachtenkapelle."

Dennoch, erzählt sie, interessiere sie die koreanische Kultur sehr. Koreanisch zu studieren ging sich neben ihrem Beruf nicht mehr aus, dennoch möchte sie sich, wenn sie Zeit findet, wieder mit der Sprache beschäftigen. Sie möchte auch wieder nach Korea reisen. „Und jedes Mal wenn ich Meldungen höre von Krieg, von irgendwelchen Vorfällen und Unfällen in Korea, dann berührt mich das schon, und trifft mich das schon." Andererseits seien ihr manche Aspekte — zum Beispiel gewisse Höflichkeits-Rituale — der koreanischen Kultur fremd, so dass sie sie schwerlich als ihre „eigene" Kultur empfinden könne.

Migrationshintergrund zu haben beschäftigt sie im Alltag nicht oft. Im Gegenteil: Sie erzählt, quasi darauf zu „vergessen", komme das Thema nicht zufällig zur Sprache. Erst wenn sie jemand frage, ob sie von woanders sei, denke sie wieder daran: „Das lustige ist dann, wenn Leute mich fragen, dass sie *irrsinnig* vorsichtig sind. Ich weiß nicht, ob das ein österreichisches Ding ist, aber sie trauen sich nicht zu sagen: ‚Du, deine Augen schauen anders aus.' Das traut sich schon niemand sagen. Sondern es ist mehr so ein Gestammel, so ein Gestottere."

Integration bezeichnet sie als wichtig: Integration bedeutet für sie nicht, die eigene Kultur komplett aufzugeben, wie sie betont. „Für mich ist ein Unterschied zwischen ‚sich einfügen' — sich an gewisse Regeln, an gewisse Konventionen zu halten — und zwischen ‚sich selbst aufgeben'. Ich denke, es gibt da einen Balanceakt zwischen sich selbst treu bleiben, und was man in den eigenen vier Wänden macht, und so weiter und so fort." Ebenso ist es ihrer Ansicht nach auch hilfreich, Offenheit und Interesse seiner Umgebung gegenüber an den Tag zu legen. Sprache ist für sie der wichtigste Teil der Integration: „Um das in mich aufnehmen zu können, und in mein Leben auch integrieren zu können, muss ich auch dort kommunizieren können — das muss ja irgendwie klicken!"

Lee erzählt, dass ein Job bei FM4 lange ihr Traum war: „Gerade am Land draußen war FM4 so ein Fenster zur Welt. Und da wollt ich eben immer hin." Nach ihrem Studium der Theaterwissenschaften bewarb sie sich beim ORF und wurde genommen. Wie sich herausstellte, wurde ihre Arbeit ihren Vorstellungen gerecht: „Es ist wirklich das Arbeitsumfeld, das ich mir immer gewünscht habe."

Todor OVTCHAROV ist in Sofia, Bulgarien, geboren. Seine Mutter studierte Germanistik und arbeitete als Journalistin und Übersetzerin. Sein Vater führte unter anderem bei Dokumentarfilmen Regie.

Ovtcharov erzählt lange über Bulgarien und die teils turbulenten politischen Verhältnisse dort: Er beschreibt, wie groß der Einfluss der ehemaligen Geheimdienstmitarbeiter nach wie vor in vielen Bereichen ist. An die Zeiten des Kommunismus kann er sich nicht mehr wirklich erinnern, aber die Folgejahre beschreibt er mit dem Wort „Anarchie". Er erinnert sich an die Wirtschaftskrise in den 1990er-Jahren samt Hyperinflation, weswegen er die gegenwärtige Wirtschaftskrise eher in der Verkleinerungsform als „Krischen" bezeichnet. Außerdem erinnert er sich daran, wie ihn sein Vater als Kind zu anti-kommunistischen Kundgebungen mitnahm, wie die Menschen das Parlament stürmten, und wie sie als Schüler Barrikaden auf den Straßen bauten.

Im Altern von 13 Jahren gingen Ovtcharov und sein jüngerer Bruder mit ihrer Mutter nach Berlin, die dort für zwei Jahre einen Job bei einem Kulturinstitut innehatte. Er sprach nicht Deutsch, lernte es aber relativ schnell. Er besuchte zuerst im Sommer einen Deutschkurs, nach Schulbeginn ging er morgens zur Schule und abends in den Deutschkurs. Er erinnert sich, dass es schwierig war. Dennoch beherrschte er die Sprache nach etwa einem halben Jahr. Nach einem Jahr war er sogar Klassenbester in Deutsch.

In Berlin sah er sich erstmals mit Materialismus konfrontiert: In der Schule spielte es zum Beispiel plötzlich eine Rolle, wer wie angezogen war. In Deutschland betrat er außerdem zum ersten Mal einen großen Supermarkt, der ihm wie eine Art Wunderland vorkam. Ausgegrenzt aufgrund seiner Herkunft hat er sich in der Schule in Berlin nie gefühlt, eher im Gegenteil: Er erlebte erstmals multikulturelles Zusammenleben und lernte Menschen aus verschiedenen Weltregionen kennen, was ihm sehr gut gefiel.

Wieder zurück in Bulgarien hatte auch dort der Materialismus in der Zwischenzeit Einzug gehalten, er trieb sogar noch wildere Blüten als in Deutschland. Ovtcharov verhalfen seine Deutschkenntnisse schließlich zu einem Platz an einer relativ gefragten deutschen Schule in Sofia. Manche seiner Mitschüler aus reichen Familien protzten mit Handys oder teuren Autos, Ovtcharov konnte sich aber, wie er es bereits in Berlin gelernt hatte, von diesem materiellen Druck relativ gut abgrenzen. Nach dem Gymnasium begann er, in Sofia das Fach Internationale Beziehungen zu studieren, die veralteten sowie starren Strukturen an der Uni missfielen ihm aber.

2006 kam er schließlich nach Wien. Er erzählt, dass er schlicht schon lange genug in Bulgarien gelebt hatte und sich anderswo beweisen wollte. Dass es schließlich Österreich wurde, ergab sich eher zufällig: Seine Mutter bekam ein Stipendium für eine Stelle für drei Monate in Wien. Er kam sie besuchen und die Stadt gefiel ihm. Probehalber besuchte er Vorlesungen an der Universität Wien, die ihm ebenfalls besser gefielen als jene in Bulgarien.

Zu jener Zeit war Bulgarien noch nicht EU-Mitglied: Er musste sich um einen Studienplatz bewerben und zirka ein Jahr warten, bis er immigrieren und Politikwissenschaften inskribieren konnte. Das Studium hat er fast abgeschlossen, ihm fehlt zum Zeitpunkt des Interviews nur noch die Diplomarbeit. Er beobachtet, dass die österreichischen Studenten ihren Lebensstandard oft nicht zu schätzen wissen: „Die österreichischen Studenten, nach meinen Erfahrungen, leben besser als die bulgarischen Professoren (lacht)."

Zuerst kam er in Wien in der Wohnung einer bulgarischen Familie unter. Er wollte aber Österreicher kennenlernen und suchte daher bald nach einem WG-Zimmer, wobei es für ihn schwierig war, eine Wohnung zu finden: Er gibt an, bei ungefähr hundert WG-Vorstellungsgesprächen gewesen und abgelehnt worden zu sein. Er machte sich Gedanken, ob der Grund dafür seine Herkunft war, konnte das freilich jedoch nicht beweisen. Er wohnte schließlich unter anderem in einem Studentenheim, in einer WG mit einem anderen Bulgaren, in einem

dunklen Hinterzimmer einer Pizzeria sowie danach in verschiedenen anderen WGs. Er sagt selbst: „Viele Jobs und viele Wohnungen."

Er verdiente unter anderem Geld damit, Karotten am Fließband auszusortieren, Kipferl mit Marmelade zu füllen, Bier auszuschenken bei der Fußball-EM oder Spielzeug in einem Einkaufszentrum an Kinder zu vermieten. Schließlich fand er Arbeit als Journalist beim „biber", bei der „Wiener Zeitung" und bei FM4. Bei FM4 gestaltete er zuerst eine Nachtsendung, danach bekam er eine wöchentliche Kolumne on Air. Dass er Journalist wurde, ist eher zufällig passiert, wobei er erzählt, dass er immer schon gerne geschrieben hat. Er empfindet sich selbst aber weniger als Journalist — vielmehr sieht er sich als Geschichtenerzähler: „Ich mache mich lustig über die Menschen — und am meisten über mich selbst."

In Österreich erlebte er zum ersten Mal bewusst, dass „Ausländer" unbeliebt sind — was er nicht nachvollziehen konnte, da er selbst davon begeistert gewesen war, in Deutschland erstmals Menschen von überall auf der Welt kennenlernen zu können. In Österreich hat er den Eindruck, dass viele Menschen immer mit denselben Leuten verkehren und niemand neuen kennenlernen möchten. An der Uni war es zum Beispiel nicht einfach, Leute kennenzulernen. Er fand trotzdem Freunde in Österreich, viele davon sind ebenfalls Bulgaren. Er beobachtet, dass Fremdenfeindlichkeit manchmal ein Problem darstellt in Österreich, er ergänzt aber, dass derlei Probleme auch in anderen Ländern existieren. Auch in Bulgarien gibt es beispielsweise Minderheiten, die dort seit Jahrhunderten leben, und die immer noch Ablehnung erfahren.

Mit dem Begriff Integration kann er nicht viel anfangen: Nach sieben Jahren in Österreich weiß er immer noch nicht, ob er als integriert gilt, oder nicht. Wenn es darum geht, die Sprache zu können oder die Kultur zu kennen, dann, so sagt er, war er eigentlich schon integriert, bevor er überhaupt hergekommen ist. Er fände es hilfreich, den Zugang zum Arbeitsmarkt zu erleichtern sowie die Zuwanderer nicht vorwiegend in Jobs zu drängen, die kein Österreicher machen möchte. Auf der anderen Seite plädiert er durchaus für das Erlernen der Sprache, zumindest Englisch sollte man können. Das Beherrschen der Sprache helfe, an allen Gesellschaftskreisen teilnehmen zu können.

Ovtcharov beobachtet, dass Bulgarien in den westeuropäischen Medien sehr einseitig dargestellt wird. Es geht in der Berichterstattung vorwiegend um Korruption und organisiertes Verbrechen. Zudem kritisiert er die österreichischen Medien für eine gewisse Einseitigkeit: Er fühlt sich in eine Art „migrantische Ecke" geschoben, denn bei den Zeitungen erwarte man praktisch automatisch von ihm, über Integrationsthemen zu schreiben. Außerdem würden die Medien die Bevölkerung nicht realistisch abbilden: „Ich finde es nicht normal, dass es keinen einzigen Menschen aus Ex-Jugoslawien gibt, der ORF-Fernsehmoderator ist." Wobei er tendenziell optimistisch in die Zukunft blickt und derzeit in diesem Bereich einen langsamen, positiven Wandel der Medien bemerkt.

Wie lange er noch in Wien wohnen möchte, weiß er nicht, er will aber auf jeden Fall noch woanders leben. Es geht ihm vor allem darum, Neues kennenzulernen: „Immer mit den gleichen Leuten am gleichen Tisch zu sitzen wird auf Dauer langweilig."

Joe REMICK, 1961 in den USA geboren, wuchs in einer Kleinstadt in Illinois auf. In unserem Gespräch schildert er seine Familiengeschichte: „Because part of my family, they where from Germany, and part of them where from Ireland. Let me see … Would have been my great-grandparents. They were coal miners and they went over right before the beginning of the First World War. And the Irish came around the same time […] And a lot of them worked on the railroads, which is what my family did. […] There were a lot of railroads because Chicago was sort of a junction, a hub, for the railroads."

Er erzählt, dass seine deutschstämmige Großmutter aus einer sehr großen Familie mit vielen Geschwistern stammte. Bei Zusammenkünften dieses Zweigs der Familie wurde Deutsch gesprochen: „And it was like the secret language among them, you know? So I was always curious about that." Seine Großmutter brachte ihm ein wenig Deutsch bei. Ansonsten sprach sie — abgesehen von den Familientreffen — nicht oft Deutsch. Ein Grund war, dass ihr Mann es nicht verstand. Ein anderer war, dass viele Einwanderer im Amerika dieser Zeit ihre deutsche Herkunft nicht unbedingt vor sich hertragen wollten: „They came to America right before the First World War and so there was a lot of anti-German sentiment too. I don't think they ever were ashamed of anything, but they didn't fly German flags (lacht)."

Remick studierte an einer Universität in der Nähe von Chicago Deutsch und Geschichte. Über ein Austauschprogramm der Universität kam er während seines Studiums nach Baden in Niederösterreich. Er erinnert sich noch an seine Eindrücke, als er in den frühen 1980er-Jahren nach Österreich kam: Die Umgangsformen waren für sein Empfinden sehr formell, viele Menschen waren per Sie und sprachen einander mit „Herr" und „Frau" an.

Seine amerikanischen Kollegen und er fielen mit ihrer Kleidung — T-Shirts und Baseball-Kappen — damals noch auf in Österreich. Seine österreichischen Studienkollegen kleideten sich ganz anders: Manche Mädchen trugen Dirndl, manche Burschen Kleidung aus Lodenstoff. Er hatte teilweise das Gefühl, in eine andere Zeit versetzt worden zu sein, er empfand diese Unterschiede aber als spannend: „I mean it was 1981. But for me, I had kind of a fifties-feeling. Which made it more interesting. You could still feel the history and the Cold War was still on, the Soviets weren't that far away. So, it was interesting."

Danach kehrte er in die USA zurück, schloss sein Studium ab und arbeitete als Journalist für eine kleine Zeitung und einen lokalen Radiosender. Journalist, erzählt er, wollte er immer schon werden. „What attracted me to journalism: you had a license to be curious. Otherwise people just think you are some kind of a troublemaker or something (laughs)."

Er sollte aber bald nach Europa zurückkehren: Seine damalige Freundin, die ebenfalls Deutsch studierte, wollte nach Wien gehen, um dort an ihrer Dissertation zu arbeiten, und sie überredete ihn, mitzukommen. Remick bewarb sich um eine Stelle als Englischlehrer in Österreich. Er unterrichtete schließlich als *native speaker* in einem Gymnasium und an einer Handelsakademie.

Nach einiger Zeit des Unterrichtens wollte er wieder als Journalist arbeiten und er überlegte, in die USA zurückzukehren. Doch er erfuhr von einer freien Stelle bei „Blue Danube Radio", als er zufällig in der Straßenbahn mit einer Frau ins Gespräch kam: „And she told me about the job. It was on the 43-Tram from Hernals to Schottentor. If I had gotten on the next Tram, or the Tram before, my life would be different."

Er bewarb sich für die Stelle und bekam sie. Die Arbeit gefiel ihm: Er mochte das internationale Umfeld, denn er arbeitete mit Menschen aus aller Welt zusammen. Nebenher war er außerdem für die „Wiener Zeitung", für die United Nations sowie als freier Übersetzer tätig. Zum Interviewzeitpunkt arbeitet er bereits seit 25 Jahren für den ORF. Er erzählt, dass er seinen Job immer noch sehr gerne macht, da es eine kreative Arbeit ist: „Whenever I hear people who say they hate their jobs, then I am always really thankful, you know?"

Auf die Frage, ob er jemals mit Xenophobie konfrontiert war in Österreich, erzählt er, dass er während des NATO-Bombardements im ehemaligen Jugoslawien fallweise verbale Attacken abbekam, ebenso nach dem Beginn des Irak-Kriegs. „And I found out: everybody has an opinion about the USA. And the craziest opinions are from people who were never there." Er erzählt aber, sich um derartige Anfeindungen nicht mehr zu kümmern.

Remick fühlt sich nicht als Migrant, und darüber, eingewandert zu sein, denkt er kaum nach. Höchstens dann, wenn ihn andere Menschen darauf ansprechen, wo er her ist, wenn sie seinen englischen Akzent hören. „I know other English speakers and stuff, but we don't think of ourselves as a big community or something. Maybe there are people who do think of themselves as being part of an expat community or something. But I don't really think in those terms. I never think like: all of us English speakers have to stick together or something. I think every person is kind of different."

Er schätzt es, in Wien zu leben: „I am grateful and I am glad to be here. And that's it. And again, it's not me saying I would rather be here than someplace else. It's just: I'm happy with being here now." Fragt man ihn, wo er sich zuhause fühlt, so sagt er, dass sei im Prinzip in beiden Ländern der Fall. Er vergleicht es mit einer Familie, wo man sowohl zur Mutter als auch zum Vater gehört. Wobei er sich mittlerweile ein wenig mehr in Wien zuhause fühlt: „But I have to admit, I don't feel completely at home over there any more, and I do feel pretty much at home here. I don't feel like a foreigner over there, but because I have been away for so long, things feel like home, but then things feel a little strange too, sometimes. But when I'm here, I guess this is home now. Home is where the heart is." Amerika ist dennoch immer präsent: So verfolgt er zum Beispiel interessiert auch amerikanische Medien.

Fragt man Remick, was er unter Integration versteht, so antwortet er: gegenseitiger Respekt. „If you play by the rules, you don't break the law, you don't try to take a shortcut somehow — then that's fine, you know? You respect me, I respect you. We can all get along and then everything is a little better. But if it's like that: ‚Got to stay away from them' or ‚Get out' — that just creates more trouble." Seiner Ansicht nach sei es sinnvoller, das Augenmerk auf die Dinge zu legen, die man gemeinsam habe — anstatt nach jenen zu suchen, die einen trennen.

Unterschiede und Individualität findet er interessant, irgendeiner Form von Gleichmacherei kann er nichts abgewinnen. Seien doch auch politische Systeme, die das anstrebten, daran gescheitert: „I went to the Soviet Union a couple of times and I met some young Russians who were my age then. They were super cool but they were repressed because, you know, they couldn't have Rock n' Roll records, they couldn't have blue jeans, they couldn't have certain films. Because of the whole idea: they wanted to make everybody the same, and fortunately that system fell away too. Anytime you try to make everybody be the exact same, first of all people are going to rebel in either underground or above ground. And what's the point if everybody is exactly the same? I think life would be pretty dull."

Barbara SCHLACHTER DELGADO, 1970 geboren, wuchs in Salzburg auf. Ihr Vater stammt aus Oberösterreich, ihre Mutter aus Peru. Nach der Matura absolvierte Schlachter Delgado eine Ausbildung an der Wirtschafts- und Fremdsprachenakademie in Salzburg, danach ging sie nach Wien und begann, Publizistik und Musikwissenschaften zu studieren. Während ihres Studiums bewarb sie sich für ein Praktikum bei Ö3 und bekam die Stelle. Danach blieb sie neben ihrem Studium als freie Mitarbeiterin beim Sender, sie gestaltete hauptsächlich Radiobeiträge für den „Treffpunkt Ö3". „Zum Beispiel ‚Die Fantastischen Vier' hab ich interviewt, ‚Cypress Hill' hab ich interviewt, ‚Moloko' hab ich interviewt — das waren so die Highlights", erinnert sie sich.

Im Zuge einer Reform wurde bei Ö3 die Produktionsabteilung gegründet: „Das war diejenige Abteilung, die sich um das ganze akustische Layout des Senders kümmert. Die Jingles macht, die Signations, die Promos, die Trailer — also alles, was man so abseits von den Sendungen hört." Zu diesem Zeitpunkt hatte sie zuhause bereits seit einigen Jahren hobbymäßig selbst Musik produziert: „Ich hatte ein kleines Tonstudio zu Hause, wo ich aufgenommen hab, wo ich mit Musikprogrammen rumgebastelt hab, geschnitten, Musik komponiert, produziert hab. […] Die wussten das, die haben das mitbekommen, und der neue Produktionschef ist auf mich zugekommen und hat mich gefragt, ob ich nicht Lust habe, in der Produktion zu arbeiten, weil er eben wusste, dass ich zu Hause schon so was Ähnliches mache."

Ihre neue Arbeit begeisterte sie: „Das hat mir getaugt, da war ich gut, das war irgendwie cool. Da bin ich dann wirklich ganz zum Radio gegangen, hab das Studium dann irgendwann sein lassen." Sie war die erste Frau in Österreich, die diesen Job ausübte: „Das war damals anscheinend irgendwie spannend, weil damals sind schon einige Zeitungen auf mich zugekommen." Im Jahr 2000 wechselte sie schließlich in die Produktionsabteilung von FM4.

Barbara Schlachter Delgado stand auch immer mit ihrer Familie in Südamerika in Kontakt. Insgesamt war sie sechs Mal in Peru. Sie erinnert sich noch an ihre ersten Eindrücke als Kind. „Und es war natürlich schon immer eine ganz andere Welt. Also ich kann mich erinnern, einfach das: Du steigst aus und das ist einfach alles so anders, es stinkt und es ist laut. Lima ist ja eine Metropole im Vergleich zu Salzburg. Nicht nur im Vergleich zu Salzburg, aber vor allem im Vergleich zu Salzburg. Da war der Unterschied natürlich ganz krass. Die Autos dort: Der Verkehr ist ein Wahnsinn. Ich kann mich auch erinnern, dass mir eben aufgefallen ist, was für Autos dort rumfahren, die bei uns nur mehr auf dem Schrottplatz gewesen wären, weil die einfach schon so kaputt waren. Wo alles klappert und wackelt. Und das Essen war natürlich auch immer ganz anders."

Sie liebte es, mit ihren Cousins und Cousinen zu spielen, durch die Siedlung zu streifen und in die Parks zu gehen, und sie erinnert sich noch, dass ihr die peruanischen Leckereien ausgezeichnet schmeckten: „Chicha Morada und so — an so was kann ich mich gut erinnern, ja. Und Mazamorra Morada. Chicha Morada ist ein Getränk, und Mazamorra Morada ist ein gelee-artiger Brei, das ist glaube ich aus dunklem Mais gemacht."

Zahlreiche Verwandte aus Südamerika waren im Gegenzug bei ihnen in Salzburg zu Gast, manche auch über einen längeren Zeitraum: „Also dass sie dann hier studiert haben, Cousinen zum Beispiel, oder Cousins. Manche haben sich dann auch hier niedergelassen, eben weil sie hier eine Tante hatten. Sie haben das als Sprungbrett auch genutzt, um hier in Europa Fuß zu fassen." In ihrem Elternhaus habe sie insofern sehr viel von beiden Kulturkreisen mitbekommen, erzählt sie: Ihre Mutter veranstaltete regelmäßig Feste mit Salsa-Musik und peruanischem Essen, wo sie andere Südamerikaner, die im Raum Salzburg lebten, einlud: „Also sie war eine der ersten, die es dort hinverschlagen hat. Und sie war da halt quasi von Anfang an immer die Anlaufstation für alle, die später gekommen sind. Die sind alle immer mal zu uns gekommen. Und insofern gab es bei uns immer sehr viele Treffen, sehr interessante, die für mich als Kind immer super spannend waren."

Benachteiligungen aufgrund ihres Migrationshintergrundes erlebte sie als Kind und Jugendliche nie — im Gegenteil: „Weil es interessant war, exotisch. Damals zumindest noch. Das war noch in einer Zeit, wo das auch noch nicht so ein Thema war. Also Ausländer — ich glaube, die Vorurteile gegen Ausländer waren damals, in den 70er-Jahren, noch nicht so stark.“ Die Menschen reagierten vielmehr interessiert, wenn sie erzählte, ihre Mutter sei Peruanerin: Sie waren zum Beispiel beeindruckt, dass sie Spanisch sprach, und sie wollten wissen, ob sie selbst schon in Peru war.

Lateinamerika verbinde man gemeinhin eben mit positiv besetzten Klischees: „Hier wird es assoziiert mit Lebensfreude und bunt und Rio und all das und Karneval und schöne Frauen und gutes Essen und gute Musik. Noch, ja? Ich weiß nicht, ob es so bleibt. Und sicher haben es Ausländerinnen, die irgendwie aus ehemaligen Ostblockländern kommen, schwerer, weil die irgendwie noch negativ besetzt sind, glaube ich, hier in unserem Land.“

Eine rassistische Anfeindung erlebte sie nur ein einziges Mal: „Das war schon in Wien. Da hat mich irgendwann einmal jemand in U-Bahn-Gegend, bei einer U-Bahn-Station, angespuckt. Also mich nicht getroffen, aber er hat dazu gesagt: ‚Scheiß Ausländer.’“ Sie fügt hinzu, dass sie weiterging und sich den Vorfall nicht weiter zu Herzen nahm. Dennoch wurde ihr in diesem Moment bewusst, wie schwer es Menschen haben, die laufend Ablehnung erfahren: „Ich war auch nicht betroffen. Ich hab mir nur gedacht: Aha, so geht es also vielleicht Leuten, die wirklich eindeutig, vielleicht mit Kopftuch oder so, unterwegs sind. Ich konnte da in dem Moment halt kurz mal fühlen, wie es jemandem geht, dem das wirklich öfters passiert. Also dass es ungut sein kann, ja?“

Was Rassismus in Österreich generell anbelangt, so vermutet sie, dass Migranten aus gewissen Ländern eher davon betroffen sind als andere. „Also ich glaube, es ist immer noch die Frage: Aus welchem Land kommst du? Das ist immer noch ganz wichtig. Wenn du aus Amerika kommst, oder aus England, oder auch Italien, oder Spanien und Frankreich […]: Da hat man es, glaube ich, nicht so schwer.“ Wer ihrer Ansicht nach besonders Gefahr läuft, benachteiligt zu werden? „Ich glaube, inzwischen ist es so, dass es Moslems besonders schwer haben hier. Also dass die erstmal lauter Vorurteilen begegnen. Prinzipiell haben es sicher Moslems am schwierigsten. Könnte ich mir vorstellen. Und eben Ostblockländer.“

Wir sprechen darüber, warum manche Migranten „fremder“ erscheinen als andere und somit eher Gefahr laufen, diskriminiert zu werden. Ein Grund dafür könnte zum Beispiel die Sprache sein, vermutet sie. „[…] dadurch, dass sie noch immer so fremd sind für uns, die Sprachen so extrem fremd klingen: Dadurch glaube ich, haben sie es sicher schwierig.“ Das wiederum, vermutet sie, sei zum Beispiel bei den Ländern des ehemaligen Ostblocks historisch bedingt: „Und dadurch, dass die Grenzen so lange zu waren, wir mit diesen Kulturen ja auch nicht in Berührung gekommen sind und keine Chance hatten, die uns irgendwie vertraut zu machen, wie mit den ganzen anderen europäischen Ländern. Es war kein Austausch da. Wir haben Englisch oder Französisch oder Spanisch in der Schule lernen können — aber keiner Ungarisch oder Serbokroatisch oder Tschechisch. Das macht das alles so fremd.“

Unser Gespräch dreht sich auch darum, dass Migranten nach wie vor als „Ausnahmeerscheinung“ — als etwas „Ungewöhnliches“ — wahrgenommen werden. Ihr Eindruck ist, dass es zum Beispiel noch wenige Moderatoren im österreichischen Fernsehen gibt, die erkennbar Migrationshintergrund haben. „Aber von den Gesichtern, die man sieht, gibt es nicht viele, und da könnte man sicher noch was machen, weil ich glaube: Es gibt auf jeden Fall Menschen mit Migrationshintergrund — auch aus den typischen Einwanderungsländern, die es bei uns halt so gibt —, die super geeignet wären als Fernseh-Moderator. Oder ich fände es ja auch super und ich hätte kein Problem damit, wenn es einen ‚Millionenshow’-Moderator mit Akzent gibt.“

Sebastian SCHLACHTER DELGADO[13] ist in Salzburg geboren und aufgewachsen. Sein Vater ist Oberösterreicher, seine Mutter Peruanerin. Seine Mutter kam wegen eines Stipendiums über Umwege — Dresden und andere Orte in Deutschland — nach Salzburg, wo sich seine Eltern (beide sind Musiker) schließlich kennenlernten. Seine Mutter war eine der ersten Lateinamerikanerinnen in Salzburg, und sie half nachkommenden Lateinamerikanern, in Österreich Fuß zu fassen.

Schlachter Delgado begann mit drei Jahren Geige und mit vier Jahren Cello zu spielen, bereits mit zehn Jahren besuchte er das Mozarteum in Salzburg. Er übte sechs Stunden täglich und trat bei Wettbewerben an. Er erzählt, dass er während dieser Zeit auch in der Schule bevorzugt behandelt wurde, dass er sich aber auch vorwiegend aufgrund der Tatsache anerkannt fühlte, dass er erfolgreich Cello spielte. Im Alter von 16 Jahren beendet er das Studium der klassischen Musik schließlich.

Dennoch blieb die Musik Thema: Als 15-Jähriger entdeckte er HipHop für sich. „Ich wollte nur noch Graffiti sprühen und nur noch Breakdance und das alles“, erzählt er. Das war auch die Zeit, in der er sich, wie er es schildert, auf die „*roots*“ seiner Mutter zu berufen begann, die weit zurückliegend auch afrikanische Wurzeln hat.

Anfang der 90er-Jahre begeisterte ihn die Technomusik-Bewegung, während der, wie er es beschreibt, „Vorurteile, Hautfarbe und Haarstyle“ unwichtig wurden: „Sondern es war alles nur noch Liebe und viel Party und alles, was dazugehört.“ Über Techno kam er zur elektronischen Musik, und er begann, sich mit experimenteller elektronischer Musik zu befassen. Unter anderem machte er zwei Produktionen für die Volksoper. Zudem komponierte er selbst lange Zeit Musik und tourte mit seiner Band durch Europa.

Schließlich kam er 1998 zu FM4, wo er zum Zeitpunkt des Interviews Redakteur und Chef der Sendung „La Boum de Luxe“ ist. Sein Arbeitsumfeld schätzt er sehr: Er wollte immer in einem internationalen Umfeld arbeiten, wo Aussehen, Herkunft oder Hautfarbe keine Rolle spielen. Auch die Mehrsprachigkeit bei FM4 gefällt ihm. Neben seiner Tätigkeit bei FM4 führt er ein Plattenlabel („Vienna Wildstyle Recording“). Er überlegt außerdem, nach einer Pause von etwa zehn Jahren selbst wieder Musik zu machen.

Schlachter Delgado und seine Schwester wuchsen zweisprachig (Deutsch und Spanisch) auf, was er als großen Vorteil betrachtet. Manchmal habe er jedoch das Gefühl, erzählt er, dass ihm manche Dinge im deutschen Wortschatz „ein bisschen fehlen“ — etwa wenn es darum gehe, etwas schnell und präzise auf den Punkt zu bringen. Neben Deutsch spricht er auch Spanisch fließend, wenngleich er seine Spanischkenntnisse als „nicht perfekt“ bezeichnet: So verwende er bei Aufenthalten in spanischsprachigen Ländern zuweilen eine falsche Redewendung, oder setze beim Schreiben ein Apostroph falsch.

Schlachter Delgado erzählt, er fühle sich weder als Peruaner, noch als Österreicher. Einerseits werde er wegen seines Aussehens (vor allem aufgrund seiner Haare) oft gefragt, wo er her sei — andererseits höre jeder an seiner Sprache, dass er in Wien lebt. Er selbst sagt, er lebe zwar hier, seine Herkunft komme aber von seinen Eltern — und die sei eben eine Mischung. In seinem Pass steht kein Doppelname, aber er führt ihn bewusst, um auf seine Herkunft aus „zwei komplett verschiedenen Welten“ hinzuweisen.

Er erzählt, dass ihn das Gefühl nicht richtig „dazuzugehören“ lange Zeit beschäftigte. Was das Herkunftsland seiner Mutter betrifft, so war er insgesamt vier Mal in Peru. Er erinnert sich aber, sich dort nicht wirklich wohlgefühlt zu haben. Ebenso habe er sich — abgesehen von seiner

[13] Bruder von Barbara Schlachter Delgado (siehe Seite 282)

Familie, die er oft vermisst — dort nie wirklich willkommen gefühlt. Er betrachtet sich aber auch nicht als Österreicher, denn: „Ich fühle keine Zugehörigkeit zu meinem Pass."

Dennoch möchte er unbedingt wieder nach Peru fahren. Einerseits natürlich, um die Verwandten zu treffen. Andererseits möchte er das Hilfsprojekt, das seine Mutter seit den 1980er-Jahren dort betreibt, besuchen: Seine Mutter half unter anderem dabei, in einer armen Region Brunnen und Schulen aufzubauen. Auch sein Vater engagiert sich in Peru, indem er den Menschen kostenlosen Musikunterricht gibt. Seine Eltern reisen jährlich meistens für zwei bis drei Monate nach Peru.

Mit Fremdenfeindlichkeit musste er in Österreich mehrere Erfahrungen machen, so wurde er etwa von Neonazis angefeindet. Er selbst wurde nie gewalttätig attackiert, er erinnert sich aber unter anderem daran, dass er dabei war, als ein Freund von ihm in Salzburg von Skinheads verprügelt wurde.

Manchmal fragt er sich, wie es für seine Mutter war, als eine der ersten Lateinamerikanerinnen nach Salzburg zu kommen, da sie sich im Alltag immer wieder durchkämpfen musste. Er beschreibt seine Mutter aber als eine sehr durchsetzungsfähige Frau. Geprägt durch seine Erlebnisse und seinen familiären Hintergrund, so sagt er, könne er auch nicht tatenlos zusehen, wenn Menschen — seien es nun Obdachlose, Migranten etc. — in der Öffentlichkeit schlecht behandelt werden: „Ich rede dazwischen und frage, was los ist. Und frage, warum der jetzt so behandelt wird."

Abgesehen davon konnte seine Herkunft auch ein Vorteil sein, etwa in der Schule („…, dass ich ein bisschen Vorteile gehabt hab, der süße, kleine Exot zu sein."), wobei er erzählt, er wolle nicht, dass ihn jemand bloß aufgrund seiner Herkunft sympathisch finde.

Fragt man ihn, ob er Fremdenfeindlichkeit für ein Problem in Österreich halte, so antwortet er, er empfinde es vor allem als Problem, dass Österreich seine Vergangenheit nicht aufgearbeitet habe. Das biete einen guten Nährboden für Fremdenfeindlichkeit. Wobei er auch anfügt, dass es im Prinzip auf der ganzen Welt gewisse Arten von Rassismus gebe. In Österreich falle eben Populismus auf fruchtbaren Boden, wobei er diesen Unmut gegenüber Migranten als „lächerlich bescheuert" bezeichnet, sei Österreich doch eines der reichsten Länder der Welt.

Er erzählt, mit der „Identität des Österreichers", wie er es nennt, nicht viel anfangen zu können. Er selbst lehne Nationalismus und Stolz auf die eigene Nation ab. Und: „Ich halte es nicht aus, wenn jemand in traditionellen Klamotten daherkommt. Ich hasse Lederhosen, ich hasse Dirndlkleider." In Österreich kommt für ihn zum Leben nur Wien in Frage. Dort fühlt er sich auch zuhause: „Also über die Jahre bin ich schon ziemlich zum Wiener geworden." Immer wieder spielte er aber auch mit dem Gedanken, anderswo zu leben. Sein Traum wäre zum Beispiel, nach Barcelona zu gehen, und auch Brasilien würde ihn grundsätzlich reizen.

Rainer SPRINGENSCHMID, 1969 in Wien geboren, zog im Alter von viereinhalb Jahren mit seiner Familie von Österreich nach Bayern. Sein Vater, Professor für Baustoffkunde und Werkstoffprüfung, bekam damals einen Lehrstuhl an der Technischen Universität in München. Seine Mutter studierte auf Lehramt, übte den Beruf aber nicht aus. Springenschmid hat vier Geschwister.

1988 ging er von München nach Salzburg, um dort vier Semester lang Publizistik und Politikwissenschaft zu studieren. Er unterbrach das Studium, ging für zweieinhalb Jahre zurück nach München und arbeitete dort. Im März 1993 kehrte er nach Salzburg zurück. Er nahm sein Studium wieder auf, nebenher jobbte er im Sozialbereich. Nach der Einführung der Privatradios in Österreich ergriff er die Chance, in diesem Bereich einen Job zu finden. Er ging von Salzburg nach Wien, arbeitete zuerst bei „Antenne Wien", danach bei „Radio Wien", zwei Jahre später wechselte er zu FM4.

Springenschmid erzählt gleich zu Beginn, er habe in seiner „Gedankenwelt einige Dinge gefunden", wie es auch „klassische Migranten" für sich beschreiben: „Dieses Gefühl, dass man da nicht daheim ist und dort nicht daheim ist. Oder sich nirgendwo wirklich zugehörig fühlt. Und deswegen denke ich, dass ich da durchaus auch einen Migrationshintergrund für mich in Anspruch nehmen kann."

Im Alter von etwa vier Jahren wird ihm erstmals klar, dass bei ihm „irgendwas anders" ist: „Zum ersten Mal sozusagen ausgeschlossen gefühlt — oder negative Erfahrungen mit diesem Migrations-Ding gemacht — hab ich im Kindergarten in München." Die Kindergärtnerin und die Zahnärztin, die die Kindergartenkinder untersuchte, lachten über seine österreichische Ausdrucksweise (über das Wort „Zahnzucki").

In der Grundschule war seine Herkunft kaum Thema, abgesehen von Kleinigkeiten: Am ersten Schultag schickten die Eltern ihn und seine Geschwister in Lederhose beziehungsweise Dirndl in die Schule. „Und das war halt in München überhaupt nicht üblich. Dann ist man sich dann teilweise schon ein bisschen komisch vorgekommen (lacht)." Im Gymnasium spielte seine Herkunft aus Österreich eine gewisse Rolle, er fühlte sich deshalb in der Klasse teilweise gemobbt: „Wobei ich jetzt nicht weiß, ob ich das sozusagen selber für mich in Anspruch genommen habe, um als etwas Besonderes zu gelten (lacht) — oder ob das dazu benutzt wurde, mich zu brandmarken."

Er erinnert sich an seine Kindheit und Jugend in München, und an das Gefühl, dass in seinem Elternhaus manches ein wenig „anders" ist. „In den Gesprächen meiner Eltern — mit uns, untereinander oder mit ihren österreichischen Freunden — schwang das immer so ein bisschen mit: Wir sind Österreicher, wir sind anders." Seine Eltern legten etwa eine, wie er sagt, „österreichisch-bürgerliche" Ablehnung gegen Fußball an den Tag: „Also ich durfte nie in einen Fußball-Verein, obwohl ich so gerne gegangen wäre. ‚Fußball, das spielen ja nur die Proleten'. Also diese Ablehnung gegen ‚Proleten', das hast du in München so nicht gekannt." Zudem erzählt er von einer gewissen „Österreich-Glorifizierung" seiner Geschwister, die ihn nervte. In einem gewissen Alter begann er, in den innerfamiliären Diskussionen zunehmend die Identifikation mit der Seite der Deutschen zu wählen. Ein Grund dafür war unter anderem, dass er bemerkte, dass er in Österreich als Deutscher wahrgenommen wurde.

Die gemeinsame und doch unterschiedliche Sprache sollte ein Thema in seinem Leben bleiben: Bei Verwandtenbesuchen in Salzburg wurde zum Beispiel thematisiert, wie er und seine Geschwister sprachen. Außerdem gestaltete sich sein Alltag lange Zeit quasi dreisprachig: zuhause sprach er mit österreichischem Einschlag, außer Haus deutsches Hochdeutsch, ab dem Alter von 16 schließlich bayrisches Deutsch. Als Erwachsener nerve ihn „dieser Sprachfaschismus wahnsinnig": Erkläre man ihm in Wien, man sage „Haube", verwende er manchmal absichtlich das Wort „Mütze". Auch in seinem Beruf wird er immer wieder mit dem

Thema konfrontiert: Etwa wenn er einen Radiobeitrag neu einsprechen muss, weil er ein Wort im deutschen Deutsch ausgesprochen hat. Springenschmid: „Die Sprache, die hab ich eigentlich immer so als Quelle der Disintegration erlebt. Also immer so als Ausschließungsmoment, eher als als Einschließungsmoment."

Er erlebte die Ablehnung, die Deutschen in Österreich entgegenschlagen kann. Springenschmid erinnert sich zum Beispiel an Klischees, mit denen er konfrontiert wurde, als er mit dem links-alternativen Milieu in Wien in Kontakt kam: „Also erstens, wenn es um das Thema Deutschland und Österreich ging, dann waren auch Linke auf einmal Patrioten. Und dann haben auch Linke auf einmal das ‚Deutsche' mit ‚Nazis' gleichgesetzt — also jetzt nicht in der heutigen Zeit. Aber sie haben sozusagen ‚Nazi' mit ‚Deutschen' gleichgesetzt — und Österreich-Patriotismus mit Anti-Faschismus verwechselt."

Er stieß in Österreich auf einen Links-Patriotismus, der ihn erstaunte. In Bayern, erinnert er sich, war das Feindbild der Linken etwa die CSU-Regierung oder der deutsche Staat: „Und interessanterweise hab ich dann festgestellt, dass man in Österreich — und das ist eben wieder diese Variante mit dem Deutschen-Hass als Anti-Faschismus-Ersatz — sozusagen dieselben Feindbilder gehabt hat: Eben *nicht* den österreichischen Staat und die österreichische Industrie, sondern *auch* den deutschen Staat und die deutsche Industrie."

Springenschmid betrachtet seine Migrationserfahrungen als positive Bereicherung: „Ich glaub schon, dass ich durch das Aufwachsen in München und auch durch das, wie die Schule war, in der ich war, ein Maß an — wie soll man sagen — Weitsicht gewonnen hab, das ich wahrscheinlich in Österreich nicht so gewonnen hätte." Natürlich könne man nicht generalisieren, dennoch hat Springenschmid den Eindruck, dass die Menschen in Österreich manchmal nicht über den Tellerrand schauen: „Und wenn, dann in so einer komischen Disposition: ‚Wir armen Kleinen heben unser Köpfchen und schauen dahin und sind eh rundherum vom Bösen oder vom Gefährlichen umzingelt.'" Wiewohl sich das in jüngerer Zeit — auch durch das Internet — verändere und verbessere. Was er außerdem in Österreich teilweise vermisst: Eine qualifizierte politische Öffentlichkeit sowie sachliche Debatten zu Themen wie Migration und Integration.

Er resümiert: „Irgendwie ist dieses Deutschland-Österreich-Ding dann schon so eine Art Lebensthema bei mir. Das ist schon etwas, womit ich mich dauerhaft beschäftige. Weil man halt auch ständig drauf gestoßen wird." Heutzutage fühle er sich nicht als Deutscher: „Aber zum Beispiel wenn es um Sport geht oder sonst was, fiebere ich eher mit den Deutschen mit. Aber kaum überschreite ich die Grenze und jemand sagt etwas Negatives über das österreichische Nationalteam, dann werd ich zum Patrioten (lacht)."

Wenn man fragt, wo er sich zuhause fühlt, antwortet er nach kurzem Überlegen: „Also wenn man es jetzt auf die Stadt fokussiert, dann ist es mittlerweile — mittlerweile *wieder* — München. Aber, ich mein, hier [Wien, Anm.] ist meine Wohnung, ja? Insofern bin ich schon eher hier zu Hause (lacht)." Diese Frage beschäftigt ihn manchmal selbst. „Ich komm immer wieder auf den Gedanken, irgendwie: In Wien … fühle ich mich hier eigentlich heimisch? Ich weiß es nicht. Ich glaube, ich lese zu viele ‚Standard'-Postings oder so was, um mich in Wien heimisch zu fühlen (lacht)." Er schätze aber auch manche Seiten der Stadt, etwa die Urbanität in Wien.

Woanders hinzugehen würde ihn zumindest theoretisch reizen: Spontan nennt er Lissabon, New York oder Lateinamerika als Orte beziehungsweise Regionen, die ihm gefallen würden. Lange konnte er sich nicht vorstellen, wieder nach München zurückzukehren. Mittlerweile wäre aber auch das theoretisch eine Option: „Weil ich doch was vermisse. Großzügigkeit und Weltoffenheit vor allem."

Victor TURNER[14], 1979 in Großbritannien geboren, wuchs im Südosten Englands auf. Nach seinem Schulabschluss studierte er Französisch und Deutsch. Während seines Studiums verbrachte er ein halbes Jahr in Paris, und er unterrichtete einige Monate Englisch in Steyr. Nach seinem Studienabschluss ging er für neun Monate nach Ghana, um dort für eine Radiostation als Volontär zu arbeiten.

Nach diesem Volontariat überlegte er, nach England zurückzukehren, die dort verfügbaren Jobs erschienen ihm jedoch nicht sonderlich attraktiv. Er beschloss, erneut Englisch zu unterrichten. Diesmal wollte er jedoch in die Berge: „I was obsessed with the fantasy about living for one year in a real mountain village. So I applied to do the same thing in Tyrol." Im Schuljahr 2001/2002 arbeitete er in Reutte. In Österreich begann er, FM4 zu hören: „And I really liked FM4, I fell in love with it. I thought here is a radio station that takes young people seriously, which is unusual. […] I thought this was a great thing and I liked the music. So I applied on the off chance." Er erhielt den Job und übersiedelte nach Wien.

Auch nach mehr als zehn Jahren gefällt ihm seine Arbeit bei FM4: „There is a lot I like to do at FM4, it is a really exciting place to work. Because I think we have the freedom to do creative things and I find that exciting." Journalist, erzählt er, wollte er immer schon werden: „Well, I wanted to be Indiana Jones or a journalist. But the older I got the less realistic it seemed to be Indiana Jones. So I went for journalism instead." Als Inspiration für seine journalistische Arbeit diente ihm zum Beispiel die Reisereportage „In 80 Tagen um die Welt" des Schauspielers Michael Palin, der unter anderem als Mitglied der „Monty Python's" bekannt wurde. „I love that form of journalism, that form of travelling. […] I'm not going to explain Belarus to you, but the Russians are going to explain themselves to us. And I like that, and that's how I like to do journalism, basically."

Manchmal dachte er darüber nach, ob er in Wien bleiben sollte: „I mean there were times when you have to make a decision. I didn't mean to come forever. And then, after a while, I thought now would be the time to move or to not move. There was a time when I thought whether I should try to make it in London or somewhere else." Für jemanden, der als freier Journalist nach Themen sucht, über die er berichten kann, gebe Österreich nicht allzu viel her: „I love life here, but I couldn't do much freelance work. […] If you live in Berlin, you can talk about European politics, or if you are in Brussels or in Sidney or Singapore."

Die Lebensqualität, fügt er hinzu, sei jedoch hoch: „For me it is perfect. It's a big city but it's not oppressive. The only other big city I lived in is Paris, which I adored. But at the weekends I couldn't wait go to Bois de Boulogne and just go into the green air and breathe it in. I had this feeling in the town of constant traffic, and here you don't have that. I go mountain biking after work, I go to the Wienerwald. […] So it is a nice mix. And also, you know, you bump into people when you go out, and I like that. London can be very anonymous."

Er beobachtete Ähnlichkeiten zwischen Österreich und England: „I have always thought that Austrians and English people are very similar. […] I noticed this because I knew a lot of Australians at one point. And they were always telling me that their team was going to win and that they are going to beat us. And if you are English, you watch sports with dread in your heart and you spend all your time telling everyone how terrible your team is. And my Austrian football friends are the same. You watch the game with hands over your eyes and it is seen as not very cool to be patriotic. And this is very similar in England."

Auch der Humor sei ähnlich: „When I first arrived, when I came from the countryside, I heard that the Viennese are grumpy. But they are not — they are like Brits. We like to play down things,

[14] Auf Wunsch des Interviewten handelt es sich hierbei um ein Pseudonym

everything has a layer of irony on it. So if I see my friend and ask: ‚How was your day?', he would say: ‚Oh, dreadful' (lacht)."

Wir sprechen auch über die Unterschiede, die er bemerkte. So hat er etwa den Eindruck, dass Menschen aus anderen Ländern — vor allem jene, die optisch als „anders" auffallen — in Österreich in gewisser Hinsicht noch anders rezipiert werden als in England: Während multikulturelle Freundeskreise in London zum Beispiel selbstverständlich sind und nicht weiter erwähnt werden, gestalte sich die Lage in anderen Ländern, etwa in Österreich, noch anders: „It sometimes makes me laugh when people in any country are proud because they have multicultural friends. Because it seems to me like a level too far behind. You should hardly notice. That's what I think."

Turner weist in diesem Kontext auf die unterschiedliche geschichtliche Entwicklung von England und Österreich hin: „I think it is about the mix. You have got to imagine that England is an island and it was a trading country. Long before colonialism people had contact to black people. They were living in England as traders. We were used to having exchange. London always was a mixed city." Er erzählt von seiner Kindheit, und darüber, dass die Kinder in seiner Volksschulklasse aus Ländern aus aller Welt stammten — etwa aus Pakistan, aus Bangladesch oder aus der Karibik. Er wuchs inmitten dieser Vielfalt an Ethnien auf: „It is like you notice that a girl has got red hair, and you notice that a girl has got black skin, and you see them in the same way."

Sein Eindruck ist, dass es Menschen mit schwarzer Hautfarbe in Österreich noch schwerer haben als in England. „I think it is more difficult. Because when you have got a lot of black friends in London, then that's totally normal. And here, it is still unusual. You are still treated differently." Er fügt hinzu: „One thing I really want to make sure: I don't want to give the impression that Austria is a closed-minded country. Because I really don't think that. Just if you ask me about the difference in the way that specifically black people are treated, then: yes, there is a difference. For example, there is a need to fight the cliché of drug dealers."

Auf meine Frage, ob er selbst in Österreich mit Fremdenfeindlichkeit konfrontiert war, lacht Turner, und erzählt: Als er in Österreich zum ersten Mal auf Wohnungssuche war, stieß er auf einen Vermieter, der ihn telefonisch wissen ließ, dass er nicht daran denke, seine Wohnung an einen Ausländer zu vermieten. Ansonsten, erzählt er, würden ihm die Menschen sehr respektvoll begegnen. Auch wenn er persönlich nicht betroffen war, so beobachtete er, wie sich Rassismus im Alltag äußern kann, etwa wenn in Gasthäusern geschmacklose Sprüche geklopft werden: „You know what is said around the ‚Stammtisch', and I find that abhorrent."

Insofern sei es auch schwierig, seine Situation mit jener von Einwanderern aus anderen Ländern zu vergleichen: Während manche Migranten eine Menge an Ablehnung erleben, werden Menschen aus den angelsächsischen Ländern in Österreich in der Regel sehr respektvoll behandelt. „Well, I don't want to compare the challenges in my life to someone who has come from Turkey and makes a massive effort to fit in. Who perhaps wants to get citizenship, wants to bring up his kids as Austrians."

Er wohnte mehrere Jahre in einer Gegend des 16. Bezirks, in der viele Einwanderer leben: „I loved the fact that I spoke German all the time, but without a dialect — and the Turkish guys tried to speak with a Viennese accent. That's wonderful! They make such an effort! And they have got a total different challenge than someone from the EU who comes here. We can enjoy the country, but we have no need to have to fit in. I guess I don't feel the same as someone from Turkey, Georgia, Afghanistan, … I feel like an EU citizen." Die Frage, ob er sich selbst als Migrant bezeichnen würde, verneint er. Er fügt hinzu, dass er selbst sich diese Frage nie gestellt hatte: „No, because of the European Union. I'm an English guy living in Austria." Was er unter einem Migranten versteht? Ein Migrant sei für ihn eher jemand, der endgültig in ein anderes Land geht. „Who leaves a place to start a new life. Which is, I guess, what I did, but it doesn't feel like that."

Jill ZOBEL, geboren in Pennsylvania, wuchs in Long Island auf. Am Mary Washington College in Virginia machte sie ihren Bachelor in English Literature. Zobel arbeitete mehrere Jahre als Verlegerin für namhafte Verlage in New York City.

In New York lernte sie ihren Mann, einen österreichischen Journalisten, kennen. Mehrere Jahre lang trafen sie einander immer wieder während seiner Aufenthalte in Amerika. Im Sommer 1978 machte er ihr einen Heiratsantrag. Im Oktober desselben Jahres mussten beide zur Frankfurter Buchmesse: Es war Zobels erste Reise nach Europa, und ihr Verlobter schlug vor, einen gemeinsamen Urlaub anzuhängen, um ihr Österreich zu zeigen. Im November flog sie zurück in die Staaten: Sie schloss ihre Projekte in der Arbeit ab, kündigte und feierte mit ihrer Familie Weihnachten. Mit Büchern, Kleidung, einigen Schallplatten und etwas Geschirr im Gepäck verließ sie Ende des Jahres 1978 die Vereinigten Staaten und zog nach Österreich.

Zobel, die an ein Leben in New York City gewöhnt war, erinnert sich an ihre ersten Eindrücke von Wien: „Vienna was very grey. Extremely grey. It was a bitter cold winter and it was a very old city back then. We are talking about nearly 34 years. It was a terribly old city. And very unfriendly: you couldn't eat out late at night, you couldn't do anything past ten o'clock."

Anfangs besuchte sie ihre Familie in Amerika zirka alle zwei Jahre, insofern kam sie auch noch öfters nach New York: „But leaving New York only became difficult when my family started moving around the US (lacht). And now they are all in Virginia. And leaving New York really happened when they all left New York." Im Gegenzug kamen auch ihre Eltern und Schwestern zu Besuch nach Österreich. Heimweh war kein großes Thema, erinnert sie sich. Sie vermisste aber ihre Familie in Amerika.

Die Familienmitglieder in Wien mussten sich an die neue Situation gewöhnen. „It was also different: my husband and his son had lived alone together, and for the twelve-year-old boy to suddenly have a stepmother in here … […] So it was personally chaotic, it was a grey winter." Was die Sprache betraf, so war die familieninterne Kommunikation kein Problem, da ihr Mann, dessen Mutter sowie ihr Stiefsohn fließend Englisch sprachen: „His mother spoke English and his son spoke English, because they had lived in England and they had lived in the States. So they already had this Anglo background, Anglo-American background, and they loved it. So culturally, it was no problem."

Anschluss fand sie im Freundeskreis ihres Mannes, wo sie herzlich aufgenommen wurde. Da dort alle Englisch sprachen, konnte sie mit Menschen kommunizieren und sich austauschen. Schwieriger wurde es für sie, wenn sie auf Partys war und die Gäste in den Wiener Dialekt verfielen. Das waren Momente, in denen sie sich anfangs sozial ausgeschlossen fühlte: „Only in the beginning. Viennese dialect? As soon as we went to a party and everybody switched into dialect, I was miserable."

Fragt man Zobel, ob es für sie schwierig war, ihren Beruf und ihr Leben in New York aufzugeben, so denkt sie kurz nach und erwidert: „I don't know. You know, I think it was nine years that I have been in New York doing all this and I loved K [Ehemann, Anm.]. And I thought: well, give this a chance."

Sie musste sich in Österreich wieder eine Karriere aufbauen, und sie nutzte ihre Kontakte aus der Verlagsbranche, um erste Projekte an Land zu ziehen. „I mean, I really didn't like it very much. I was bored but I had projects to do. They were lonely projects, because when you edit a book, you sit at home."

Ihr Mann arbeitete als Journalist beim Radio, und er erfuhr schließlich, dass die Gründung eines englischsprachigen Radiosenders — „Blue Danube Radio" — geplant war. Sie freute sich, als sie schließlich einen Job beim Radio in Aussicht hatte: „I knew, which was quite exciting, when I

went home for the States in June, that I would have the possibility of work." In New York besorgte sie das entsprechende Equipment für einen Job beim Radio und führte auch gleich einige Interviews. Mit all dem im Gepäck kehrte sie nach Wien zurück, wo sie anfing, für „Blue Danube" zu arbeiten: „So I was on air from the first day of ‚Blue Danube Radio' and I stayed on air until the last day of ‚Blue Danube Radio' and then I went over to FM4."

Bereits vor unserem Interview stellt Zobel klar, dass sie sich nicht als Migrant betrachtet. Im Laufe unseres Gesprächs kommt sie erneut darauf zu sprechen. „But that's what I told you at the beginning: I never felt like an immigrant. I *moved* here — I didn't migrate here." Das Gespräch kreist länger um diese Thematik. Als Migrant sieht sie sich jedenfalls nicht: „I moved here and I stayed. That's it." Auf die Frage, warum nicht, denkt sie nach und antwortet: „I know what migrants are and I live in the 2nd district in an immigrant community, or a community to which many people from other countries have migrated. But I look at them and it's not because of their color or whatever … You know, I just feel different." Für sie ist das Wort Migrant nicht negativ besetzt, sie fühlt sich damit einfach nicht angesprochen: „I find this migrant-thing … I don't see it as negative. I just don't feel like it has anything to do with me."

Sie erzählt von Begegnungen mit Frauen der „American Women's Association". Sie hatte nicht das Gefühl, dort dazuzugehören: „Because they weren't me. […] And they always talked about the same things. They always talked about migration, integration issues, or problems, or ignored the fact that they were not living at home and tried to rebuild America. None of them, not one of them, ever became a personal friend. I never continued with it."

Ähnlich erging es ihr, als sie Angehörige der „United Nations Women's Guild" kennenlernte: „I went to their Christmas bazaars but I don't belong to that UN community. I interviewed a lot of people at the UN and had dinners or drinks with them, with or without my husband, but I don't belong to that community." Enge Freundschaften schloss sie innerhalb dieser internationalen Community nicht. Der Kontakt bestand eher aus einer Einladung zu einer Geburtstagsfeier hier, einem Spielplatzbesuch mit anderen Müttern dort: „But I never jumped into that world."

Auf meine Frage, warum sie sich dort nicht zugehörig fühlte, erwidert sie: „I had enough to do, being a wife and mother, I had a stepson and a kid and a job. […] And we had a good circle of friends." Doch es ging auch um etwas anderes: Bei Begegnungen mit Menschen in diesen internationalen Kreisen fiel ihr auf, dass manche dazu tendierten, sich über diverse Aspekte des Lebens in Österreich zu beschweren. „But I found myself here, needing to live here and wanting to be happy — not wanting to be surrounded by misery." Lachend und selbstironisch erzählt sie, sich durchaus ebenfalls ab und an zu beklagen: vom Rauchfangkehrer, der zu früh am Morgen komme bis hin zur Müllabfuhr, die den morgendlichen Pendlerverkehr blockiere. „There is a lot I dislike about Austria, but there is a lot I disliked about New York (lacht)."

Ebenso aber erzählt sie von den Aspekten, die sie am Leben in Wien zu schätzen weiß: Die Stadt wurde im Laufe der Jahre jünger und internationaler. Neue Shops, Bars und Restaurants öffneten. Sie schätzt zudem die öffentlichen Verkehrsmittel sowie die Tatsache, dass das Stadtzentrum von ihrer Wohnung aus zu Fuß erreichbar ist. „So I didn't complain about that. And I felt that so many people were just unhappy."

Auf meine Frage, was sie persönlich unter einem Migranten versteht, antwortet sie: „Someone who migrates to some place for food, for money, perhaps for love, for political reasons — I mean, for all sorts of reasons." Ja, räumt sie ein: Liebe sei vermutlich auch ein Grund. „I think that people migrate for reasons. And I guess love is a reason. […] I guess it is, you know … I don't think of that."

ANHANG

ABSTRACT (DEUTSCH)

Die vorliegende Dissertation thematisiert Migration, beleuchtet aber einen Bereich, dem bisher wenig Aufmerksamkeit zuteil wurde: Sie widmet sich Erfahrungen von Menschen mit Migrationshintergrund, die im Bereich der österreichischen Massenmedien arbeiten.

Lange lag das Augenmerk auf Migranten, die sich in einer sozioökonomisch marginalisierten Position befinden — oder umgekehrt auf jenen, die aufgrund ihrer hohen Qualifikation einer Art mobilen internationalen „Elite“ zugerechnet werden. Bereiche zwischen diesen Enden des sozialen Spektrums erfahren erst in jüngerer Zeit wissenschaftliche Aufarbeitung: etwa die Migration der sogenannten Mittelschicht oder die Mobilität von Studenten. Hier setzt die vorliegende Dissertation an: Stellten die Massenmedien bisher nicht das klassische Revier von Migrationsforschern dar, zeigt sich, dass Menschen mit Migrationshintergrund auch in diesem Bereich vermehrt beruflich Fuß fassen.

Die Forschung basiert auf neunzehn biographisch-narrativen Interviews mit Mitarbeitern des Radiosenders FM4, der als Teil des Österreichischen Rundfunks (ORF) den Massenmedien zuzurechnen ist. Die Radiomitarbeiter sind selbst migriert oder haben mindestens einen Elternteil, der Migrant ist. Im Hintergrund standen unter anderem folgende Forschungsfragen: In welchen Lebensbereichen wurden die Interviewten vom Migrationshintergrund geprägt? Sind Alltag, Arbeit und Sozialkontakte davon beeinflusst? Wo ist der Migrationshintergrund eine Ressource, und in welchen Bereichen gibt es Schwierigkeiten?

Die vorliegende Arbeit illustriert, welche Rolle der Migrationshintergrund im Kindes- und Jugendalter der Radiomitarbeiter gespielt hat, und wo er — etwa in Form von Sprachkenntnissen oder Wissensgewinn — eine positive Ressource darstellt. Ebenso wird deutlich, in welchen Bereichen nach wie vor hartnäckige Blockaden existieren: beispielsweise im Schulsystem, in der alltäglichen Kommunikation oder auch im Kontakt mit gewissen Beamten. Die Ergebnisse weisen zudem interessante Diskrepanzen auf: So zeigt sich, dass der eigene Migrationshintergrund durchaus als wertvolle Ressource empfunden wird, und dennoch gleichzeitig eine deutliche Distanzierung zur Bezeichnung „Migrant“ vorhanden sein kann. Dieser Widerspruch wurzelt nicht zuletzt darin, dass sich der öffentliche Diskurs um Migration zumeist um ein auffällig schmales — nämlich: problemzentriertes — Themenspektrum dreht, wobei sich die vorwiegend negativen Vorstellungen oft nicht mit der doch wesentlich facettenreicheren Realität decken. So evozieren Begriffe wie „Migrant“ oder „Migrationshintergrund“ in erster Linie Assoziationen mit problematischen Lebensumständen, Endgültigkeit, Unfreiwilligkeit oder mit einem schmerzhaften Abschied. Zudem relativieren die Forschungsergebnisse einige Vorwürfe — etwa von Integrationsunwilligkeit oder Ghettoisierung —, die immer wieder gegen Migranten gerichtet werden.

ABSTRACT (ENGLISH)

This PhD dissertation deals with experiences of migrants working in one branch of the Austrian mass media, which have received only limited attention so far. In past discussions concerning migration some topics have attracted more attention than others. Migration has been viewed through the so-called socio-economic lens: hence a lot of research deals with migrants who either live in marginal socio-economic circumstances or, due to their skills, are considered to be part of an international „high-flying elite“. So-called middle class migration and the mobility of international students are comparatively new research fields within migration studies.

This dissertation is based upon in-depth narrative interviews with nineteen people with migration background who work for the Austrian radio station FM4. FM4 is part of the Austrian national public service broadcaster ORF and therefore part of the Austrian mass media. All interviewees either migrated themselves or have at least one migrant parent. The research questions how having migration background influenced the lives of the respondents: how did it, for example, affect their everyday lives, their friendships, and their work? Can having migration background provide important resources? When and where did they experience problems?

The dissertation exemplifies how the migration background has influenced childhood and youth of the persons interviewed. On the one hand the research reveals the potential of migration as a resource, for example in terms of experience and language skills; on the other how migrants are still subject to exclusion and racism. It becomes obvious that children with migration background still suffer from severe discrimination in the Austrian school system. Racism also manifests itself in day-to-day communication, or when dealing with certain officials.

Furthermore interesting discrepancies are revealed: albeit the migration background of the respondents is considered a gain by all of them, most of them don’t call themselves “migrants“. Terms such as “migrant“ or “migration background“ are first and foremost associated with problematic circumstances like marginal socio-economic circumstances, precarious life conditions or forced migration. Amongst others, this contradiction is a consequence of the fact that the public media discourse predominantly focuses on problematic aspects of migration: but the stereotypes dominant in public perception often don’t coincide with the realities of a multi-facetted phenomenon like migration.

Furthermore the research results relativize some prejudices — e.g. about being unwilling to integrate or about ghettoization — which dominate the public media discourse about migrants.

CURRICULUM VITAE

Johanna KREID

1070 Wien
Mobil: +43 (0) 676 611 28 89
eMail: johanna.kreid@gmx.at

Persönliche Daten

Geburtsdatum:	11.09.1981
Nationalität:	Österreich

Forschungsschwerpunkte

Migration, Transnationale Migration, Migration Hochqualifizierter, „Unsichtbare" Migration, Rassismus, Integration, Migranten der zweiten Generation, Bildungssystem

Wissenschaftliche Laufbahn

05/2012: Universität Wien/Österreich:
Organisation und Moderation des Workshops *Neue Wege in der Migrationsforschung* im Rahmen der „7.Tage der Kultur- und Sozialanthropologie"

Vortrag zum Thema *Migrant, Berichterstatter, Medienbeobachter: Erfahrungen von Migranten, die im ORF arbeiten* während der „7. Tage der Kultur- und Sozialanthropologie"

10/2011: Universität Trier/Deutschland:
Vortrag *„Successful" Immigrants on the Austrian Labor Market — Questions of Inclusion, Integration and Identity* bei der Konferenz „The Resilience of People in Motion: Processes of Immigration, Transmigration, and Remigration in the Wider Europe Today"

09/2011: Universität Wien/Österreich:
Vortrag *„Successful" Migrants from Eastern Europe on the Austrian Labor Market* bei der „Tagung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde"

02/2011: Universität Granada/Spanien:
Vortrag *The Struggle of Second-Generation Immigrants in Austria* im Rahmen der Konferenz „I Congreso Internacional sobre Migraciones de Andalucía"

ab 11/2009:	Doktoratsstudium der Sozialwissenschaften an der Universität Wien
11/2009:	Diplomprüfung am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien mit Auszeichnung bestanden

Publikationen

2010:	*Migration als Erfolgsgeschichte — Strategien und Karrieren der Zweiten Generation.* Saarbrücken: Akademikerverlag.
2011:	*The Struggle of Second-Generation Immigrants in Austria* (Konferenzpaper, präsentiert 02/2011 an der Universität Granada)

Stipendien

02 und 10/2011:	Dissemination — Unterstützung von Konferenzteilnahmen im Ausland

Studienverlauf

ab 11/2009:	Universität Wien Doktoratsstudium der Sozialwissenschaften
WS/04 - SS/09:	Universität Wien Diplomstudium der Kultur- und Sozialanthropologie
WS/04 - SS/09:	Universität Wien Studium der Romanistik (Portugiesisch und Spanisch). Studienschwerpunkte: Sprachbeherrschung, Sprachwissenschaft
2001 - 2002:	Kuratorium für Journalistenausbildung (KfJ) in Salzburg Absolvierung des Journalisten-Kollegs (berufsbegleitend) Studienschwerpunkte: Recherche, journalistische Darstellungsformen (Interview, Reportage, Meldung, Feature, Glosse, Kommentar), Storytelling

Weitere Qualifikationen

Mehrjährige Berufserfahrung im Journalismus sowie als freiberufliche Autorin, Lektorin und Regisseurin im künstlerischen Bereich, Englisch (sehr gute Kenntnisse), Portugiesisch (gute Kenntnisse), Spanisch (Grundkenntnisse), MS Office (Word, Excel, Power Point)